P. o. germ 1442 ov

ry del. & sc.

# Taschenbuch

für die

Verehrer der schönen Literatur

und einer

ausgewählten Lectüre.

---

Herausgegeben

von

Stampeel, Merkel, Rochlitz, v. Oertel,

v. Imhof, Hölderlin, v. Gerning ꝛc.

Zwei Theile

mit 14 Kupfern von Jury.

Berlin 1814.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Die Entstehung der Neuen Heloise von Rousseau.

## Eine einleitende Skizze zu den Kupfern.

Keiner hat gewiß das dunkle, romantische Labyrinth der Rousseau'schen Confessionen durchwandert, ohne von erhebenden Ansichten zu niederschlagenden, von entzückenden Blicken in die Tiefen des menschlichen Herzens zu zerreissenden überzugehen. Kennten wir Rousseau'n nur aus seiner Jugendgeschichte *) und

*) Die berüchtigte Bandgeschichte, die Entfliehung von le Maitre und einige andre entstellende Züge abgerechnet.

einigen Bogen des dritten Theiles seiner Bekenntnisse, mit welcher zur feurigsten Nachahmung begeisternden Andacht würden wir vor diesem Torso anbetend verweilen! Der allein es thun konnte, der schaffende Meister, hat ihn ergänzt, und wir staunen über die Kraft, die Kunst, das Genie, womit er ihn ergänzt hat; aber das Gefühl, mit dem wir jetzt von ihm — wegschleichen, ist nichts weniger als wohlthätig. Ach, er selbst hat die Altäre niedergerissen, die wir ihm errichteten! — Leuchtthürme, wohin wir blicken, die über noch ungeahnete Klippen und Syrten ihren warnenden Schein werfen; aber wehmüthig folgt das Auge der gescheiterten Fahrt des großen Schiffbrüchigen, von dem die rettenden Pharos aufgestellt sind; wehmüthig, wenn gleich tausendstimmige Segnungen der Geborgenen ihm aus den sichern Häfen ertönen. *)

In die gespannte Erwartung, mit der Jedermann der Fortsetzung der Confessionen entgegen sah, mischte sich nicht wenig die Begierde, das Original kennen zu lernen, das seiner unsterblichen Julie gesessen hat:

*) Daß Rousseau den bessern Theil seines Selbstes überlebt hat, ist, wenn wir es nicht schon aus den letzten Theilen der Confessionen wüßten, durch Dusaulx's und Coranze's Schriften, leider! entschieden.

te. Denn des Malers eigene Copie im St. Preux mußte jeder mit seinen Werken nur halb Vertraute auf den ersten Blick erkennen. Jener Wunsch ist unbefriedigt geblieben, und konnte aus mehr als Einem Grunde nicht befriedigt werden. Dafür aber gab uns die erharrete Fortsetzung, was den gehofften Fund an Werth überwiegt: die Geschichte der Entstehung seiner gefeierten Julie, und die Rückwirkung auf den Verfasser, noch ehe sie vollendet war, seinen himmlischen Roman mit der Gräfin Houdetot.

Wer könnte diese Schilderungen lesen, ohne sich von einem schwärmerischen Enthusiasmus hingerissen zu fühlen? wer könnte sie mit unbewegter Brust, mit stummem Herzen und trocknen Augen aus den Händen legen? Ach, wenn es wirklich einen solchen an dem Edelsten, was der Sterbliche erhielt, Verwahrloseten giebt: für ihn ist Julie nicht und nicht Werther geschrieben; der höhere Sinn, der in diesem Leben liegt, und den die Natur mit mächtigen Schlägen in dem Busen ihrer Geweiheten weckt, für ihn ist und bleibt er verloren! —

Daß Rousseau's Heloise sämmtlichen Leserinnen der Aglaja bekannt sey, leidet keinen Zweifel. Aber nicht Alle haben die Confessionen gelesen, und ich kann der verführerischen Lockung nicht widerstehn, sie mit der Entstehung eines Romanes bekannt zu machen, über dessen Werth ihr Herz, ihr Gefühl,

ihre Phantasie gewiß unwiderruflich entschieden haben. Sie ist selbst eine Reihe romantischer Scenen, welche der Julie an Interesse und zauberischem Colorit nicht weicht. Diese ist das gestempelte Werk der Begeisterung, jene die treueste, in die feinsten Details eindringende Geschichte der Begeisterung selbst.

Es ist freilich von jenen mit Rousseau'n weniger Vertraueten — vielleicht der größern Zahl der Leserinnen — eine sehr gerechte Forderung, sie zuvor mit den Anlagen, dem Charakter, den frühern Schicksalen eines Mannes, der so einzig da steht, daß kein Sterblicher ihm angereihet werden kann, wenigstens in den HauptMomenten bekannt zu machen. Beschränkt von dem Raum dieser Blätter, weiß ich in der That dazu kein anderes Mittel, als — wählen Sie, meine Leserinnen, aus ihren Freunden den Gefühlvollsten, den Phantasiereichsten, den Beredtesten, und lassen Sie von ihm sich erzählen, wie dieser mit einer brennenden, selbst unter dem Schnee des Alters nicht verlöschenden Einbildungskraft, mit einem durchdringenden, zum unermüdeten Grübeln gestimmten Scharfsinn, mit dem feurigsten, für die glühendsten Leidenschaften entzündbaren Temperamente, mit einer höchst reitzbaren und daher kränklichen Organisirung, und zugleich mit dem weichsten, liebefähigsten Herzen ausgestattete S o h n d e r N a t u r das wurde, was er

in seinem fünf und vierzigsten Jahre war. Er führe sie durch die verschlungnen Pfade seines Schicksals, und entrolle ihnen das ganze, abenteuerliche Gemählde seines Lebens. Er schildere ihn, wie er, früh von seinem Plutarch für Freiheit und Unabhängigkeit, von RomanenLektüre für das Abenteuerliche erhitzt, ein eilfjähriger Paladin seine Ritterpflichten zwischen einem nicht viel älterem Kinde und einem Mädchen von zwei und zwanzig theilt; ein sechszehnjähriger Glücksritter, ohne Habe, GewerbKenntnisse und Unterstützung, in die Welt zieht, unbekümmert für die Zukunft, aber besorgt, welcher Prinzessin er zuerst seine Huldigungen darbiete, unter jedem Schloßfenster Romanzen singend, und ungehörte Seufzer in die Luft hauchend; gemißhandelter Lehrbursche bei einem Kupferstecher, und der verzärtelte Pflegesohn, der begünstigte Liebhaber der edlen Warens; hier im stummen Entzücken zu den Füßen einer schönen Italiänerin hingegossen, trunken, die Lippe auf ihre Hand drücken zu können, dort kopirender Bedienter bei einer kalt vernünftigen Gräfin; Dollmetscher jetzt bei einem griechischen Archimandriten, auf dem geraden Wege nach Jerusalem, und jetzt französischer GesandschaftsSekretär bei der Republik Venedig; als Lakai bei dem Grafen von Gouvon, bis zum Sterben in seine Tochter verliebt, und dann königlicher SteuerKassirer zu Paris; heute, ohne ein Wort eng-

lisch zu wissen, in einen englischen Jacobiten verkappt, der beglückte Reisegefährte einer liebenswürdigen Dame, und nicht lange nachher Hofmeister des Herrn von Mably; Notenschreiber bei einem Antonius-Bruder, und Musiklehrer bei einer Schaar von interessanten Fräulein; voll glänzender Entwürfe auf einen Herons-Brunnen, der ihm unter dem Arm zerbricht, und — auf ein System einer neuen Notenbezifferung, mit der sich Niemand befassen will; ohne Ruf, ohne Ahnung seines schlummernden Genius, und plötzlich, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, der berühmteste Schriftsteller, der erste Weise, ein Heroe in einem verderbten Zeitalter und unter ausgearteten Zeitgenossen, von den liebenswürdigsten Weibern angebetet, und von ganz Frankreich, von ganz Europa vergöttert. — Ich traue es dem Gefühle Ihres Freundes zu, daß er von den hinreißenden Zügen seiner Kindheit, die Rousseau'n jedes Herz unwiderstehlich gewinnen, die anziehendsten aushebe: wie er im sechsten Jahre bei einem rührenden Romane heiße Thränen vergießt, und wenn sein Vater zu ihm sagt: „Jean Jaques, laß uns von deiner guten, verstorbenen Mutter sprechen!“ ihm antwortet: „Nun gut, mein Vater, wir werden mit einander weinen;“ wie er sich mit Ungestüm zwischen ihn und seinen ältern Bruder wirft, um die drohenden Schläge aufzufangen, und den väterlichen Zorn

mit Bitten und Thränen entwaffnet; wie er vor Freude aufjauchzt, wenn er mit seinem schwärmerisch geliebten Bernhard die Erde auflockert, und den Samen, den sie gestreuet haben, aufkeimen sieht; wie er, um einen gepflanzten Weidenzweig vor dem Mangel am Wasser zu schützen, von einem täglich getränkten Nußbaum eine unterirdische Wasserleitung — von SchachtelDeckeln herüber führt, in ängstlicher Erwartung der Stunde des Begießens harrt, und den nun endlich herab rinnenden Strom, der ihn und sein Bäumchen von dem gewissen Tode rettet, mit jubelndem Entzücken begrüßt. Er wird keine Scene seines reifern Alters übergehn, woraus die kindliche Einfalt seines Charakters, sein harmloser Geist, seine romantische Stimmung, seine Empfänglichkeit für alle sanften und stillen Empfindungen, sein früher Schönheitssinn, vorzüglich für die Reitze der Natur, seine schüchterne Bescheidenheit, seine Duldung fremder Schwächen, sein Trieb nach Unabhängigkeit, sein Haß gegen alle Unterdrückung hervor gehn. — Ich überlasse es dem Scharfsinne Ihres Freundes, die widerstreitenden Farben in seinem Charakter durch feine Mitteltinten und Schattirungen in einander zu verschmelzen: seine Trägheit mit dem Feuer seines Temperamentes, seine Sehnsucht nach Verborgenheit mit seinem Triebe nach Celebrität, sein Abspringen bei der geringsten Schwierigkeit mit seiner oft unermü-

denden Geduld. Er erkläre ihnen das Unsichere und Schwankende in seinen Handlungen aus dem Erschlaffen einer überspannten Phantasie. Er entwickle Ihnen aus seiner frühesten Jugendgeschichte, wie dieses so weiche und doch so stürmische Herz zwischen Sinnlichkeit und Enthaltsamkeit schwankte; dürstend nach Genuß, ihn gewöhnlich entschlüpfen ließ, dafür aber in seiner Alles verschönernden Einbildungskraft feiner, lebhafter und dauernder genoß, oder vielmehr schwelgte. Er löse es Ihnen, wie diesem Schüchternen, dem für den Augenblick kein Ausdruck zu Gebote stand, und den eine blöde Verlegenheit, bis ins späteste Alter hinauf, selbst nicht vor Kindern verließ, wie vom Himmel herab die Gabe der siegreichsten Beredsamkeit überkam, und wie unter dem nächtelangen Herumwerfen einzelner Perioden das glühende Feuer seiner Darstellung nicht verlosch. Er zeige Ihnen, wie der Trieb zu excentrischen Dichtungen den Hang zur Einsamkeit, aber auch zu ungeselligen Neigungen in ihm begründete; enträthsele es Ihnen, wie in dieses offene, wohlwollende Herz der Keim eines in finstern Menschenhaß aufschießenden Mißtrauens einwuchs, und enthülle Ihnen das furchtbare Geheimniß, ob die feindseligen Geister, die den Unglücklichen in den letzten Zeiten seiner leidenvollen Wallfahrt peinigend umringten, aus einem frühern Krankheitsstoff in seinem Blute oder aus zweien im

Kampf liegenden Seelen, aus einem bis zum Wahnsinn grübelnden Gehirn oder aus überspannten Leidenschaften hervor gährten, ob sie Erzeugnisse einer verletzten Einbildungskraft oder eines durch langes Mißdeuten und Verkennen zerrütteten Herzens waren. — Ich erwarte es endlich von der Gerechtigkeitsliebe Ihres Freundes, daß er Ihnen selbst von Rousseau's Verirrungen den Schleier lüfte, doch nur so weit, nicht als es der Anstand gebietet, — wäre er sonst der erlesene Freund? — sondern als sein Held eben dadurch, daß Ihr Herz ihm etwas zu verzeihen hat, Ihnen noch interessanter wird. Aber nun erwarte ich es auch von seiner Dankbarkeit gegen mich, der ihm zu so geistreichen Unterhaltungen am Camin, zu so sanften, in Thränen glänzenden Blicken, zu so manchem belohnenden Händedruck verholfen hat, daß er — so ungern es vielleicht meine Leserinnen sehen, und so viel sie auch dabei verlieren, — jetzt mir das Wort abtrete.

---

Bei der Hermitage, wenn ich nicht irre, blieb Ihr Freund stehen; dieser kleinen reitzenden Einsiedelei, die durch die feine Ueberraschung, mit der die Geberin den Werth ihrer Gabe zu erhöhen

wußte, für Rousseau'n einen zwiefachen Werth gewann. *)

Der rauhe, schneidende Ton, den seit einiger Zeit bei der leisesten Berührung die Saiten seines Herzens anschlugen, war ihm nicht natürlich. Eigene und fremde Veranlassungen, wahre und eingebildete Anfeindungen; höhere Anmaßungen von seiner Seite, von der andern der Neid kleiner Geister auf seine so plötzliche Celebrität, und der Unglaube seiner

---

*) Bei einem Besuch zu Chevrette, einem Landsitz der Frau von Epinay, hatte sie ein Spatziergang bis an den Wald von Montmorency geführt, wo ein kleiner Obstgarten eine verfallene Hütte umschloß, und die romantische Lage derselben Rousseau'n den unwillkührlichen Ausruf entlockt: „Ach, welch ein bezaubernder Wohnplatz! Ein Asyl, als wäre es für mich geschaffen!" Ohne den mindesten Schein, diese Worte aufzufassen, ließ sie an der Stelle dieser Hütte ein kleines, geschmackvoll eingerichtetes Haus in aller Stille aufbauen. Rousseau staunte über die so ganz veränderte Scene. „Hier, mein kleiner Bär," sagte Frau von Epinay, „ist Ihr Asyl. Die Freundschaft bietet es ihnen an, und nun darf ich doch hoffen, daß Sie den grausamen Entschluß, sich von mir zu entfernen, aufgeben?" Rousseau weinte seinen Dank und sein Entzücken auf die Hand der edlen Geberin.

Freunde an eine eben so plötzlich auftretende Sittenstrenge, die ihnen, im Contrast mit seinen vorigen Grundsätzen, und bei den ungleichen Schwingungen seiner Einbildungskraft, nicht haltbar, oder gar eine nur abenteuerliche Larve der Eitelkeit schien; dieß Alles hatte in seinem Herzen eine Bitterkeit, in seinem Blute eine Schärfe erzeugt, die von der Spannung, mit der allein er sich, unter den Neckereien der Witzlinge und dem Spötteln seiner nichts weniger als stoischen Bekannten, auf seiner widernatürlichen Höhe erhalten konnte, täglich neue Nahrung erhielt, und dem theoretischen und praktischen Reformator den Aufenthalt in Paris nothwendig vergällen mußte. Kaum konnte er die ersten erwärmenden Strahlen des Frühlings erwarten, um diesem Schauplatz der Laster und Thorheiten zu entfliehn. Er hatte sein wahres, eigenthümliches Selbst verloren; aber, jenen im Rücken, fand er dieses bald wieder. Es ging in seinem Innern eine Umwandlung vor, deren Bedürfniß er, ohne es zu gestehen, gewiß selbst gefühlt hatte. Er sah das Verderbniß der Menschen nicht mehr, und hörte auf, sie zu hassen, und das Bild ihrer Thorheit zerfloß vor seinem in wehmüthigen Thränen zitternden Blick. Der Rausch verflog, die Spannung brach, und der heftige, kecke, Sarkasmen sprühende Rousseau ward im Schooße der Natur, der er angehörte, wieder der weiche, sanfte, schüchterne Jean Jaques.

Sein erstes Erwachen in der reitzenden Einsiedelei — so muß dem seyn, der aus Modergrüften im Paradiese auferstehť! Noch glaubte er sich in seinem engen, düstern Gäßchen, in seinem hohen, von Böden und Dächern umnachteten Stock: — und die Gesänge der Nachtigallen begrüßten sein Ohr, knospende Zweige rankten sich traulich in sein Fenster, und die Düfte aufblühender Violen umströmten das Lager des Glücklichen. So war denn die heiße Sehnsucht gestillt, die noch in keinem Moment seines Lebens eingeschlummert war. Ach, wie oft hatte er in dem Glanz einer Art von diplomatischen Würde, unter den hochfliegenden Planen des Ehrgeitzes seinem stillen Charmettes, in den erleuchteten Prunksälen der Großen dem Schatten seiner Gebüsche, in dem Geräusch der Opern dem Rieseln seiner Bäche, unter dem Opferdampf des Weihrauchs den Düften seiner blühenden Wiesen sehnende Seufzer zugesandt! Wie oft, wenn er, umgeben von einer glänzenden Gesellschaft, auf eine armselige Hütte, auf eine Dornhecke, auf eine Scheune verstohlne Blicke warf, hatte er alle die langweiligen Gartensäle und Springbrunnen, die künstlichen Laubgänge und die geschnörkelten Beete, zusammt ihren prunkenden Besitzern, — wie oft, wenn ihm von einem Bauerhofe ein ländliches Mahl entgegen duftete, oder aus der Ferne die Töne einer Schalmei erklangen, die Mittag = und Abend=

Freunde: kein Adel des Geistes und der Seele, in dem sie nicht strahlten! Alles, was nur die Helden seines Plutarchs Großes und Edles gethan hatten, verlor im Vergleich mit dem, was er von seinen Ueberirdischen täglich und stündlich sah. Die rührendsten Situationen, die in Romanen ihm Thränen ausgepreßt hatten, gegen die Scenen, die in dieser Schöpfung spielten, waren sie kalt und alltäglich. Der Zauber, mit dem ihn seine Unsichtbaren umspannen, war so mächtig und anhaltend, daß er, ohne den Lauf der Sonne zu bemerken, Tage unter ihnen verlebte; um nur in seine bezauberten Gebüsche zurück zu fliegen, den Hunger mit einigen hastig verschlungenen Bissen, und die unseligen Menschengesichter, die ihn im Aufschwingen zu den höhern Regionen auf dieser langweiligen Erde zurück halten wollten, mit einigen zugeworfenen Grobheiten abfertigte.

Nichts von Allem, was sonst den Auffliegenden zur Sonne in das Thal der Seufzer und der Thränen so rasch und unsanft herab zieht, nicht häuslicher Verdruß, noch schmerzhafte, körperliche Leiden, noch seiner Feinde wahre oder geträumte Dolchstiche vermochten ihn aus seiner Verzückung zu reissen. Kaum fühlte er sich stark genug, das Krankenzimmer zu verlassen, so nahmen auch Kopf, Herz und Füsse wieder den gewohnten Weg.

Den gewohnten, wenn gleich nicht denselben; denn dießmal senkte denn doch seine etwas kühler gewordene Phantasie ihren Flug mehr erdwärts; aber mit einer so erlesenen Auswahl von Allem, was auf dem weiten Erdenrunde in jeder Art nur Reitzendes und Liebenswürdiges zu finden ist, daß seine neuen Geschöpfe gegen die ältern, die irdischen gegen die ätherischen nichts verloren, — und daher nicht weniger chimärisch waren.

Er dachte sich die Liebe und die Freundschaft — diese beiden Idole seines Herzens — in menschlicher, aber in der lieblichsten Hülle, und schmückte sie, ein zweiter Praxiteles, mit allen den vereinten Reitzen, die ihn einzeln an dem stets von ihm angebeteten Geschlecht entzückt hatten. Also weibliche Gestalten: zwei Freundinnen! Denn zwei Freunde wären ja nicht so selten und bei weitem nicht so anlockend gewesen. Ihr Charakter mußte zu einander stimmen, aber verschieden seyn. Ihre Gestalt — nicht regelmäßig schön, aber nach seinem Geschmacke; das heißt: aus jedem Zuge sprach Seele; aus dem Auge, in das leicht Thränen aufstiegen, blickten Wohlwollen, Demuth, kindlicher Sinn, kurz alle mildern Tugenden. Braunes Haar floß über die Schultern der Einen, blondes von der Scheitel der Andern; lebhaft und aufgeweckt war die Brünette, sanft und still die Blondine; jene ihrer Leidenschaften mäch-

tig, diese schwach, aber so rührend schwach, daß ihre Tugend noch dadurch zu gewinnen schien. Der Einen gab er einen Liebhaber, dessen zärtliche Freundin — wenn nicht gar noch Etwas mehr — die Andre war; aber kein Schatten von Rivalität, Zwist, Eifersucht! Denn nichts durfte in sein Tableau aufgenommen werden, das den Glanz der frischen Farben trüben, und die schöne Natur herab würdigen könnte. Selbst, ein neuer Pygmalion, für seine Modelle entbrannt, suchte er sich mit dem Geliebten und dem Freunde so viel, wie möglich, in Eine Person zu verschmelzen, und gab ihm dabei noch alle Tugenden und Fehler seines Schöpfers.

Jetzt kam es darauf an, einen Wohnplatz zu finden, der sich für solche Wesen eignete. Aber welchen? Die Aufgabe war nicht leicht. Frankreichs, Italiens und Helvetiens schönste Gegenden, die anziehendsten, die er auf seinen Reisen gesehn hatte, gingen, der Reihe nach, die Musterung durch. Aber hier war das Laub nicht frisch, dort die Luft nicht balsamisch, nirgends die Landschaft romantisch genug. Thessaliens Thäler wären nicht unrecht gewesen; Schade nur, daß er sie nie gesehn hatte! Denn existiren mußte der Ort, um die Täuschung über die Wirklichkeit der Personen, die ihn bewohnen sollten, zu vollenden, und der Dichtung Stütze und Haltung zu geben. Lange waren die borromäischen Inseln

im Vorschlag, vorzüglich Insula Bella, mit ihren Hügeln und Weinbergen, ihren Kastanien- und Zitronenwäldern und der reichen Aussicht über die Alpen; aber er fand, daß sie für seine Kinder der Natur durch ihre Muschelgrotten und aufgethürmten Terrassen zu viel Schmuck und Verzierung, zu Vieles hatten, was Kunst verrieth. Indeß, einen See brauchte er durchaus. Endlich, nach langem Sinnen, Wählen und Verwerfen, bestimmte er sich für den, um welchen seine Seele zu irren nie aufgehört hatte. An diesem wurde der reitzendste Theil des Gestades auserlesen, der, an welchem oft seine heißesten Wünsche ihm einen Wohnplatz gezaubert hatten. Der Geburtsort seines unvergeßlichen Mütterchens, war er für ihn ein Gegenstand der Vorliebe, und durch seinen Reichthum an mannigfaltigen, contrastirenden Ansichten, durch seine kunstlose Pracht, durch das Große, die Sinne Hinreißende, das Herz-Bewegende und den Geist Erhebende, das über das Ganze verbreitet ist, seiner neuen Ansiedler würdig. Er ließ sich also zu Vevai mit seinen jungen Mündeln nieder.

Dieser Sorge entledigt, lebte Rousseau lange im Kreise seiner Erwählten, zufrieden, seine Gefühle mit ihnen austauschen, sein Herz in ihrem Umgange erwärmen zu können. Aber je enger dieser sich zog, desto schärfer entwickelten sich die noch schwankenden

Umrisse seiner Gebilde, desto fester traten sie in bestimmteren Formen, in sichrerer Haltung hervor. Immer mehr und mehr drängten sich die anziehenden Situationen, in welchen sie den Reichthum ihrer Gefühle so ungesucht und rührend entfalteten. Um seinem vollen, überquellenden Herzen einigermaßen Luft zu machen, warf er einige von ihnen, in Briefform, ohne Folge und Zusammenhang auf's Papier, ohne den fernsten Gedanken, sie in ein Ganzes zu ordnen.

So verstrich der Herbst, und als nun die rauhere Jahreszeit eintrat, und ihn aus seinen Wäldern und Gebüschen trieb, wollte er seine Stubenarbeit vornehmen, aber es war keine Möglichkeit! Ueberall standen die beiden reitzenden Freundinnen, den Freund in ihrer Mitte, und warfen ihm süße Blicke zu; die Wände seines Zimmers wandelten sich in das Gestade, an dem sie wohnten, alle seine Umgebungen in Gegenstände, die er für sie geschaffen, für sie verschönert hatte. Vergebens strengte er die gespannteste Kraft an, sie von sich zu entfernen. Sie schwebten auf den Auszügen, die er für das Dictionnaire ordnen, sie hüpften über den Noten, die er kopiren wollte. Er gehörte keinen Augenblick mehr sich an; die Erscheinungen verließen ihn nicht mehr. Ueberzeugt endlich von der Unmöglichkeit, die freie Rich-

tung seines Geistes zu gewinnen, gab er sich ihnen unbedingt hin, suchte nur Ordnung und eine Art von Folgereihe unter sie zu bringen, und gerieth so zuerst auf die Idee, aus ihnen einen Roman zu bilden.

„Aber," wandte er sich selbst ein, „nach den strengen Grundsätzen, zu welchen du dich so laut, so öffentlich bekannt hast, welch ein schneidender, gegen dich selbst zeugender Widerspruch! Rousseau, der heftige Eiferer gegen diese nur Ueppigkeit und Weichlichkeit athmende Bücher, der sich in so bittern Ausfällen über ihre Schädlichkeit ergoß, Rousseau trägt sich selbst auf die Liste der Romanenschreiber ein, er selbst schreibt einen Roman!" Er sah die Blöße, die er gab; er fühlte die unerhörte Inconsequenz; er machte sich die empfindlichsten Vorwürfe, erröthete über seine Schwäche, ärgerte sich über sich selbst; aber zur Vernunft konnte ihm nichts von Allem zurück führen. Gänzlich von seinen Phantasmen unterjocht, mußte er sich ihnen unterwerfen, entstünde auch daraus, was da wolle! Blieb ihm doch immer noch der Ausweg offen, sein Werk ins Pult zu verschließen, und es keinem Menschenauge sehen zu lassen.

„Und athmet es denn," rechtfertigte er sich, „wirklich nur Sinnlichkeit und Weichlichkeit? Müssen

nicht die hin und wieder üppigen Gemälde durch das sanfte Colorit der Unschuld, ohne welches sie alle Anmuth verlieren würden, gemildert, und für noch unverdorbene Herzen unschädlich werden? Meine Heldin ist ein schwaches Mädchen, aber durch ihre Liebe interessant; ihre Schwäche lockt das Mitleid hervor, ohne dem Interesse, das jene einflößt, zu schaden. Vollkommene Wesen giebt es in der Natur nicht; ihr Beispiel liegt uns zu fern, als daß wir auch den Muth nur, ihnen nachzuahmen, gewinnen könnten. Die Sitten der großen Welt — wer wendet nicht voll Abscheu das Auge von ihnen? Wen empört nicht der Anblick eines treulosen Weibes, das, stolz auf seine Schande, die heiligsten Pflichten schaamlos unter die Füsse tritt, und dem verspotteten Manne noch für nie genug zu erkennende Schonung anrechnet, daß es sich nicht über der That ertappen läßt? Aber daß ein junges Mädchen, von einem eben so weichen als edlen Herzen, auf einem schlüpfrigen Pfade strauchelt, und mit *dieser* Stärke sich von ihrem Falle erhebt, mit *diesem* Muth die Liebe, von der sie einmal überwunden war, jetzt wieder besiegt, mit *dieser* Wärme die Pflichten der Gattin, der Mutter erfüllt: „nein!" — ruft Rousseau aus — „wer euch sagt, daß ein solches Gemälde, im Ganzen genommen, ärger-

lich, daß es nicht sogar nützlich sey, ist ein Lügner, ein Heuchler; hört ihn nicht!" *)

Noch gesellte sich dazu eine himmlisch schwärmerische Idee, die ihn in seinem Vorsatz bestärkte. Die Gährung, welche die Encyclopädie aufgeregt hatte, war auf's Höchste gestiegen. Konnte er nicht in zwei verschiednen, beide in sich und selbst durch einander glücklichen Charakteren jeder der erbitterten Parteien das Verdienstvolle, das der öffentlichen Achtung Würdige, das sie in der andern verkannte, schildern, und so über ihren zertrümmerten Vorurtheilen die feindseligen Gemüther einander nähern?

Sein Plan vereinigte die beiden schönen und erhabnen Zwecke: durch Veredlung der Sitten, vorzüglich in den häuslichen Verhältnissen, die gesellschaftliche Ordnung, — und durch Aufklärung Eintracht und öffentliche Ruhe fester zu begründen; und

---

*) Oder hört ihn! Was von beiden soll man sagen? Der erste Giftmischer, den es je auf auf der Welt gegeben hat, ist der Mißbrauch, und nirgends kann er eine so verführerisch lockende Verlarvung entlehnen, als aus dieser Stelle. — Ich irre mich, er findet sie auf jeder Seite der Heloise. Verunglückte Copieen von Rousseau genug sind aus seinen Confessionen entsprungen. Möge die Julie keine hervor gebracht haben! Möge sie keine hervor bringen!

schmäuse, die Arien und Duette, die Witzeleien der Herren und der Damen zum Bösen gewünscht! Dieß sehnende Verlangen, um das sich alle seine Wünsche drängten, jetzt endlich war es befriedigt, und das verhaßte Paris, das sich durch ihn von seinen Lastern und Thorheiten nicht wollte bekehren lassen, für ihn lag es am andern Ende der Welt. „Ja," rief er in schwärmerischer Entzückung, „ich bin glücklich! Alle meine Wünsche sind erhört!"

Er sprang vom Lager, und seine erste Sorge war, nicht sich in seiner neuen Wohnung, — sondern in der Natur einzurichten. Er machte mit jedem Fußsteig, mit jedem Gebüsch Bekanntschaft, knüpfte Freundschaft mit jedem Hügel, mit jedem schattigen Winkel um seine Wohnung, und schloß jeden Baum in sein vertrauliches Bündniß. Kein Platz, der nicht einem schwärmerischen Traum seiner Kindheit, einer Wallfahrt in das heilige Gebiet der Erinnerung geweihet wurde. Hier an diesem Bach, dort unter jenen Schattengängen, in diesem Thal, auf jener Anhöhe sollten Nachdenken und Begeisterung ihm zu den philosophischen und moralischen Werken, an welchen er arbeitete, Ideen zuführen. Glücklicher Rousseau! Er, dessen Einbildungskraft sich nur im Gehen aufzog, und im Stillstehen ablief; der, unfähig, in einer ruhigen Stellung zu denken, nie con amore arbeitete, als, die Schreibtafel in

der Hand, zwischen Felsen oder auf Wiesen oder in dem Dickicht der Wälder; dessen Geist unter dem freien Himmel sich entzündete, aber unter der Stubendecke und hinter dem Schreibtische verrauchte; er, der gern sein Leben unter Dryaden zugebracht, und ihnen alle seine Huldigungen gewidmet hätte *): und nun den Wald von Montmorency sein Studierkabinett nennen konnte! — Den regnichten Tagen wurden die Arbeiten am Dictionnaire de Müsique, den Frühstunden das Brodtgewerbe des Notenschreibens angewiesen.

Rousseau's Glück wäre in diesem Stillleben vollkommen gewesen, oder vielmehr er hätte kein höheres geahnet, wäre es nicht durch den Zwang, den ihm kleine nicht auszuweichende Aufmerksamkeiten gegen Frau von Epinay auflegten, wenn heitre Tage diese nach Chevrette lockten, — für Rousseau'n, dem Dürstenden nach Unabhängigkeit, eine drückende Kette, — durch lästige Besuche neugieriger Müßiggänger, vorzüglich aber durch sein häusliches Verhältniß getrübt worden. Mehr — ich berufe mich wiederum auf die Erläuterungen des bewußten Freundes —

*) „Tragt mich," sagte Rousseau, „wenn ihr mich im Begriff zu sterben seht, in den Schatten einer Eiche, und verlaßt euch darauf, ich komme wieder davon!"

mehr Bedürfniß der Sinne, als des Herzens hatte ihn mit einem Geschöpfe verbunden, das jung, einnehmend, gutmüthig, aber von flachen Anlagen, ohne alle Bildung war, und noch überdieß unter der Herrschaft einer höchst gemeinen, schmutzig eigennützigen Mutter stand. In der schwärmerischen Begeisterung, worin er für nichts, als für die Verschmelzung seines Ichs mit seinem neuen Systeme Sinn hatte, genügte ihm jene Befriedigung *). Aber jetzt, aus diesem Taumel erwacht, von der liebenden Natur um ihn her zu der weichsten Rührung gestimmt, wachten auch die feinern Bedürfnisse seines Herzens, die er im Umgange mit der edeln Warens hatte kennen lernen, in ihrer vollen Kraft in ihm auf. Ach, und wenn er dann einen Blick auf seine Therese warf, die kalt an seiner Seite hinschlenderte, und von allen den Entzückungen, die sein Herz überströmten, und seine Augen mit Thränen füllten, nichts begriff; gefühllos neben ihm stand, wenn er den Stauden Küsse zuwarf, und Bäume an seine Brust drückte, und gedankenleer seinen glühenden Ergießungen zuhörte; wo Waldgötter, Nymphen und Sylphen zu

*) Und dieß so sehr, daß er nicht einmal daran dachte, die Gelehrigkeit, welche die Liebe einflößt, zur Ausschmückung ihres Geistes zu benutzen.

ihm sprachen, nur Bäume und Blätter sah, wo Najaden ihn an ihren Busen zogen, nur das Plätschern des Wassers hörte, wo Zephyre ihn auf ihren Schwingen davon trugen, nur den kühlenden Luftzug empfand: oder wenn er, Kopf und Herz erhitzt, von seinen romantischen Wanderungen zurück kehrte, und überwältigt vom Bedürfniß, seine Gefühle auszuströmen, eine Welt in seine Arme hätte schließen mögen, und ihn nun Mutter und Tochter mit elenden Klatschereien empfingen: da ergriff ihn durchkältend und vernichtend das fürchterliche Gefühl des Alleinseyns, da schoß ein schaudervolles Licht über die Oede seines Herzens. Was half es ihm, daß er eine reitzende Einsiedelei mitten in einer entzückenden Gegend sein nennen konnte, daß er sich von allen Banden der Convenienz entfesselt fühlte, daß seine Tage so still und ruhig flossen, wie er es nur in seinen süßesten Phantasieen geträumt hatte, da sein Blick vergebens nach einem Wesen spähete, das sein Glück zu theilen fähig war, seine Hand sich vergebens ausstreckte, um ihren Druck erwiedert zu fühlen, und die Seufzer, die sich aus seiner Brust losrangen, in keiner gleich gestimmten wiederhallten? Die Zukunft — was konnte sie einem Manne, der auf den zertrümmerten Planen des Ehrgeitzes stand, entschlossen, keine neuen aufzuführen, was konnte sie ihm bieten, das nicht schon der Ring seiner jetzigen Lage umschloß?

Zwar

Zwar stieg aus der dunkelsten Tiefe seines Herzens wohl eine wehmüthig süße Ahnung auf, die Natur könne ihm nicht diese Gluth der Gefühle gegeben haben, daß sie immer und unaufhörlich sich in sich selbst verzehren solle, es werde noch aus dem Hintergrunde seines Schicksals eine Morgenröthe — aber die Unmöglichkeit, noch jetzt Liebe einflößen zu wollen, ohne seinen eignen Augen lächerlich zu werden, drängte sie schnell in die Tiefe zurück. Die Vorzeit — ach, wie ganz anders waren jene seligen Tage zu Charmettes!

„Wie,“ rief er, einen wehmüthigen Blick auf die Höhe werfend, wo er öde und vereinzelt stand, „ich, mit diesem umspannenden, nur in Liebe athmenden Herzen, habe noch immer keinen Freund gefunden, den ich ganz mein hätte nennen, den ich mit der Innigkeit, zu der ich mich geschaffen fühle, hätte umschließen können? Mir, mit diesen entzündbaren Sinnen, diesem vom Feuer der Liebe durchströmten Herzen, noch ist mir kein Wesen erschienen, der diese Flamme hätte lodern können? Ohne den Zauberbecher, der immer näher, immer lockender um mich geschwungen wurde, aus dem ich mich so gern in vollen Zügen berauscht hätte, — ohne ihn je mit meinen lechzenden Lippen berührt zu haben, stehe ich am Untergange des Lebens, und muß sterben, ohne gelebt zu haben!“

Es war in den ersten Tagen des Junius, an einem der mildesten Sommerabende, unter den Flötenschlägen der Nachtigallen, unter dem Rieseln der Bäche, unter dem Schattengewölbe der Ulmen, als Rousseau sich in diese Betrachtungen versenkte. Alles, Alles trat zusammen, ihn in jene weiche, verführerische Stimmung zu wiegen, deren er so sehr empfänglich war. Die Vorzeit schlug ihren Schleier zurück, und in der verklärenden Beleuchtung seiner begeisterten Phantasie traten alle die lieblichen Gestalten, die er verhüllt hielt, neu bezaubernd hervor. So vergoldete die Sonne die Hügel um Charmettes in der Blüthenzeit seines Lebens! so warf sie ihre Strahlen über die Berge von Chambery auf seinen einsamen Morgenwanderungen und auf seinen Spatziergängen mit der edlen Warens! Er saß wieder neben ihr in der Hopfenlaube, und horchte ihrem süßen Gespräch; er tafelte mit ihr auf dem Rasen; er feierte mit ihr die Feste der Weinlese und des Flachsbrechens. Die Tauben flatterten wieder ihrem Hausfreunde traulich von Arm zu Arm; die Bienen flogen wieder aus ihren Stöcken ihrem alten Bekannten entgegen, und ruheten mit eingezognem Stachel ihm auf Gesicht und Händen. — So schüttelte der West Blüthen in den Bach, als er, bis über die Kniee im Wasser watend, zwei liebenswürdige Mädchen mit ihren Pferden hinüber half. Er schwang

sich hinter die holde Galley aufs Pferd, und schlang um ihre klopfende Brust den zitternden Arm; er half ihnen bei der Bereitung des ländlichen Mahles, und saß, der überglückliche Gast der süßen Freundinnen, zwischen ihnen auf dem dreibeinigen Schemel; er warf ihnen vom Kirschbaume die Frucht herab, erhielt eine Ladung von Kernen zurück, und zielte so glücklich, daß dem reitzenden Geschöpf, das mit aufgehobener Schürze und mit zurück gebogenem Halse unter ihm stand, der gepflückte Strauß in die Mitte des Busens fiel; er drückte mit schwerathmender Brust, mit gesenkten Augen einen glühenden Kuß auf ihre Hand, und fühlte den Druck dieser Hand an seinen Lippen; kurz, er lebte von neuem jene zwölf Stunden des lieblichsten Idyllenlebens zu Toune. An diese Bilder reiheten sich schnell eine Menge ähnlicher aus den heiligen Jahren der Kindheit und der Unschuld, und bald sah er sich von allen Wesen umringt, für das sein Feuer fangendes Herz geschlagen hatte. Markise von Breil, Madame Bazile, Frau von Barnage; die sämmtliche Schaar seiner reitzenden Musikschülerinnen: Fräulein von Mellarede mit ihrem Kastanienhaar und ihrem Nymphenwuchs, Fräulein von Menthon mit der sanften Stimme und der kleinen Narbe auf dem Busen, das niedliche Mädchen mit dem langsamen Klosterton und dem hüpfenden Witz, Alle, Alle, bis auf die pikante

Julietta, bitter süßen Angedenkens, schlossen ein Serail um ihn, worin sich jede zu einer Houri verklärte, und seine feurigsten Huldigungen empfing. Seine Nerven klangen, sein Blut brauste durch die zitternden Adern, sein Kopf schwindelte; und trotz der bleichenden Haare, trotz seiner fünf und vierzig Jahre, war der ernste Genferbürger, der strenge Sittenlehrer umgewandelt in einen arkadischen Schäfer.

Welche Zuflucht blieb ihm in dieser Trunkenheit, ihm, den die Wirklichkeit kalt und fremd von sich wies, als das Gebiet, worin allein er heimisch war, und das ihm immer offen stand: die Welt der Ideale? Hier war seine Phantasie in ihrem Brennpunkte, hier malte sie nicht mehr im düstern, nein, in ihrem eigenthümlichen lichten Colorit. Nie war, daß diese Quelle springe, ihm so dringendes Bedürfniß gewesen, und nie floß sie reichhaltiger. In langen, wollüstigen Zügen sog er ihre berauschenden Ströme ein. Hoch schwebte er im Empyreum, und versunken lag unter ihm das Geschlecht der Sterblichen mit ihren Gebrechen und Mängeln. Und welch ein Kreis von Geschöpfen, die er ins Leben rief! Himmlische Wesen, eben so erhaben durch die Vollkommenheiten ihrer Tugenden, als hinreißend durch den Zauber tadelloser Schönheit; die feurigsten, treuesten Liebenden, die zuverlässigsten, uneigennützigsten

W. Jury del et sc.

er sollte, auch wenn er den innern, unwiderstehlichen Trieb besiegen könnte, ihn aufgeben? ihn aus Furcht vor dem Gerede der Welt — dem er ohnehin so gern Trotz bot — aufgeben?

Fest in seinem Entschlusse, reihete er jetzt mit der leidenschaftlichen Hitze, in die jede seiner Lieblingsideen überging, die hingeworfenen Scizzen an einander, ordnete die einzelnen Theile, mahlte die Charaktere aus, motivirte die Situationen, und das Resultat von dem Allen — waren die beiden ersten Theile der Neuen Heloise.

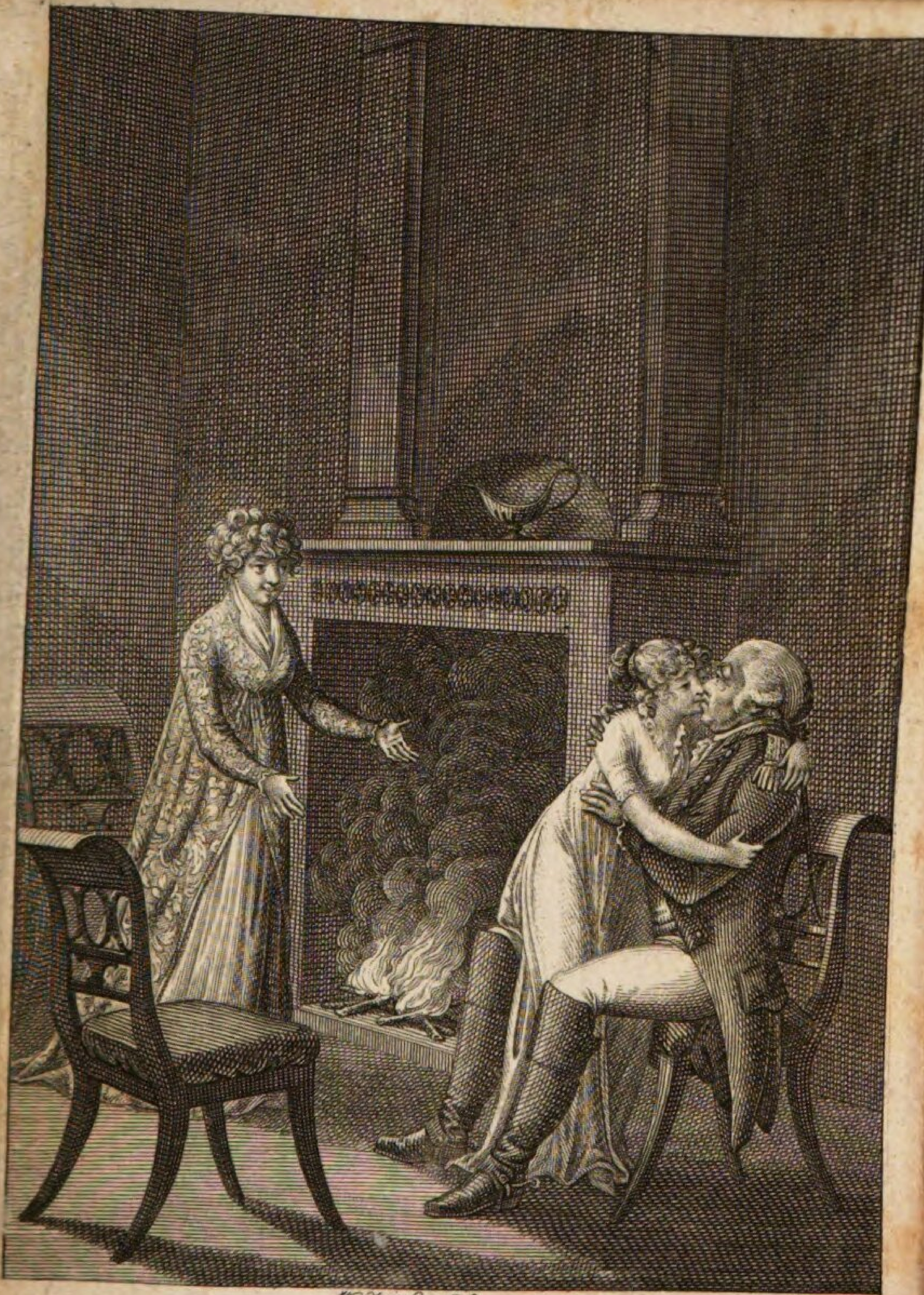
Unbeschreiblich ist das Vergnügen, mit dem er sie, während der Wintermonate, ausarbeitete, und aufs Sorgfältigste ins Reine schrieb. Das feinste Papier mit vergoldetem Schnitt ward dazu genommen; zum Trocknen der Schrift ward himmelblau Silbersand gewählt; die einzelnen Bogen wurden mit blauen Seidenfäden an einander geheftet. Kurz, nichts war ihm für die reitzenden Mädchen, für die er schwärmte, fein und zierlich genug.

Abend für Abend las er seine Julie Theresen und ihrer Mutter am Camine vor. Die Tochter, ohne ein Wort zu sagen, weinte mit ihm heiße Thränen; die Mutter, die auf feinen Ton Ansprüche machte, und weil sie keine Komplimente hörte, Nichts von Allem begriff, saß ruhig und gelassen, unterließ aber nicht, ihm in jeder Pause zu wie-

derholen: Monsieur, tout celà est bien beau!

Hier endigt in den Confessionen das reitzende Gemählde. Ist es ein Wunder, daß seine Julie nicht nur die sichre Hand des Seelenmahlers, sondern auch die verschönernde des enthusiastischen Freundes verräth?

N. P. Stampeel.



W. Jury del. & sc.

# Erkärung der Kupfer.

## I.

(Neue Heloise. 1 Th. 14 Brief.)

Nein, nichts was einer historischen Deutung ähnlich sähe, bei diesem Moment der höchsten Seligkeit, in dem selbst das ungenügsamste Herz, die brennendste Phantasie alle Unsterblichen auffordern kann, ob sie vor dem Staubgebornen etwas voraus haben. „Du gabst mir eine Seele für den Schmerz, gieb mir eine für das Entzücken!" rufen wir mit St. Preux aus, und wenden den Blick von dem nahmenlosen Weh, das diese Arme, bestimmt, sich auf immer umschlungen zu halten, aus einander reißt. Aber ihre in einander verwachsene Herzen kann es nicht aus einander reißen. Erst im Gefühl des doppelten Daseyns fühlen sie ihr eigenes, und der Genius der Freundschaft, um alle Seligkeiten in Einen Moment zu drängen, steht von fern, und webt um sie ihr heiliges Band. „Nein," wiederholen wir mit ihnen, „ihr habt nicht das Leben verlassen, ohne es empfunden zu haben, was Glückseligkeit ist!"

## II.

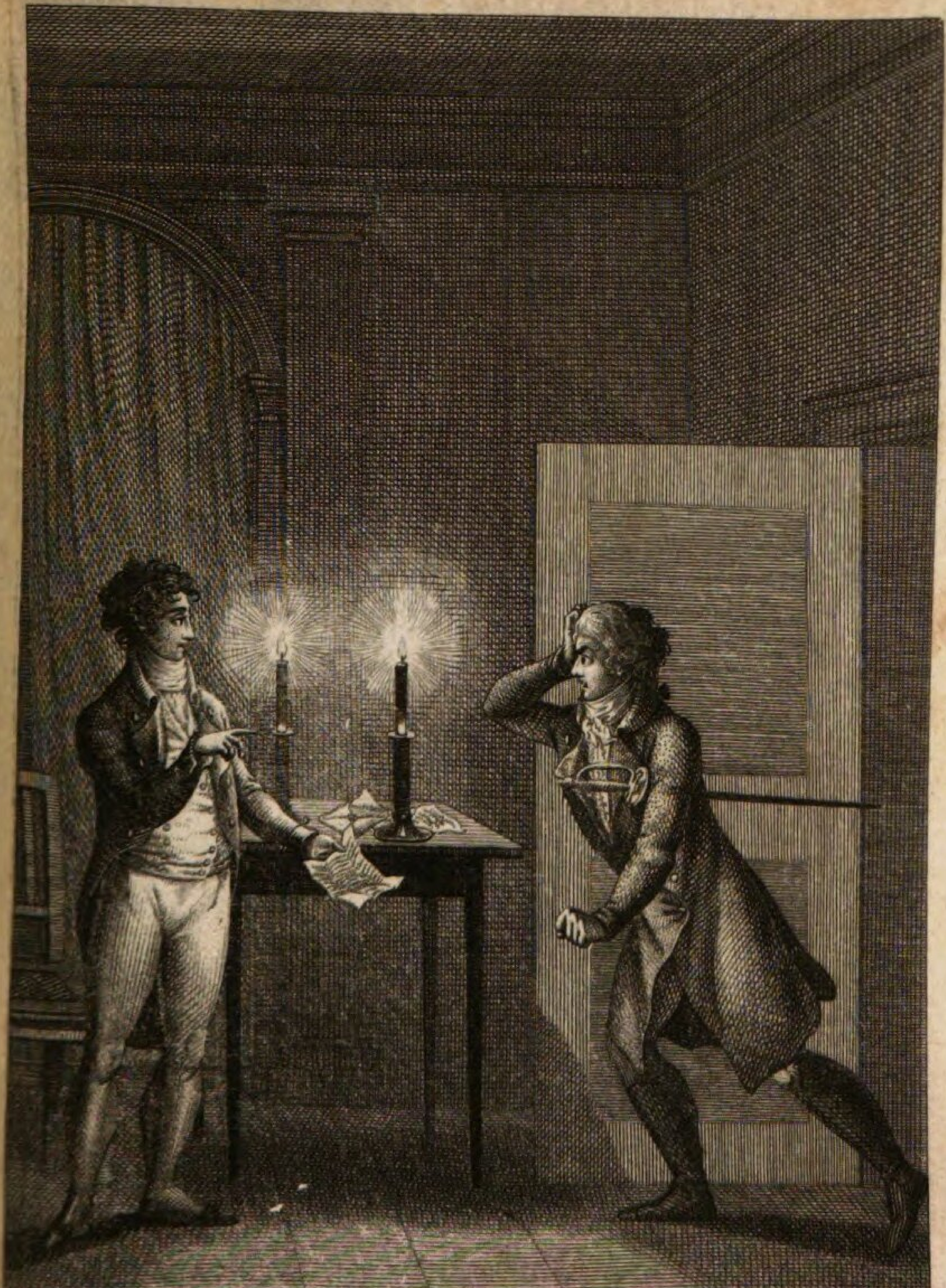
(1 Th. 63 Br.)

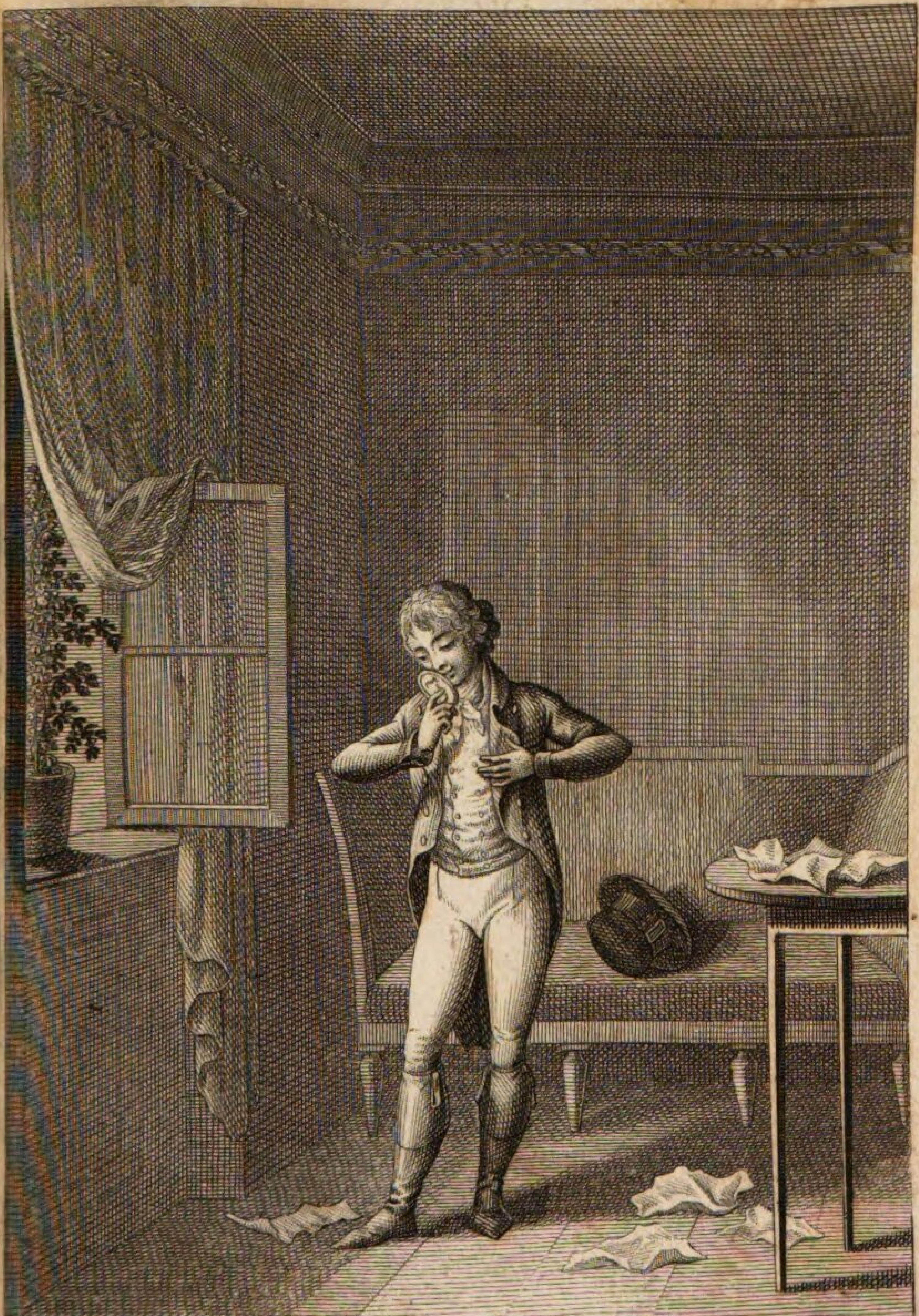
Wir wandten das Auge von dem düstern Hintergrunde ihres Schicksals; wider unsern Willen zieht es der Künstler auf ihn zurück. Auch hier umschlingen Juliens Arme ein Wesen, das ihr theuer, so theuer ist, daß sie ihm ihre heißesten Wünsche, das ganze Glück ihres Lebens aufopfern kann; auch hier schlägt ihr Herz mit einem verwandten zusammen: aber mit wie so verschiedenen Empfindungen! Wie vernichtet von dem Gefühl der Unwürdigkeit, hört sie die Lobsprüche der gerührten Mutter, giebt sie sich den reuigen Liebkosungen eines Vaters hin, den der bloße Gedanke: sein Hauslehrer könne sich erkühnen, um die Hand seiner Tochter zu werben, zu raschen Mißhandlungen verleitete. Ihr Arm zittert, ihr Herz bricht im Bewußtseyn der Schuld. Gewiß, unter den geißelnden Empfindungen, mit welchen eine Julie auf ihren Fall herab blicken muß, ist diese es nicht, welche die leichtesten Wunden reißt!

## III.

(2 Th. 10 Br.)

St. Preux, oder vielmehr Rousseau im St. Preux, mit seiner ganzen kränklich reitzbaren, Argwohn fangenden Empfindlichkeit; nur daß dieser zum Gefühl seines Unrechts schneller zurück kehrt, als jener. Beiden webt die unnatürlichste Mißdeutung der edelmüthigsten Handlungen einen Faden, aus dem ihre





W. Jury sc. Lips.

ihre brütende Phantasie ein Gespinnst von heimlichen Nachstellungen, berechneter Heimtücke, planvoller Verrätherei um sich zieht. Der edle Eifer, mit dem der biedre Britte sich seines Freundes gegen Juliens adelstolzen Vater annahm, ihr Zwist, das Verbot, Julien zu sehn, die Eilfertigkeit, und noch mehr die Heimlichkeit, mit der man seine Abreise betrieben hat, — was sind dieß Alles anders als eingreifende Räder eines Complottes, ihn von Julien zu trennen, und sie — Bomston in die Hände zu spielen? Hat dieser nicht an Julien geschrieben, ohne ihm den Brief gewiesen zu haben? Erhält er nicht ein Paket aus der Schweiz, worüber er sich nicht ausläßt? Hört er nicht sogar aus dem Seitenzimmer den Verräther ausrufen: „Wie so gern, o Julie, hätte ich dich glücklich gemacht! Aber ich ehre deine Tugend, und bedaure deinen Irrthum.“ Jetzt sind alle seine Zweifel bestätigt, sein Verdacht steht gerechtfertigt. Bomston ist ein schändlicher Betrüger, mit dem Clara, und wer weiß, ob nicht gar Julie? unter einer Decke spielt. Wie ein Rasender stürzt er herein, um Genugthuung zu nehmen. — Der kaltblütige Britte antwortet ihm lächelnd und beschämend mit dem vorgehaltenen Briefe, worin Julie sein großmüthiges Anbieten eines Zufluchtsortes für sie und St. Preux ablehnt. Man setze Rousseau'n an St. Preux's, und an Bomstons Stelle einen von seinen eingebildeten Verfolgern, und fast dieselbe Scene spielt nur unter verschiedenen Nahmen.

## IV.

(2 Th. 22 Br.)

Auch hier diese rege und geschäftige Phantasie, die über Alles jetzt die finstersten Schlagschatten, jetzt die verklärendsten Strahlen wirft. Dort gießt sie Ströme von Gift, hier Ströme von Balsam in's wunde Herz. Dieses magische Amulet, das die geheime Kraft besitzt: „die aufgedrückten Küsse auf hundert Meilen mitzutheilen, und früh Morgens an das Herz, auf die Augen, auf den Mund gehalten, den ganzen Tag über gegen die böse Luft der Galanterie so sicher zu bewahren," welche Flammen muß es durch ein Herz schlagen, dessen unendliche Sehnsucht den Felsen von Meillerie für immer unsterblich gemacht hat

## V.

(3 Th. 18 Br.)

Sinken konnte eine Julie, aber nur, um sich in einer lichtern Glorie zu erheben; der Leidenschaft unterliegen, aber nur, um über sie einen höhern Sieg zu erringen. Ihren festen Entschluß, keines Andern als St. Preux's zu seyn, keine Macht auf Erden hätte ihn erschüttern können. Aber einen so strengen Vater ihre Kniee umfassen zu sehn, wie er das nasse Auge zu ihr empor hebt, und aus der beklommenen Brust die flehenden Worte hervor preßt: „Ehre das weisse Haar deines unglücklichen Vaters, kürze ihn nicht vor Herzeleid in die Grube!" —

W^m Jury del & sc.

W. Jury del. & sc.

gegen diesen Anblick, diesen Ton, diese Worte hat ihr Herz keine Waffen. Ach, es ist ja schon halb vom Tode der Mutter gebrochen! Laut weinend, sinkt sie in seine Arme. „O mein Vater, Ihren Drohungen konnte ich widerstehen, aber nicht Ihren Bitten," athmet sie stammelnd und zitternd, und vollendet ist das große Opfer, und sie hat sich losgerissen von allen Hoffnungen des Lebens.

## VI.

### (3 Th. 14 Brief.)

Von der Spitze des Felsens von Meillerie spähete der Verbannte über die brandenden Wogen hinaus nach der Heimath seines Herzens, und sein trostloser Blick maaß an dem Klippenhange das Ende seiner Leiden. — Aus seiner zweiten Verbannung treibt die Verzweiflung ihn zu ihr hin, die letzte einzige Vereinigung mit ihr, die Vereinigung im Tode zu suchen. In brennenden Küssen saugt er von ihrer Hand das Blatterngift, das Juliens so vielen Stürmen erliegenden Körper durchwühlt. Aber wenn auch die Liebe euch nicht erhielte, um getrennt, und euch doch einander zu leben, frohlocke, Verzweifelnder! Deine heißen Küsse, deine brennenden Thränen, noch Einmal rufen sie sie aus den Phantasieen der Seligen zurück, die schon ihre erbleichende Stirn umspielen, und sie fühlt sie auf ihrer Hand glühen, und die letzten Pulse ihres Lebens stocken an deinem klopfenden Herzen, und mit deinem Bilde wird sie ein Land begrüßen, wo die Herzen ewig

an einander schlagen, und die Stirn der Verklärten keine MärtererKrone mehr blutig drückt.

(Die Darstellungen aus den drei letzten Theilen der Heloise im nächsten Jahre.)

---

Die Scene des Titelkupfers ist aus der Idylle: Der Herbstabend von Aug. Apel entlehnt.

S.

---

# Aglaja.

# Vorbericht.

Der Herausgeber erkennt in der freundlichen Aufnahme, welche die Aglaja gefunden hat, eine befeuernde Aufmunterung, ihr einen immer mehr geläuterten Werth zu geben. Er wünscht und hofft, daß die Fortsetzung, die er hier dem Publikum übergiebt, mit dieser Versicherung in keinem Widerspruch stehe.

Ungern sah er sich genöthigt, mehrere, vorzüglich poetische Beiträge, die der Aglaja zu einer empfehlenden Zierde gereicht hätten, für das künftige Jahr zurück zu legen. Die gültigste aller Entschuldigungen: Mangel an

Raum, wird ihm bei ihren Verfassern um so mehr zu statten kommen, da der schon so starke Umfang dieses Jahrganges jede weitere Ausdehnung unmöglich machte.

Zugleich wiederholt er die dringende Bitte, daß Alle, welche die Aglaja ihrer Beiträge würdig finden, sie ihm noch vor Ende des Märzes zusenden mögen.

Im September 1801.

S.

# Inhalt

I. Liebe und Kunst, von August Apel. Seite 1

II. Christina Alexandra, Königin der Schweden, ein psychologisches Gemälde, von G. Merkel. . . . . . . . . — 40

III. Der Herbstabend, eine Idylle, von August Apel. . . . . . . . . . — 84

IV. Die Badereise, von Friedrich von Oertel. . . . . . . . . . . . . — 111

V. Gulhindy, ein Märchen, von G. Merkel. — 155

VI. War dieser Betrug verzeihlich? von A. G. Meißner. . . . . . . . . Seite 182

VII. Wer war der Weiseste? eine Erzählung, von N. P. Stampeel. . . . . . — 230

VIII. Lolli und Rosa, ein Märchen, von August Mahlmann. . . . . . . . — 281

IX. Die Nacht im Prado, eine Novelle, von Amalie von Imhoff. . — 324

I. Liebe

# I.

# Liebe und Kunst.

Das Erwachen des Kunstsinnes fällt mit dem Erwachen der Liebe in die schöne Periode des Lebens, in welcher die Natur ihr Bildungsgeschäft an dem Menschen vollendet hat, und ihn nun, als mündig zu dem Reiche der Vernunft, der Freiheit und der eignen Bildung überläßt. Indem sie ihm, als Naturwesen, die letzte und heiligste Gabe, ihr eignes Bildungsgeschäft für die Fortdauer seiner Gattung, anvertraut, weihet ihn die Freiheit durch ihr erstes Geschenk, die Phantasie, zum höhern Vernunftwesen. Der freie Mensch hört nun auf, sich bei der bloßen Zweckmäßigkeit in der Welt und dem, was Konvenienz unter den Menschen sanktionirt hat, zu beruhi-

gen, er fühlt, daß alles dieses ihm, den selbstsüchtiges Interesse noch nicht in die Fesseln einer erkünstelten Nothwendigkeit geschlagen hat, nicht genüge, und indem er so das Unbekannte sucht, welches Alles, was ihn umgiebt, und ihn selbst mit sich in Uebereinstimmung setzen soll, entsteht ihm eine neue äußere und innere Welt, deren Prinzip nicht Zweckmäßigkeit und Selbstsucht, sondern das Schöne und das Gute ist, die Welt der Kunst und der Liebe.

Alle, welche über Kunst und Liebe geschrieben und gesprochen haben, und durch das, was sie schrieben und sprachen, zeigten, daß sie ein Recht hatten, über diese Gegenstände das Wort zu führen, behaupten einstimmig, daß Liebe und Kunst etwas Unerklärliches seyen, welches Niemand begreiflich gemacht werden könne, der es nicht von Natur schon begriffen habe. Man hat ohne Grund darüber gespöttelt, und diesen Blüthen der reinen Phantasie den Vorwurf der Phantasterei gemacht. Ist denn die Wahrheit, die Frucht jener Blüthen, anders begreiflich, als durch die Gabe des Himmels: Wahrheitssinn oder Weisheit? Wem die himmlischen Horen: Kunst, Weisheit und Liebe nicht aus freier Gunst die Pforte des Olymps öffnen, der wird nie die ewige Wahrheit, Harmonie des Geistes und der Natur erblicken, ihm verhüllt die Wolke ewig das höhere Licht, er bleibt in dem niedern Reiche der Nothwendigkeit und des Gesetzes,

dessen Thore die irdischen Schwestern: Zweckmäßigkeit, Klugheit und Selbstsucht Jedem ohne Auswahl öffnen. Zu allen Zeiten war man daher gewohnt, die Fähigkeit, etwas hervorzubringen, was sich nicht nach Regeln der Zweckmäßigkeit beurtheilen läßt, dem Wirken eines höhern Wesens, eines Genius zuzuschreiben, welcher die Handlungen des begünstigten Menschen, diesem selbst unbewußt, regiere, und das Wort: Genie und Genialität, womit die Sprache jene Fähigkeit bezeichnet, deutet noch auf jene Ansicht hin. Es giebt aber nicht allein ein Genie für das Schöne und Wahre, sondern auch für das Gute; die Liebe im reinsten Sinne des Wortes ist diese Genialität für das Gute.

Kunst und Liebe gehen aus einem gemeinschaftlichen Stamme hervor, aus dem Streben des Geistes nach Harmonie. Denn was will der Künstler mit dem Ideale, welches er zu erreichen strebt, und der Liebende mit dem, was er Herzensbedürfniß nennt, anders andeuten, als ein Streben nach Harmonie seines Erkennens und Handelns mit den Forderungen von Etwas, das er in sich fühlt, und nur mit dem Nahmen seiner höhern, von der Wirklichkeit unabhängigen Natur zu bezeichnen vermag? Aber vollkommene Harmonie, der Einklang gleichsam aller Natur, ist nur da, wo alles Endliche verschwindet; daher gesteht der Künstler gern, daß sein Ideal in der Darstellung nie

erreicht, und der Liebende, daß sein Herzensbedürfniß in der Wirklichkeit nie befriedigt werden könne. Wäre es möglich, daß der endliche Geist jene Harmonie selbst erreichen könnte, so würde er nicht mehr ein endliches Wesen, sondern das Unendliche selbst seyn, die Wirklichkeit würde vor ihm verschwinden, aber eben so auch das Schöne, Wahre und Gute. Denn wie das Farbenspiel der Natur in reinem Lichte sich auflöst, im Dunkel erlischt, und nur aus der Verbindung von beiden hervorgeht, so bilden das Schöne, das Wahre und das Gute die erkennbaren Strahlen des Unendlichen, welche in der Wirklichkeit erloschen sind, in dem Unendlichen selbst verschwinden, und nur in dem Idealen, welches beide verbindet, erscheinen. Kunst und Liebe haben also das Gemeinschaftliche, daß sie beide in einem Streben bestehen, das Unendliche in dem Endlichen darzustellen. Die Kunst versucht diese Darstellung an einem Gegenstande außer sich, die Liebe an dem Geiste selbst, welcher sie beseelt. Der Künstler sieht daher in seinem Gegenstande die formlose Masse, welche er behandelt, um sie zum Abbilde seines Geistes zu machen; der Liebende hingegen sieht in seinem Gegenstande das Ideal, in welches er sich verliert, um sich selbst ihm anzubilden. Dieses Entgegengesetzte in der Richtung von beiden, bei dem Gemeinschaftlichen in ihrem Ursprunge, ist der Grund der Wechselwirkung, in der wir Liebe und

Kunst bei Menschen, welche ihrer fähig sind, erblicken. Sie erregen wechselseitig eine die andere, und es ist so gewiß, daß Bildung für das Schöne den sittlichen Charakter weckt, als daß dieser sittliche Charakter zum Auffassen der wahren reinen Schönheit unentbehrlich ist. So begrenzen sie sich wechselseitig, indem sie sich gegenseitig als Merkmale ihrer Reinheit dienen; und der denkende Beobachter der Natur wird in dieser höhern Region des Geistes dieselben Kräfte erkennen, welche durch die ganze Natur wirken, und ihr Daseyn begründen.

Die Kunst sucht einen Gegenstand, auf welchen sie wirke; die Liebe einen Gegenstand, welcher auf sie zurückwirke. Denn der Künstler trägt sein Ideal in sich, und will es im äußern Gegenstande darstellen. Der Liebende hingegen will in sich selbst das Unendliche bilden; er sucht daher sein Ideal außer sich, um sich mit ihm zu vereinigen. So lange dieses Streben durch nichts fixirt wird, äußert es sich als Kunst im Allgemeinen, welche in diesem Sinne öfter sehr treffend poetischer Geist genannt wird, und als Liebe im Allgemeinen, welche nicht nur als Menschenliebe die ganze Menschheit umfaßt, sondern mit ihrem reinen Wohlwollen selbst vernunftlosen Geschöpfen begegnet. Denn eben weil der Liebende nicht etwas außer sich, sondern sein eigenes Selbst zum Bilde der unendlichen Harmonie erheben

will, fühlt er sich zu Allem hingezogen, woraus ihm eine Spur des Unendlichen entgegen blickt. So entsteht die Möglichkeit eines moralischen Verhältnisses des Menschen zu der lebenden vernunftlosen Natur, welches man vergebens aus sogenannten unvollkommenen Pflichten, die zu fordern Niemand berechtiget seyn soll, abzuleiten versucht hat. Rechte können nur in dem Menschen verletzt werden, der Unsittliche aber wird verächtlich, nicht weil er ein Recht verletzt, sondern weil er seinen eigenen Werth, als vernünftiges Wesen, zerstört, und statt durch Freiheit sich zu erheben, durch den Mechanismus der Begierden sich erniedrigt. Aus dieser Alles umfassenden Liebe, verbunden mit poetischem Geiste, entstanden in der jugendlichen Periode der Menschheit die mythologischen Religionen. Die Liebe fand überall in der Natur, in der Schönheit ihres Werdens und in der Majestät des in ihr Bestehenden, in aufbrechenden Blüthen und in drohenden Felsenmassen die Spuren des geahndeten Unendlichen; der poetische Sinn belebte das Todte und beseelte das Lebende, und so erkannte nicht die Vernunft die wirkenden Kräfte, sondern die Phantasie schuf aus ihnen übermenschliche Wesen, welche, abhängig vom Schicksal, — so nannte die erste dunkle Ahnung das Unendliche — die Natur freundlich oder feindlich gegen die Menschen beherrschten. Eine ähnliche mythologische Stimmung begleitet auch das Er-

wachen der Liebe und des Kunstsinnes in dem einzelnen Menschen. Wie dem ganzen Menschengeschlechte, so kommt auch dem Einzelnen die Natur in aller ihrer Schönheit und Bedeutung entgegen. Der erwachende Mensch fühlt ihre Schönheit, ahnet ihre Bedeutung, es ist ihm, als sprächen Stimmen, dem äussern Ohre unvernehmbar, aus jeder Knospe und aus jeder Blüthe zu seinem Geiste. Jedes Wesen scheint ihm beseelt, und indem er, sich selbst unbewußt, das eigne Bild seiner Empfindung in dem Spiegel der Natur anschaut, scheint ihm die welkende Blume zu trauren, und die Nachtigall über entflohenes Glück zu klagen. Eine glühende Begeisternng für alles Ideale erfüllt ihn, er äußert laut seine Verachtung gegen alles Niedre, strebt mit aller Kraft gegen die Fesseln des Herkommens, und spricht und handelt mit Wärme gegen alle auf bloße äußere Ungleichheit gegründete Anmaaßung. Ob nun diese Liebe zum Idealen sich selbst in nie befriedigter Sehnsucht verzehren, oder wohlthätig für die Menschheit im weiten oder engern Kreise wirken solle, ob sie in religiöser Schwärmerei sich in Schöpfungen ihrer Phantasie verlieren, oder in bizarer Affektation bloß das Herkömmliche vernachläßigen, und, wenn Macht sie unterstützt, selbst zerstören werde, — dieses bestimmt einzig der Einfluß der äußern Umstände, welche das Erwachen dieses Zustandes begleiten, und der Verhältnisse, welche ihm

vorhergingen, und den Charakter des Menschen bestimmten.

Unter diesen allgemeinen und vereinten Wirkungen der Kunst und der Liebe leuchtet immer ein Streben hervor, sich auf etwas Bestimmtes zu fixiren, welches entweder durch Kunst hervorgebracht, oder mit Liebe umfaßt werden soll, und in der Art, wie Kunst und Liebe ihre Bestimmungen als einzelne Gattung der Kunst, z. B. als bildende, oder als bestimmte Gattung der Liebe, z. B. als Geschlechtsliebe erhalten, zeigt sich von neuem die tiefe Uebereinstimmung in ihrer Natur. Wie das Unendliche selbst in dreifacher Gestalt sich im Endlichen offenbart, nachdem es nehmlich als das Schöne von den Sinnen angeschaut, als das Wahre von dem Verstande gedacht, oder als das Gute von der Vernunft gewollt wird, so zeigt sich das Schöne, welches die Kunst hervorzubringen strebt, ebenfalls entweder in Gestalten oder in Begriffen oder in Ideen, und so entstehen die drei Classen der Künste: die bildende, welche dem Sinne unmittelbar Gestalten darstellt, die Dichtkunst, welche durch Begriffe das Schöne darzustellen sucht, und die Musik, die heiligste von allen Künsten, deren sinnliches Material selbst das ist, was alle andre Künste als das Uebersinnliche in ihnen heiligt: Harmonie und Rhythmus. Was

durch sie dargestellt wird, sind Ideen oder die reinen Formen der innern Empfindung; daher ist jede ihrer Darstellungen schön, sobald sie wahr ist. Sie vermag auch nichts Unsittliches darzustellen, und da also das Schöne, welches ihr Gegenstand ist, nichts anders als das Gute seyn kann, so vereinigen sich in ihr alle Strahlen des Unendlichen. Das Heilige ihrer Darstellungen ist deßwegen nie unmittelbar dem äußern Sinne gegeben, sondern einzig vernehmlich durch die reinste Allegorie des Rhythmus und der Harmonie, in einem Mittel, welches ohne Körper, ohne Substanz und ohne Raum von den Sinnen erkannt wird, in den Tönen; und dieses Allegorische erhebt sie so über die andern Künste, daß ihre Werke selbst in einer idealen Natur noch Kunstwerke bleiben würden, während die bildende Kunst und die Dichtkunst, welche durch Bild und Begriff darstellen, in der idealen Wirklichkeit verschwinden müßten. Daher läßt die schwärmende Phantasie die Wohnungen der Seligen nur von Gesängen und Saitenspiel wiederhallen; denn jede andre Kunst würde in den himmlischen Regionen sich in reine Natur auflösen. — Eben so wie die Kunst, bekommt auch die Liebe ihre verschiedenen Bestimmungen, als Geschlechtsliebe, Freundschaft und Elternliebe, oder vielmehr Mutterliebe; denn die Liebe des Vaters, wo sie auch wirklich sich findet, ist nicht rein und unmittelbar im Gefühle gegründet, sondern

dern vermittelt durch die Liebe zur Gattin oder durch sentimentale Reflexion.

Die bildende Kunst ist die älteste von allen; denn ehe noch der Mensch seine Begriffe ordnen und gebrauchen lernt, ist er schon mit dem vertraut, was ihn die bloße Anschauung lehrt. Daher waren Bilder die erste Art der Schrift, und sichtbare Zeichen dienten früher der Mittheilung als Worte. So entwickelt sich auch die Geschlechtsliebe zuerst in dem Menschen, und bildet im Reiche der Liebe das Gegenstück zu der bildenden Kunst. Gestalten sind es, in welchen bildende Kunst die Idee des Schönen der Anschauung darzustellen strebt, und Schönheit der Gestalt ist es, was in dem Menschen die Geschlechtsliebe erweckt. Bei aller Freiheit, mit welcher der bildende Künstler seine Darstellungen behandelt, fesselt ihn doch die Natur durch die von ihr bestimmte Form der darzustellenden Gegenstände; auf gleiche Art bestimmt sie durch das Verhältniß der Geschlechter und ihr gegenseitiges Streben nach Vereinigung die Geschlechtsliebe, und so bestehen beide, wie alle Liebe und alle Kunst, in der innigsten Vereinigung des ursprünglich Getrennten, der Freiheit und Nothwendigkeit. Wie ist nun aber zwischen Liebe, diesem von aller Selbstsucht freien Wohlwollen, und dem selbstsüchtigsten aller Naturtriebe, welcher die Ge-

schlechter vereinigt, eine Verbindung denkbar? Die gänzliche Verschiedenheit dieser zwei Dinge und die Schwierigkeit, sie in der Geschlechtsliebe vereint zu denken, veranlaßte oft bei sinnlichen Wollüstlingen den Wahn, als sey sie bloßer Naturtrieb, und bei hyperphysischen Moralisten die Forderung, daß sie frei von allem Triebe seyn solle. Allein wie bildende Kunst weder in einer sclavischen Abbildung der Natur, noch in einem völligen Lossagen von ihren Regeln besteht, so ist auch die wahre Natur der Geschlechtsliebe nicht in einem dieser Extreme, sondern einzig in ihrer Vereinigung zu finden. Man ist darüber einig, daß die erste Liebe die reinste und heiligste, oder genau zu sprechen, die einzige wahre Liebe sey; aber ihr Erwachen zeigt auch dem Beobachter, wie in ihr die Natur und die Freiheit auf das innigste mit einander verschmelzen. Wie zur Zeit der Blüthe die Natur am mächtigsten in der Pflanze wirkt, indem sie das bloße Erhaltungsgeschäft beschlossen hat, und nun eine Kraft erweckt, welche auf etwas außer dem bloßen Daseyn gerichtet ist, so wirkt sie auch in dem Menschen in der Periode, wo seine Organisation für sich selbst vollendet ist. Pflanze und Thier, als bloße Naturwesen, folgen dieser Wirkung der Natur nach den Gesetzen ihrer Organisation, deren Resultat wir bei dem Thiere Instinkt nennen. Aber in dem Menschen, welcher außer der Natur auch der Freiheit an-

gehört, wohnt noch ein Vermögen, welches Freiheit und Natur verbindet, indem es von beiden Seiten afficirt werden, und selbst beide Naturen, die höhere und die niedere, afficiren kann — die Phantasie. Jede Veränderung in der körperlichen Organisation bewirkt eine Thätigkeit in ihr, und jede ihrer Thätigkeiten, wenn sie durch Freiheit erregt wird, eine analoge Veränderung im Organismus. Nur durch diese Eigenschaft der Phantasie, als Mittelvermögen, lassen sich ihre unerklärbar scheinenden Affektionen und Wirkungen erklären, welche eben wegen des Mangels einer hinreichenden Erklärung die Phantasie bisher zu einem Gräuel det Systematiker und zum Schooßkinde der PopularPhilosophen gemacht haben. Sobald nun die Natur auf jene ungewohnte Art in dem Menschen zu wirken beginnt, so wird die Phantasie auf eine eben so neue Art erregt, und zur Thätigkeit aufgefordert. Die Bilder der Gegenwart und der Wirklichkeit genügen ihr nicht mehr, sie ruft die Bilder der Vergangenheit zurück, und indem diese schöner oder doch interessanter durch die magische Beleuchtung der Erinnerung erscheinen, und so die Gegenwart beschämen, ist der erste Schritt zum Idealisiren gethan. Zwar sucht die Phantasie, indem sie von der Natur erregt wird, noch nicht das reine Schöne, sondern das Interessante, weil ihr Bedürfniß auf eine Thätigkeit der Natur gerichtet ist, aber zu

gleicher Zeit ist auch außer der Natur die Freiheit in dem Menschen thätig, und leitet ihn als Liebe zu dem Schönen hin. So vereinigt die jugendliche Phantasie ihre Richtung auf das Schöne mit der vollen Kraft der ausgebildeten Natur. Doch nur der Beobachter bemerkt den Unterschied zwischen dem gesuchten Schönen und Interessanten, nicht der Suchende selbst. Dieser glaubt das Schöne in dem Interessanten, und das Interessante in dem Schönen zu finden. Sein Interesse wird dadurch geläutert; denn nur das zugleich Schöne kann ihn interessiren, aber sein Streben nach dem Schönen bekommt auch eine eigne, seiner Natur fremde Wärme; denn in dem Schönen sucht er zugleich das Interessante. Der Geschmak der Jugend hat daher zwar nicht immer kritische Richtigkeit, aber er zeichnet sich durch Feinheit und Delikatesse aus. Bei dieser erhöhten Thätigkeit der Phantasie genügen ihr nun alle Bilder der Wirklichkeit und der Vergangenheit nicht mehr, sie sucht etwas außer sich, welches dem entspreche, was sie in dunkeln Gefühlen als etwas Unaussprechliches ahnet, und so entsteht die Unruhe und Sehnsucht, welche das Erwachen dieser Liebe begleitet. Es ist ein Streben, dessen Grund und Zweck der Mensch nicht kennt, ein Sehnen nach Etwas, das diese Welt nicht zu enthalten scheint; daher die religiöse Schwärmerei der ersten Liebe und das Vergöttern des geliebten Ge-

genstandes, welches unintereſſirtes Anſchauen reiner Schönheit nicht bewirken könnte.

Das Schöne wird geliebt, wo es ſich nur zeigt; wir lieben die Natur, wir lieben den Freund, und würden bei genauer Aufmerkſamkeit dieſe unbeſtimmte Liebe des Schönen in ihm von der beſtimmtern Freundſchaft wohl unterſcheiden können. Auch die Schönheit der menſchlichen Geſtalt im entgegengeſetzten Geſchlechte wird geliebt, und wenn wir dieſe Liebe von allen Einwirkungen der Geſchlechts-Eigenſchaften entkleiden, ſo iſt ſie von der Liebe des Schönen überhaupt nicht verſchieden. Aber was iſt menſchliche Schönheit? Iſt ſie ſichtbarer Ausdruck der zweckmäßigen Organiſation des Individuums, oder zugleich Abbild des Geiſtes und ſeines freien Wirkens? In das erſtere kann man ſich nur verlieben, das zweite wird wirklich geliebt. In ſo fern aber Schönheit angeſehen wird als Ausdruck des Geiſtes, zeigt ſie ſich auch im Handeln; nicht alſo bloß die beſtehende Form, ſondern auch das Wechſelnde, die Handlungen des Menſchen können der Gegenſtand werden, auf welchen Liebe ſich richtet, in ſo fern ſie nehmlich Ausdruck einer ſittlichen Stimmung — Grazie und Würde — ſind. Dieſe Schönheit in Geſtalt und Handlungsart iſt es nun, worauf die erſte Liebe ſich richtet, und in dieſer freien Richtung auf das Ideale beſteht eben ihre Reinheit. Der unverdorbene Menſch

wird

wird zu seiner ersten Liebe nicht durch Reitze geweckt, und der Antheil des Geschlechts entgeht ihm noch in Gestalt und Handlungen; ihm ist Weiblichkeit noch Grazie, und Männlichkeit edler Anstand; daher bemerken wir bei ihm eine äußerste Zartheit der Empfindung und eine innige Vereinigung des ästhetischen und moralischen Sinnes. Sein Ideal der Schönheit ist noch, ohne alle Beziehung auf Geschlecht, bloß dem Geiste vorschwebend, um das, was er in sich selbst ahnet, als bestimmt in einem Gegenstande; aufzufassen; daher die Schwärmerei der Freundschaft in dieser Periode, wo sie von der richtungslosen Liebe das in spätern Jahren erlöschende Feuer erhält. Später erst gesellt sich die Vorstellung des entgegengesetzten Geschlechtes zu diesem Ideale, aber auch dann noch mischt sich die Idee der reinen Schönheit nicht mit den Empfindungen des von den GeschlechtsEigenschaften abhängenden Reitzes. Nur indem sein eignes Geschlecht den Menschen für Einen bestimmtern Theil der Schönheit, für die Grazie oder die Würde, mehr ausbildet, sucht er sich, nach Platons Dichtung, seine zweite Hälfte, und folgt dem Grundgesetze der ewigen Natur, die im Geistigen, wie im Körperlichen, die Entgegengesetzten durch Liebe mit einander vereinigt. So finden sich die Geschlechter durch Freiheit, und bilden in ihrer Vereinigung die vollendete Menschheit. Indem aber das Ideal des Liebenden unter dem ent-

gegengesetzten Geschlechte seine Stelle erhält, entscheidet sich sein Schicksal in Ansehung seiner Liebe; und wie wir der Zeit und dem Orte, wo die Entscheidung unsers Schicksals uns erwartet, mit bangem, zweifelndem Gefühl entgegen blicken, und erfüllt von Hoffnung und Furcht, uns abwechselnd angezogen und zurückgestoßen fühlen, so glaubt der noch reine Mensch in dem entgegengesetzten Geschlechte ein Heiligthum vor sich zu sehen, aus welchem das verklärte Ebenbild der Schöpfung seines Geistes hervortreten wird, und in zweifelnder Ungewißheit fühlt er sich bald hingezogen, bald in sich selbst zurückgedrängt. Erblickt er nun jetzt sein Ideal in der Wirklichkeit, so liebt er es mit der reinsten Liebe, fern von allen Aussichten auf Sinnengenuß; kaum daß selbst der schöne Ausdruck des Geschlechts in dem Geliebten ihn anders, als Schönheit im Allgemeinen, rührt. Der Liebende erröthet vor dem Bewußtwerden des Antheils, welchen GeschlechtsEigenschaft an seiner Empfindung hat; er wagt es weder sich selbst, noch dem Geliebten zu bekennen, was er nur dunkel ahnet, und, wie jedes seiner heiligsten Gefühle, nie ohne Schleier zu erblicken wünscht. In jeder Bestimmung dieser dunklen Gefühle glaubt er das Bild des Geliebten und die Heiligkeit seiner eignen Empfindung zu entweihen; er liebt daher in seliger Schwärmerei, selbst unbekannt dem Gegenstande seiner Liebe, und umfaßt

in der ruhigen Schönheit der Natur das reinste Bild des Geliebten. Wenn das Schicksal jetzt mit gleicher Liebe ihm den Geliebten entgegen führt, dann feiert der Genius der Liebe seinen höchsten Triumph, und in unzertrennlicher Vereinigung stehen die Liebenden, ein angestauntes Wunder von den Zeitgenossen und Nachkommen. Keine Zeit, kein Raum, kein Schicksal vermag sie zu trennen; denn ihre Liebe ist ewig, wie die Gottheit, die jeden Augenblick ihres Lebens erfüllt.

Aber nur Wenigen wird diese Gabe des Himmels. Wenn auch einmal ein unverdorbener Mensch durch einen glücklichen Zufall aus den Händen der Erzieher hervorgeht, wo findet dieser Einzelne wohl ein ihm gleiches Geschöpf? Er sucht oft lange vergebens, bis endlich der Glanz des gesuchten Ideales erbleicht. Nun schließt er sich liebend an ein Wesen an, das ihm, vielleicht durch bloßen Trieb geleitet, entgegen kommt. Geschäftig trägt die Phantasie alle Vollkommenheiten seines Ideals auf dieses Wesen über, und in ihrem verschönernden Spiegel erblickt er nun der Geliebten täuschendes Bild. Bald wirken nun auf ihn die Reitze des Geschlechts, und im Bewußtseyn, daß seine Gefühle von reiner Liebe ausgingen, überläßt er sich willig dem ungewohnten Zauber. Mächtiger wird nun die Macht der Natur, und kettet den Liebenden mit doppelten Banden an den Geliebten. Auch dieses ist Liebe, wenn auch

nicht jene hohe himmlische, welche sich selbst im Ideale verliert. Wie aber der Liebende anfangs sein Ideal in den Geliebten übertrug, so bestimmt nun die Gestalt des Geliebten seine eigne Idee von Schönheit, und hieraus erklären sich die sonderbaren Eigenheiten der Liebenden in ihren Meinungen über Schönheit, und die Erscheinung, daß Formen, welche vom Ideale des Schönen oft sehr abweichen, dennoch innige Liebe erwecken können. Selbst wenn Zeit oder Verhältnisse diese Liebe zerstört haben, wecken ähnliche Formen durch Mitwirken der Phantasie jene dunkeln seligen Gefühle, und bekommen so, bei allem Mangel wahrer Schönheit, durch die Erinnerung ein eigenthümliches Interesse, bis endlich jenes Bild des Geliebten mit der Phantasie selbst nach und nach verschwindet. Es ist leicht einzusehen, daß dieses Interesse an ähnlichen Formen kein reines Wohlgefallen ist, sondern daß der Reitz den größten, fast einzigen Antheil daran hat, nur mit dem Unterschiede, daß er dem Gegenstande nicht reell, sondern nur ideell mittelst der Phantasie zukommt; und schon dieser Umstand zeigt, wie wenig es möglich sey, zum zweitenmale mit der Reinheit des ersten Gefühles zu lieben. Die zweite Liebe geht, selbst in ihrem reinsten Entstehen, vom Interesse aus, nicht mehr vom reinen Gefühle des Schönen, und wer einmal geliebt hat, der ist für reine Liebe und ihre Seligkeiten auf immer verloren.

Daß es Bildner gebe, welche nichts weniger als bildende Künstler, und Bilder, welche keinesweges Werke der Kunst sind, hat wohl Jeder erfahren, und auch wohl zuweilen gegen den Ruf des Bildners und des Bildes sich in geheim gestanden, wenn er nichts, als gemeine Natur durch die Mittel der bildenden Kunst dargestellt erblickte. So gilt auch Manches im gemeinen Leben für Liebe, was nichts ist, als durch Convenienz oder andre Hindernisse zurückgedrängter Geschlechtstrieb. Die Erscheinungen des letztern haben freilich oft viel der Liebe Aehnliches; allein sie verrathen ihren Ursprung aus dem Naturtriebe nur zu bald durch ein wildes Feuer, welches Sinn und Imagination in Aufruhr bringt, und Geist und Körper zerstört, sich aber eben dadurch von dem warmen, belebenden Strahl der Liebe sehr unterscheidet. Jene sinnliche Liebe erhebt sich nicht zu der Idee der Schönheit, sie kennt blos das Vergnügen am Reitze; daher ist sie unbestimmt, und richtet sich nach jedem Gegenstand, dessen Reitze die Phantasie bewegen, und dem Sinne Genuß versprechen. Wahre Liebe hingegen kennt nur Einen Gegenstand; denn indem sie auf das Ideal menschlicher Schönheit sich richtet, und dieses in des Geliebten Gestalt und Handlungsweise erblickt, ist die Möglichkeit einer getheilten Liebe für sie aufgehoben. Wie aber die sinnliche Liebe sich nicht über die Natur erhebt, so will die hyperphysische

welche unrichtig zuweilen die platonische genannt wird, die Menschheit übersliegen. Bloß im Anschaun der reinen Schönheit soll diese Liebe ihr Wesen haben, und die Geschlechter sollen sich lieben, wie reine, von aller Natur, entfesselte Geister. Allein die Natur ordnete nichts, damit es die Freiheit zerstöre, und der Geist fordert nichts, was nicht sein sichtbares Bild, die Natur, in ihren Ordnungen, als in Symbolen und Hieroglyphen, andeutete. Weder aus diesem allgemeinen Wohlgefallen am Schönen, noch aus jenem Interesse am Reitzenden läßt sich die Eigenheit der Geschlechtsliebe, die Treue, oder das Beschränken der Liebe auf Einen Gegenstand erklären. Denn wäre Liebe bloß Wohlgefallen am Schönen, warum sollte sie, ganz ihrer Natur zuwider, sich auf das Einzelne einschränken, und nicht vielmehr die ganze Welt des Schönen mit ihrer von dem Unendlichen abstammenden Kraft umfassen? Wäre sie aber bloß Vergnügen am Reitze, wie könnte sie, ganz gegen die Natur des Reitzes, immer und einzig denselben Gegenstand anziehend finden? — Wenn diese sinnliche Liebe rohe Natürlichkeit ist, so ist jene hyperphysische erkünstelte Freiheit, und die SuperNaturalisten sowohl als die Naturalisten der Liebe vergessen, daß der Gegenstand der Geschlechtsliebe nicht bloß schöner Gegenstand und Geliebter ist, sondern selbst Liebender wird. Gegenliebe allein ist es, das an sich unbegrenzte Streben nach dem Schö-

nen begrenzt, und dem Vorübergehenden des Reitzes ewige Dauer giebt. Die Liebe, die sich auf das Schöne richtet, kann selbst in ihrer Erscheinung und in ihren Aeußerungen nicht anders als schön seyn; dadurch stellt sie in sich selbst dem Geliebten einen Gegenstand der Liebe dar, und gegenseitig erhöht nun die Gegenliebe durch ihre eigne Schönheit die Liebe, welche sie erst erweckte. Indem so Liebe sich auf gleiche Liebe richtet, scheidet sich die Geschlechtsliebe von dem allgemeinen Wohlgefallen am Schönen. Das Schöne der Liebe ist untrennbar von der eigensten Individualität des Liebenden, und dadurch verwandelt sich die Liebe zu dem Schönen, als Gegenliebe, in die ausschließliche Liebe zu einem bestimmten Individuum. Der Geliebte ist nun nicht mehr ein Gegenstand, welcher an der allgemeinen Schönheit Theil nimmt; durch seine Liebe hat er sich selbst eine Schönheit angebildet, welche ihm ausschließlich eigen ist, und ihm die ewige Dauer der Liebe sichert. So ist die Treue der Liebenden in der Natur der wahren Liebe selbst gegründet, und es ist vergebens, von dem Liebenden Treue als Pflicht zu fordern. Liebe kennt keine Pflicht, eben weil sie Liebe ist, und durch ihr freies Handeln das hervorbringt, was erst außer dem Gebiete der Freiheit zu Rechten und Pflichten wird. Dem Liebenden ist Untreue ein inhaltloser Begriff; er müßte erst aufhören zu lieben, eh' er un-

treu seyn könnte; wo aber keine Liebe ist, da kann keine Treue gebrochen werden. Der Liebende, welcher die liebeweckende Macht seiner eignen Liebe nicht ahnet, sieht im Geliebten nicht den Liebenden, sondern nur das Ideale, mit dem er sich zu vereinigen strebt; er wagt es kaum, Gegenliebe zu hoffen, und erblickt selbst in ihren Zeichen nur eine neue, anziehendere Schönheit des Geliebten, welche ihn um so mehr fesselt, je inniger sie mit der Individualität des Geliebten verbunden ist, und dadurch selbst den Reitzen desselben die Weihe der Schönheit ertheilt. Beide Liebende finden so in der Liebe des Geliebten neue Nahrung für ihre eigene Liebe, und, statt sie zu trennen, muß selbst die Zeit sie nur fester vereinigen. Wie könnten auch Liebende sich finden, hätte nicht die Liebe jene Kraft des Unendlichen, durch ihren belebenden Hauch Liebe zu wecken? In einsamer Sehnsucht müßte ihre Liebe sich verzehren; denn nur dem Zufalle wäre es überlassen, ob der Liebende auch der Geliebte seyn werde. Aber nur zu oft erscheint die Neigung, vom Reitze geweckt, in einer der Liebe ähnlichen Gestalt, und von dem Scheine getäuscht, wendet ihr zuweilen sich das unerfahrne Herz mit reiner Gegenliebe zu. Unselige Täuschung! Mit dem Genuß verschwindet bald der Reitz, die Neigung flieht, und nur die Gegenliebe des Nichtgeliebten, selbst zum Lockenden des Reitzes herabgewürdigt, hält mit schwacher Kraft noch den Gesät-

tigten zurück, bis endlich auch dieses Band sich löst, und der Verlaßne aus seiner eignen Liebe einsam sich des bessern Lebens TodesTrank bereitet. Wem soll der noch vertrauen, der auf Liebe zu bauen glaubte, und getäuscht sich fand? der seiner ersten Liebe schöne Fülle für Liebe hinzugeben wähnte, und verschmäht von dem unwürdigen Geliebten, der niedern Neigung trauriges Opfer ward? Denn nur die Begierde, welche vom Reitz erregt wird, kennt Sättigung durch ihren Gegenstand, und verläßt ihn, wenn sie sich befriedigt findet; die wahre Liebe richtet sich allein auf reine Schönheit, die in Gegenliebe sich täglich neu verjüngt, und immer fester mit ihrem Band die Liebenden umschließt. In ihr ist keine Täuschung; wahre Liebe ist allezeit treue Liebe.

Später, als die bildende Kunst, entsteht die Dichtkunst. Sie stellt ihren Gegenstand, das Schöne, durch Begriffe in Worten dar, und wirkt also zunächst auf den Verstand, als auf das Vermögen der Begriffe. Wie daher die Freiheit des bildenden Künstlers durch die Normalform der Gestalten beschränkt wird, so ist der Dichter an die Richtigkeit der Begriffe oder an die Wahrheit gebunden, und hierin liegt der Grund, warum der Verstand, der überhaupt gern sein Gebiet überschreitet, sich so oft anmaaßt, nicht allein die Richtigkeit der Begriffe,

sondern auch die Schönheit der Ideen in einem Gedicht zu beurtheilen. In der Parallele der Kunst und Liebe steht der Dichtkunst die Freundschaft entgegen; denn das, was der Freundschaft fähig macht, wird ebenfalls zunächst mit dem Verstande erkannt. Sie entsteht ebenfalls später als die Geschlechtsliebe; denn was in jener frühern Zeit mit dem Nahmen Freundschaft belegt wird, ist eine Aeußerung der noch unentwickelten Geschlechtsliebe, und richtet sich daher, wie diese, ausschließlich auf das Schöne. Der GeschlechtsUnterschied hat in dieser Periode noch keinen, oder doch unmerklichen Einfluß auf die Bildung des Menschen; daher kann sich diese Liebe durch den Gegenstand, auf welchen sie sich richtet, noch nicht als Geschlechtsliebe mit voller Bestimmtheit ankündigen. Allein es entgeht der Beobachtung nicht, daß die Jugend beider Geschlechter sich bei ihren freundschaftlichen Vereinigungen fast einzig durch das Liebliche und Zarte in Form sowohl, als Bewegung angezogen fühlt; denn diese Zartheit ist eben das Interessante, wodurch die Natur selbst die Phantasie zur Schönheit leitet. Aber wenn auch die Natur dem weiblichen Geschlecht die Lieblichkeit, als ein fortdauerndes Geschenk, ließ, so weicht diese doch von dem männlichen, je mehr sich dessen GeschlechtsCharakter, die Kraft, entwickelt. Beide Geschlechter trennen sich [illegible]t, um durch diese Trennung sich für eine neue Ver-

einigung zu bilden. Folgen sie blind der Leitung der Natur, welche, nach einmal geschehener Trennung der Geschlechter, nicht mehr das Allgemeine der Gattung, sondern das Besondere der Individuen ausbildet, so artet die Lieblichkeit des Mädchens mit ihrer vollendeten Bildung in Weichlichkeit aus, und die Kraft des Jünglings verwandelt sich in dem Manne zur Rohheit. Die Natur behauptet nun ihre Rechte, und vereinigt nach ihren Gesetzen durch blossen Trieb die Geschlechter. Wo die Weichlichkeit sich dem stärkern Geschlecht durch Müßiggang mittheilte, schmachtet das schwächere unter der Macht orientalischer Barbarei; wo die Rohheit durch die Mühseligkeit des NahrungsErwerbs auf das schwächere überging, seufzet dieses unter dem Druck nordischer Wildheit. Keine Liebe vereinigt die Gatten; selbst in ihrer dauernden Verbindung sind sie nur Mittel zum Zwecke des Staats, der durch die Ehe ihnen zu seiner eignen Erhaltung ein bloß rechtliches Verhältniß sichert. Denn Liebe kann nicht ohne Schönheit, und Schönheit so wenig mit Rohheit als mit Weichlichkeit bestehen; in dieser würde sie zerfließen, und in jener erstarren; sie ist überhaupt nie, wo bloße Kräfte der Natur wirken, sondern nur da, wo Freiheit sich mit der Natur innig vereinigt. Will also der Mensch geliebt seyn — und er will dieses, so gewiß er nicht allein Sinnlichkeit ist — so muß er den

natürlichen Charakter seines Geschlechts durch Freiheit veredeln, indem er ihn auf das Ideal seiner Gattung, auf Humanität, zurückzuführen strebt. In jeder Idee verschwinden nun zwar die Gegensätze — in der höchsten Idee deswegen auch der ursprüngliche — und das Ideal menschlicher Schönheit würde in seiner Reinheit weder männlich, noch weiblich seyn können; allein da in der Wirklichkeit eine reine Darstellung der Idee nie möglich ist, so wird bei allem Streben nach reiner Humanität doch nie in der Schönheit des wirklichen Menschender Geschlechts-Charakter ganz verschwinden. Und er soll nicht verschwinden; denn die Freiheit will die Natur begrenzen, aber nicht sie zerstören. Mit dem entgegengesetzten Charakter der Geschlechter würde zugleich die eigentliche Geschlechtsliebe aufgehoben seyn, und die Natur würde in der Vereinigung der Geschlechter etwas zu ihrem Bestehen, als nothwendig, verlangen, was die Freiheit durch ihre Forderung zu vernichten strebte. Nicht also im Vertilgen des GeschlechtsCharakters besteht die Schönheit des Menschen, sondern im Begrenzen seiner natürlichen Richtung durch das freie Streben nach Humanität. Die zarte Lieblichkeit des Weibes wird dadurch zur Grazie, die feste Kraft des Mannes zur Würde. In beider Vereinigung besteht die reine Humanität; aber dieses hohe Ideal sollte nicht von dem Einzelnen erreicht, sondern, wie das

Unendliche selbst, als sein irdisches Ebenbild, durch Vereinigung des Entgegengesetzten, in Liebe repräsentirt werden.

Schönheit ist also nicht bloß ein Geschenk der Natur, sondern zugleich ein Werk der Freiheit. Da nun Liebe sich einzig auf Schönheit richtet; so entsteht selbst aus dem Verlangen nach Liebe die Aufgabe in dem Menschen, sich liebenswürdig zu machen. Würdig aber wird er nur durch das, was an seiner Schönheit der Freiheit angehört — denn die Natur giebt nur Werth; Würdigkeit ertheilt allein die Freiheit — also durch den Grad von Humanität, welchen er sich erworben hat. Doch nicht für immer bleibt das Streben nach Humanität bloß Mittel zu dem Zwecke der Liebe, wenn es auch in der Reihe der Erscheinungen, der Einheit und Stetigkeit des Ganzen wegen, zuerst durch Liebe geweckt wird. Dieses Ziel hat an sich selbst zu viel Erhabenes, als daß es dem Menschen, welcher anfangs es sich bloß zum Mittel ausersehen hatte, nicht bald selbst zum Zweck werden sollte. Was im Reiche der Nothwendigkeit Thorheit ist, weil es abwärts führt und vereinzelt, nehmlich Behandlung des Mittels als Zweck, das wird im Reiche der Freiheit Weisheit, weil es wegen der entgegengesetzten Richtung beider aufwärts führt und verbindet. Je

gewisser dort über dem Mittel jeder Zweck verfehlt wird, um so sicherer werden hier durch Erhebung des Mittels alle Zwecke erreicht. Humanität also, oder Vereinigung aller Anlagen und Fähigkeiten der menschlichen Natur zu einem vollendeten Ganzen, heißt der große Zweck, welchen der Mensch sich vorsetzt. Er sucht aber nicht, in eitler Selbstsucht und mit thörichtem Egoismus, allein in seinem eignen Individuum die Aufgabe der Menschheit zu realisiren; er weiß vielmehr, daß er nur deßwegen und bloß dadurch dieses bestimmte Individuum ist, weil er das Ganze der Menschheit nicht umfaßt, sondern auf gewisse Richtungen seiner Thätigkeit beschränkt ist. Er weiß, daß selbst diese Richtungen nur durch die wechselseitige Wirkung mehrerer Menschen möglich sind, und daß also der Zweck der Humanität wohl durch den Einzelnen befördert, aber nur in der gesammten Menschheit erreicht werden kann. Das Streben nach dem Zweck ist das, was die Einzelnen zum Ganzen vereinigt; das Ergreifen der Mittel das, was das Ganze zu Einzelnen sondert, und das Anerkennen des Gemeinschaftlichen jenes Strebens in einem als Individuum einzeln stehenden Menschen ist der eigentliche Grund der wahren Freundschaft. Der Freund sieht in dem Freunde, in Beziehung auf den gemeinschaftlichen Zweck, Seinesgleichen, da der Liebende hingegen in dem Geliebten das Höhere und

Bessere erblickt; denn dieser findet sein Ideal in dem Geliebten, jener sucht es am Ziel des gemeinschaftlichen Strebens. Der Liebende hofft vom Geliebten Alles im Zutrauen zu seiner Liebe; der Freund fordert vom Freunde Alles im Vertrauen auf seine Humanität; denn jener überläßt dem Geliebten sich selbst, dieser überträgt dem Freunde die Sache der Menschheit. Freundschaft ist daher sehr wohl möglich ohne persönliche Nähe, aber nicht ohne gegenseitige Mittheilung. Denn wie Liebe erst durch Gegenliebe zur individuellen Liebe wird, so wird Freundschaft erst durch das Gefühl des anerkannten gleichen Strebens nach Humanität zur persönlichen Freundschaft. Vertrauen und Gewohnheit der gegenseitigen Mittheilung vermögen sogar die harte Grenze der Individualität zu mildern; denn wie im interessanten Gespräch die Sprechenden sich oft unwillkührlich in gleichen Ton stimmen, und sich ihrer eine vorübergehende Sympathie sogar in den Bewegungen bemächtigt, womit sie einer des andern Rede begleiten; so bildet sich durch den Umgang unter Freunden eine bleibende Sympathie, und indem Alles in ihrem Geist mit dem Bewußtseyn ihres hohen Zieles sich verbindet, sind sie durch diesen außer ihnen selbst liegenden Berührungspunkt das reinste Symbol der Wahrheit, oder einer vorherbestimmten Harmonie

Dieser ideale Zweck der Humanität ist aber nicht

der Grund aller Verbindungen, welche im gewöhnlichen Leben den Namen Freundschaft führen. Wie das Entgegengesetzte der Schönheit, — der Reitz — zuweilen einen täuschenden Schein der Geschlechtsliebe hervorbringt, so veranlaßt auch oft das Entgegengesetzte der Humanität — der Egoismus — eine der Freundschaft, dem Scheine nach, ähnliche Verbindung. Der Egoist strebt ebenfalls nach Vorzügen, und in einem kultivirten Zeitalter auch wohl nach wahren, nicht bloß eingebildeten; er wirkt oft mächtig auf die Menschheit, allein es ist ihm dabei nicht um Beförderung der Humanität zu thun, sondern einzig um Verherrlichung seiner Individualität; es ist ihm gleichgiltig, ob er erleuchtet, ihm genügt es, wenn er nur glänzt. Er vereinigt sich daher ebenfalls gern mit Andern zu einem gemeinschaftlichen Zweck, und tritt durch die dabei nöthige Mittheilung mit ihnen in ein engeres Verhältniß, welches oft, des Aehnlichen in der Art des Umgangs und der dabei Statt findenden Vertraulichkeit wegen, für Freundschaft gehalten wird. Aber der egoistische Grund solcher Verbindungen wird nur zu leicht sichtbar, und unterscheidet sie bald von der wahren Freundschaft. Wenn ächte Freundschaft mit wahrem Enthusiasmus und vollem Eifer sich wechselseitig für den gemeinschaftlichen Zweck unterstützt, so entzieht sich die unächte, so lange nicht ihr besondrer

Zweck sie zur Mitwirkung reitzt. Jene findet ihr eigenes Glück in dem gelungenen Werke des Freundes, diese mißgönnt ihm eifersüchtig die Ehre der That und des Gelingens. Aechte Freundschaft sieht im Freunde den Beförderer des eigenen Zwecks, unächte nur den Nebenbuhler; daher steigt jene mit dem Werthe des Freundes, wenn diese in demselben Verhältnisse fällt.

Es läßt sich nicht läugnen, daß das Verhältniß der Geschlechter und ihre Natur das männliche zu einer größern Kraft in der Freundschaft fähig macht, als das weibliche. Der Mann hat mit seinem Geschlecht — nicht zwar ein höheres, wie Manche thöricht sich einbilden, — aber doch ein anderes Ideal zu realisiren bekommen, als das Weib, und die Kraft, als Charakter seines Geschlechts, wird ihm überall den Vorzug lassen, wo es auf Kraft und ausströmende Thätigkeit ankommt. Wo hingegen Zartheit der Empfindung und in sich selbst gehende Thätigkeit entscheidet, da wird das weibliche Geschlecht unfehlbar den Vorzug behaupten. Daher hängen Frauen mehr an der Vorstellung der Ideale, während Männer bemüht sind, die Ideale selbst darzustellen. Was aber die Natur dem weiblichen Geschlecht an der Fähigkeit zur eigentlichen Freundschaft entzog, das ersetzte sie ihm reichlich

an der Liebe zu dem Kinde; denn diese ist in ihrer Reinheit nur der Mutter eigen. Wenn in der Freundschaft der Frauen zu viel Empfindung ist, so ist in der sogenannten Vaterliebe zu viel Reflexion. Die Mutter liebt ihr Kind, und selbst zu der ganzen Kinderwelt zieht sie, ehe sie noch Mutter ist, eine verborgne Ahnung des künftigen Muttergefühles; der Vater liebt das Kind, und selbst in dem eignen mehr die Kindlichkeit, oder seine Gattin, oder den Erben seines Nahmens. Die Mutter fühlt, was ihr Kind ist; der Vater überlegt, was aus dem Kinde werden kann. Keine Liebe ist so rein von allem Eigennutz, so frei von aller Aussicht auf Vergeltung, als die Liebe der Mutter. Sie ist das reinste Wohlwollen, welches nicht einmal durch Schönheit der Gestalt, wie die Geschlechtsliebe, oder durch Wahrheit und Uebereinstimmung der Begriffe, wie die Freundschaft, seine Bestimmung erhält. Bloß die Idee der Unschuld ist es, welche der Mutter in dem Kinde erscheint, und als Darstellung des Unendlichen ihre Liebe erweckt. Wie in dem Kinde, als physischem Wesen, noch alle Kräfte und Anlagen unentwickelt und kaum im Keime schlummern, so enthält die Unschuld, als moralisches Wesen des Kindes, die ursprüngliche, natürliche Richtungslosigkeit in Ansehung des Guten und Bösen. Für die Unschuld ist weder Gutes noch Böses vorhanden, eben weil sie

noch ohne Schuld ist; es ist daher die höchste Tendenz des moralischen Menschen, diese natürliche und bewußtlose Unschuld der Kindheit mit Bewußtseyn und durch Freiheit in Heiligkeit wieder herzustellen. Aber so treffend sich in der Unschuld das Unendliche darstellt, so ist doch das Wohlgefallen an ihr selten ungemischt. Die moralische Reinheit in ihr erfüllt mit Achtung, und erregt ein drückendes Gefühl, weil diese Achtung nicht von der Freiheit, sondern von einem Werke der Natur gefordert wird, gegen welches in der sittlichen Würdigung zurückzustehen doppelt niederschlagend ist. Nur der wahrhaft Heilige kann daher mit reiner Liebe der Unschuld sich nahen, und man irrt sich nicht, wenn man aus der Reinheit des Wohlgefallens an Kindern und dem Umgang mit ihnen auf den sittlichen Charakter eines Menschen zu schließen versucht. Aber die Natur würde wenig für die den Kindern so nöthige Liebe gesorgt haben, wenn sie bloß auf die Heiligkeit ihrer Erzeuger hätte rechnen wollen. Gewiß ist es zwar, daß der Charakter des weiblichen Geschlechts sich mehr zur Heiligkeit neigt, als der des männlichen, welcher sich mehr zur Gerechtigkeit wendet; allein die Natur rechnet nie auf eine Ergänzung ihrer Anordnungen durch Etwas, welches von der Freiheit abhängt; sie ist sich jederzeit selbst genug, und enthält für jeden ihrer Zwecke in ihrer eignen Sphäre das

sicherste Mittel. Sie kann zwar dem Charakter nicht Heiligkeit geben, um das Wohlgefallen an der Unschuld von dem drückenden Gefühle des eignen Zurückstehens zu reinigen; sie kann aber das Erscheinen der Unschuld im Kinde an solche Bedingungen knüpfen, welche das Gemischte in der Empfindung schon vor ihrem Entstehen aufheben, und die Mutter einer reinen Liebe zu dem Kinde fähig machen. Vom ersten Augenblick des Entstehens an ist das Kind in unmittelbarer Abhängigkeit von der Mutter, und zwar nicht bloß von ihrer Organisation, sondern auch, was das vorzüglichste ist, besonders nach seinem Eintritt in die Welt, von ihrem Willen. Denn nicht der Naturtrieb ist es, wie bei vernunftlosen Wesen, welcher die menschliche Mutter zur Ernährung ihres Kindes leitet, sondern Freiheit und Selbstbestimmung; daher ist sie auch nicht mit Nothwendigkeit an die von der Natur bestimmten Mittel gebunden, sondern sie kann den Zweck der Natur, den sie zu dem ihrigen macht, durch frei gewählte Mittel erfüllen. Dieses Gefühl der Abhängigkeit des Kindes von ihr und ihrem Willen, seiner Bedürftigkeit ihrer Hülfe und Sorgfalt, seines Unvermögens, ohne ihre Liebe zu bestehen, — denn was ist die berechnende Sorgfalt des Erziehers gegen die Liebe der Mutter? — ist das Mittel, durch welches die Natur dem Kinde die Liebe der Mutter sichert. Das Kind ist ihr nicht mehr die bloße

Erscheinung der Unschuld, welche Achtung fodert; es ist *ihr* Kind, gebildet aus ihrem eignen Wesen, und gepflegt durch ihre innige Liebe. So entsteht ihr die überall anerkannte *Mutterwürde*, welche sie fähig macht, der Unschuld des Kindes sich an die Seite zu stellen, und es mit reiner Liebe zu umfassen. Das Kind wird der Mutter nun ein Bild ihrer eignen Unschuld, und indem die Phantasie die Erinnerungen und Bilder ihrer eignen Kindheit mit ihren gegenwärtigen Gefühlen verbindet, entsteht ihr ein Ideal der Kindheit, welches sie aus sich selbst auf ihr Kind überträgt, und in diesem realisirt zu erblicken glaubt. Es scheint, als hätten selbst die Gesetzgeber, wie durch einen glücklichen Instinkt geleitet, das zarte Verhältniß der Mutter und des Kindes mit ihren Bestimmungen verschonen wollen, indem sie nur eine *väterliche Gewalt* in ihren Ordnungen festsetzen. Die liebende Mutter verschmäht des Rechtes todte Gewalt, in ihr lebt die lebendige Liebe, und für das Gefühl des Kindes gegen die Mutter hat die Sprache noch kein Wort gefunden.

Ich setze der Mutterliebe unter den Künsten die *Musik* entgegen, und scheue nicht den Vorwurf der Paradoxie. Ist nicht der Gegenstand der Musik ebenfalls frei von Gestalt und Begriff, bloße *Idee* wie die Unschuld, welche die Mutterliebe erweckt? Denn

die Töne selbst sind es nicht, was der wahre Tonkünstler darstellen will, sie sind bloß das sinnliche Zeichen davon; und doch erscheint selbst in den Tönen die Harmonie, als objektives Bild des Unendlichen, wie die Unschuld im Kinde, als subjektives. Wenige nur haben reinen Sinn für Musik; denn sie erfordert eine Kultur, die man ästhetische Heiligkeit nennen möchte. Daher vergnügen sich die Meisten bloß an ihrem angenehmen Spiele, wie an muntern Tänzen der Kinder, oder sie studiren ihre harmonischen Verbindungen, wie die IdeenAssociationen ihrer Zöglinge. Nicht außer uns entsteht das musikalisch Dargestellte, in uns selbst bildet es sich, und die im Rhythmus wechselnden, und durch Harmonie, wie Planeten durch ihre Sonne, zusammengehaltenen Töne sind nur die gestaltlosen Schatten unsers eignen Innern. Wie weder in Harmonie ohne Rhythmus, noch in Rhythmus ohne Harmonie, sondern einzig in der möglichsten Freiheit des Rhythmus, bei größter Einheit der Harmonie, das schöne Spiel der Töne besteht, so geht auch in dem Innern des Menschen nur aus Einheit der Person, bei möglichstem Wechsel des Zustandes, das schöne Spiel des Lebens hervor. Empfänglichkeit für Musik ist daher ein Zeichen der ästhetischen Kultur, wie die Liebe zu Kindern als ein Zeichen moralischer Kultur gilt; denn für das, was der Mensch mit Bewußtseyn ist,

hat er Sinn. Die Rohheit vergnügt sich am harmonielosen rhythmischen Geräusch; die Weichlichkeit am Klange, der sich bloß der Abwechselung wegen in Rhythmen, und der Vernehmlichkeit wegen nach Gesetzen der Harmonie bewegt. Die wahre Kultur erkennt aber in dem eigentlichen musikalischen Kunstwerke das schöne Bild ihrer innern Einigkeit, und deßwegen kann Musik nicht kultiviren, sondern nur die Kultur, welche sie voraussetzt, durch ihre Wirkung beleben und erhalten.

Joh. Aug. Apel.

# II.

# Christina Alexandra, Königin der Schweden, ein psychologisches Gemälde.

## Gegenstück zur Johanna von Neapel.

Search for the ruling passion: there alone
The wild are constant and the cunning known.
This clue once found, unravels all the rest:
The prospect's clear'd and the whole man confest.

Pope.

Sollte der Geschichtschreiber sich nicht mit edelm Stolze ein höheres Ziel aufstecken dürfen, als bloß schön oder gewissenhaft diplomatisch zu erzählen, was

einst geschah? Nur dann, glaub' ich, hat er ganz geleistet, was er sollte, wenn der tiefdenkende Staatskünstler, wenn der philosophische Weltbürger, von dem Sinne seines Gemäldes ergriffen, Zeichnung und Colorit desselben zu beachten vergessen, mit erleuchteterm Blick auf die Gegenwart um sie her zurück sehn, und in ihr überall die Bestätigung, die Wiederholung oder Vorbereitung dessen finden, was er ihnen aus der Vorzeit aufstellte.

Das Mittel, seine Geschichte so zu dem Range eines Kunstwerkes zu erheben, ist, daß er freilich dem Ursprunge der Vorgänge, von denen er spricht, so weit sein Auge reicht, nachspüre, und den Einfluß, den dieser oder jener Zufall auf sie hatte, entwickle, dann aber das Ganze auf eine solche Weise stelle, daß wenigstens Ein großes Resultat, als der Zweck seines Werkes, aus ihm unwidersprechlich hervorgehe.

Wie der eigentliche Geschichtschreiber mit den Begebenheiten, muß der Biograph, wenn die aufgestellte Forderung gegründet ist, mit den einzelnen Menschen verfahren. Die Geschichte ist mit ihren Helden fertig, wenn sie uns vollständig und wahr gesagt hat, was sie waren, und was sie thaten: die Biographie ist uns die Erklärung schuldig, wie sie jenes wurden, und daher dieses vermochten. Jene trägt

das Räthsel vor: diese giebt das lösende Wort. Jene malt das Phänomen: diese setzt seine Entstehung aus einander. —

War Cäsar ein Bösewicht oder ein Menschenfreund? Titus ein Schwächling oder ein Tugendheld? Peter der Große ein Weiser oder ein Tyrann? — Die Geschichte sagt Ja und Nein! Der Charakter der meisten Menschen gleicht jenen Stoffen, die aus einem Standpunkte roth scheinen, aus dem andern blau. Aendert den Faltenwurf, und die Farbe wechselt mit ihm. Das Geschäft des Biographen ist, die einzelnen Fäden des Gewebes zu beleuchten, und uns so — Wahrheit zu geben.

Das sind die Begriffe, mit denen ich nachstehende Arbeit begann. Vielleicht bedürfen sie mancher Modification: aber ich kann mich hier nicht auf ihre Sichtung einlassen. Nur mittheilen mußte ich sie dem Leser, damit er zum voraus wisse, was er zu erwarten habe.

Wenige Charaktere, die uns aus der Geschichte entgegen glänzen, lassen uns beim ersten Blicke so ungewiß, wie wir sie würdigen sollen, als jener der berühmten schwedischen Monarchin. Immer fühlen wir uns verleitet, zu weit zu gehen, jetzt, sie als eine erhabne Weise zu verehren, jetzt, als eine lasterhafte Thörin zu verachten.

Mit Kraft und heller Einsicht sammelte sie ihrem Volke die Früchte jener langen Anstrengung ein, die es im dreißigjährigen Kriege gemacht hatte, und untergrub von der andern Seite seine Wohlfahrt durch sträflichen Leichtsinn und Ehrsucht. Sie selbst leitete ihre Geschäftsträger in meisterhaften Instruktionen, und hinderte sie durch kleinliche Ränke, dieselben zu befolgen. Sie beschützte die Wissenschaften, prunkte mit ihrer Liebe zu ihnen, und machte oft den Gegenstand ihres beißenden Spottes aus denselben. Um unbeschränkt herrschen zu können, wies sie jeden Antrag zu einer Vermählung zurück, und stieg dann freiwillig von einem Throne herab, den sie vorher voll Eifersucht selbst mit keinem Gemahle theilen wollte. Sie sehnte sich nach der unabhängigen Muße des Privatstandes, und kaum war sie in denselben getreten, so wurde Politik die höchste Angelegenheit ihres Lebens, so strebte sie nach Herrschaft, und bot alles auf, sich als regierende Fürstinn geltend zu machen. Alles beinahe beurtheilte sie richtig, und Alles behandelte sie schief. Jede Thorheit, die sie begehen wollte, leitete sie mit bewundernswürdiger Einsicht ein, und jeden weisen und großen Plan, den sie entwarf, zerrüttete sie durch kleinliche Thorheiten.

Diese Widersprüche sind zu groß, als daß man sie durch die gewöhnliche Inconsequenz des menschli-

chen Geistes erklären könnte. Sie deuten auf irgend eine seltne Verschrobenheit, die allein hinreicht, Christina zu einem merkwürdigen Phänomene zu machen, auch wenn sie ihre seltsame Rolle nicht auf einem Throne gespielt hätte. Ihre Bildungsgeschichte wird uns die Quelle dieser Verschrobenheit enthüllen. —

---

Gustav Adolph, der Held seines Zeitalters, auf den sein Volk noch mmer mit gegründetem Stolze zurück sieht, und dem das protestantische Deutschland Ehrensäulen schuldig blieb, lebte mit Maria Eleonora von Brandenburg in einer Ehe, die man glücklich nannte, weil sie nie durch einen öffentlichen Zwist zerrüttet wurde. Vielleicht hatte man Recht, obgleich Beweise genug vorhanden sind, daß er seine Gemahlin weder sehr liebte, noch sie hochachtete. Der Fürstenstand ist soweit über das Gleis der natürlichen Verhältnisse des Menschen hinaus gerückt, daß die Regenten sehr viel von dem, was zum Wohlseyn des Privatmannes nothwendig ist, scheinen entbehren zu können, ohne sich deshalb unglücklich zu fühlen.

Zwei Kinder, die Gustav von seiner Gemahlin erhalten hatte, waren schon gestorben, als sie am 8ten December 1626 von dem dritten entbunden

wurde. Ahnungen hatten sie überredet, daß es ein Sohn seyn werde, und ihr Gemahl hatte aus — einem Traume und den Verheißungen der Astrologen dieselbe Hoffnung geschöpft. Die Nachricht, daß es ein Mädchen sey, und die Häßlichkeit desselben flößten der Mutter einen Widerwillen ein, der lange unauslöschlich blieb. Dem Vater fürchtete man fast die Wahrheit zu sagen, besonders da ihn schon voreilige Geschäftigkeit mit dem Gegentheile getäuscht hatte. Seine Schwester, die Pfalzgräfin Catharina selbst, übernahm es endlich, ihn aus seinem frohen Irrthume zu ziehn, und trug das Kind in weiblichem Putze zu ihm. Gustav empfing es darum nicht mit geringerer Zärtlichkeit. „Laßt uns Gott für dieses Mädchen danken!“ rief er aus. „Ich hoffe, daß so viel werth seyn soll, als irgend ein Knabe!“ — Seine Schwester wollte ihn trösten. „Ich bin zufrieden mit diesem Mädchen,“ sagte er, „und danke Gott!“

Dieser ganze Vorgang scheint unbedeutend, aber er ist es nicht. Von der einen Seite erklärt er alle die Mißgriffe, die Gustav Adolph in Rücksicht auf Christinens Erziehung that; von der andern hat er vielleicht sehr viel beigetragen, die Richtung ihres Geistes zu bestimmen. So bald sie im Stande war, Gedanken zu fassen, erzählte man ihr, wie ihr Vater sie bewillkommt habe, und noch nahe am sech-

zigsten Jahre schien ihr das so wichtig, daß sie es in ihrer Selbstbiographie weitläuftig berichtet. Wenigstens feurigen Menschen von reitzbarer Phantasie, die sich's bewußt sind, wie oft sie durch Kleinigkeiten über Dinge von der äußersten Wichtigkeit unwillkührlich bestimmt wurden, wird es nicht unwahrscheinlich seyn, daß die zuversichtliche Hoffnung ihres zärtlich verehrten Vaters für Christina ein lebhafter Antrieb gewesen sey, seinen Erwartungen zu entsprechen.

Bald nach ihrer Geburt ließ Gustav seiner Tochter als Thronfolgerin huldigen. Er hing mit so zärtlicher Liebe an ihr, daß sie ihn auf allen Reisen, die er innerhalb den Gränzen seines Reiches machte, begleiten mußte. Er hatte sie selbst dann bei sich, wenn er seine Truppen musterte, und als sie einst, in ihrem vierten Jahre, ihre Freude über den kriegrischen Pomp und das Geräusch der Salven bezeigte: „Gedulde dich," rief er ihr zu, „ich will dich einst an Orte führen, wo es noch lebhafter hergeht!" Auch diesen Umstand führt Christina sorgfältig an, und beklagt es sehr, daß er starb, ohne sie in das Kriegswesen einweihen zu können, und daß sie nie einem Gefechte beigewohnt habe; ein neuer Beweis, wie tief die Reden ihres Vaters in ihre Seele gedrungen waren.

Ihre Mutter schien nur um so gleichgültiger gegen sie zu seyn, je zärtlicher der Vater sie liebte. Christina äußert sogar den Verdacht, die Wärterinnen hätten die Absicht gehabt, sie zu tödten, um der Königin den Hof zu machen, und schreibt es vorsetzlicher Vernachläßigung zu, daß ihre eine Schulter durch einen Fall auf Lebenszeit verschoben wurde. Die Vermuthung ist nicht wahrscheinlich, aber sie läßt einen tiefen Blick in Christinens Seele thun; sie verräth die Bitterkeit, mit der diese Prinzessin es ertrug, von dem reitzendsten Vorzuge ihres Geschlechts, der Schönheit, ausgeschlossen zu seyn, und in ihr eine neue Haupttriebfeder, warum sie so eifrig darnach strebte, sich die Vorzüge des andern Geschlechts anzueignen. —

Sie war etwa vier Jahr alt, als Gustav zu seiner großen Bestimmung nach Deutschland abging, und sechs, als er auf dem Schlachtfelde bei Lützen siegend fiel. Bei der Nachricht von seinem Tode versammelte der Senat, um allen Unruhen vorzubeugen, so schnell als möglich die Stände, und ließ Christinen als Königin huldigen. Sie selbst versichert dem lieben Gott, dem sie ihre Biographie dedicirt hat, und den sie überall darin anredet, daß sie sich bei jener Ceremonie, ungeachtet ihrer frühen Kindheit, mit einer Majestät benommen, die das ganze versammelte

Volk mit Ehrfurcht und tiefer Bewunderung erfüllt habe. Indeß vergißt sie doch auch nicht das höchste Wesen selbst über jene Wirkung zu complimentiren: sie dankt ihm, „daß er ihr schon als Kind den Stempel der Größe auf die Stirn geprägt habe, den er nicht allen seinen Stellvertretern zu verleihen pflege."

Die Wahrheit ist: als man vorschlug, ihr zu huldigen, rief der Sprecher des Baurenstandes: „Wer ist denn diese Christine, dieß Kind, dem wir Gehorsam schwören sollen? Ich hab es nie gesehen! „Man trug sie herbei. Er betrachtete sie lange. „Ja," rief er endlich mit Thränen aus," sie ist die Tochter unsers Gustavs! das ist seine Nase, sein Mund! Das sind seine Augen!„ Die ganze Versammlung bemerkte in dem Augenblick, tief gerührt, die Aehnlichkeit Christinens mit dem großen Könige, und die Huldigung geschah mit Enthusiasmus. —

Es giebt einzelne Aeußerungen, in denen der ganze Charakter eines Menschen sich fast von allen Seiten ausdrückt. Jene Darstellung der Huldigungsszene aus Christinens Feder scheint mir eine solche. Der Leser, der mit einigem Nachdenken bei ihr verweilen will, wird glaube ich, Christinens romanhaft überspannten Ehrgeitz, ihre Sucht nach wunderbarer Auszeichnung — in der schlauen Verwechselung aber

der

der wirklich dießmal gleich bedeutenden Ausdrücke: „Stempel der Größe, und Gesichtszüge ihres Vaters“, ihren Verstand, — und wenn er sich erinnert, wem sie prahlte, ihren Grad von Religiosität in diesen wenigen Zeilen vollkommen dargestellt finden. — Wenn Jeder, der sein eigner Geschichtschreiber wird, bedächte, daß man bei einiger Scharfsicht in seiner Schrift fast immer das Gegentheil von dem lesen werde, was er hinschrieb, es würde der Selbstbiographien sicherlich wenige geben.

---

Gustav Adolph hatte die weise Vorsicht gehabt, vor seiner Abreise aus Schweden zu bestimmen, wie es, im Fall seines Todes, während der Minderjährigkeit Christinens mit der Verwaltung des Reiches gehalten werden solle. Er hatte sie den fünf ausgezeichneteſten und verdienstvolleſten Männern des Reichs übertragen, und seine Gemahlin von allem Antheil daran ausgeschlossen. Diese Frau von äußerst beschränktem Geist und schwankendem Charakter rechtfertigte auch sehr bald das Mistrauen Gustavs gegen ihren Verstand.

Sie hatte ihn nach Deutschland begleitet, und brachte selbst seine Leiche nach Stockholm zurück, wo sie Sorge trug, ihre Trauer um ihn auf eine Weise zur Schau zu legen, welche die Aufrichtigkeit derselben wenigstens zweifelhaft machen mußte. Sie ließ ihre

Zimmer schwarz ausschlagen, verhing die Fenster mit schwarzen Teppichen, und wehklagte in dieser ewigen Nacht um ihn, und zwar besonders lebhaft an gewissen Tagen. Es wäre ungerecht gewesen, ihr diesen Zeitvertreib zu verargen, da ihr kein andres Geschäft erlaubt wurde; aber unglücklicherweise bestand sie darauf, ihre Tochter zum Troste bei sich zu haben, und die Vormünder derselben waren schwach genug, ihr Verlangen zu bewilligen. Drei Jahre, vom sechsten bis zum neunten ihres Lebens, also gerade die Zeit, da sie des jugendlichen Frohsinns am meisten bedurfte, brachte Christina in jener Wohnung des erkünstelten Jammers, unter den Augen einer Mutter zu, die sie nicht leiden konnte, in den Händen einiger Hofdamen, die jener dadurch zu gefallen suchten, daß sie dem Kinde mit Härte begegneten. Die einzige frohe Unterhaltung, die man ihr erlaubte, waren die Possenreissereien der Zwerge und Hofnarren, welche die gebeugte Wittwe nicht verschmäht hatte, mit in ihre Einsamkeit zu nehmen; aber Christinens Erziehung lehrte sie frühe diesen Zeitvertreib verachten.

„Dieß Mädchen soll uns einen Knaben gelten!" hatte Gustav Adolph gesagt, und eine Instruktion zu Christinens Erziehung zurückgelassen, die darnach eingerichtet war, jene Hoffnung in Erfüllung zu setzen. Die beiden Reichsräthe, Banner und Horn, hatte er zu

ihren Erziehern, und den Hofprediger Johann Matthiä, einen der gelehrtesten Männer Schwedens, zu ihrem Lehrer ernannt.

Schon nach ihrem sechsten Jahre erhielt sie von dem letztern, meistentheils in Gegenwart zweier Senatoren, zwölf Stunden täglich Unterricht in den ältern Sprachen, der Geschichte, der Mathematik und andern Wissenschaften, und sie machte für ihr Alter sehr große Fortschritte in denselben. Außerdem reitzte man sie durch beständige Aufmunterungen ihres Stolzes, sich körperliche Abhärtung zu verschaffen. Sie übte sich freiwillig im Reiten und Laufen, in Ertragung der Hitze und der Kälte, selbst des Durstes. Mit einem Worte, man legte es darauf an, einen Polyhistor und einen Helden zugleich aus diesem — Mädchen zu bilden. Wenn man die lange Zeit, die sie täglich mit ernsten Männern zubringen mußte, die Art ihrer Beschäftigung und des Ehrgeitzes, den man ihr einflößte, erwägt, so wie den beschränkten Geist und die Unwissenheit der Frauen, mit denen sie umgeben war, so wird es einleuchtend, warum sie von der einen Seite, wie es wirklich geschah, ihren freundlich ernsten Lehrer zu ihrem einzigen Vertrauten machen, und die Zeit des Unterrichts für ihre Erholungsstunden ansehn, von der andern aber gegen ihr eigenes Geschlecht einen Widerwillen bekommen mußte, der an Abscheu grenzte. In der That war dieser so

lebhaft, daß sie nie irgend eine weibliche Beschäftigung erlernen konnte oder mochte, und bis in ihr spätestes Alter die stärkste Verachtung aller Weiblichkeit zeigte.

Als sie ihr neuntes Jahr zurück gelegt hatte, entfernte man sie von ihrer Mutter, um ihre Erziehung noch sorgfältiger nach Gustavs Vorschrift einzurichten, das heißt, einen Prinzen aus ihr zu bilden. Um eben diese Zeit (1636) kehrte der Reichskanzler, Axel Oxenstierna, aus Deutschland zurück. Dieser grosse Staatsmann, dem seine ausgezeichneten Talente im vier und zwanzigsten Jahre die erste Würde des Reichs verschafften, und der sie unter vier Monarchen mit der vollendetesten Weisheit verwaltet hat, hielt es für Pflicht, selbst zu der Bildung seiner Königin mitzuwirken. Er wandte täglich einige Stunden an, sich mit ihr über Staatsangelegenheiten zu unterhalten, und bewog den Reichsrath, sie, ungeachtet ihrer Jugend, von jedem politischen Ereignisse durch Deputirte benachrichtigen zu lassen.

In ihrem vierzehnten Jahre las Christina die Schriftsteller der Griechen und Römer im Original, sprach mit Fertigkeit die vorzüglichsten neuern Sprachen, hatte ausgebreitete Kenntnisse in jeder Wissenschaft, zeigte bei jedem Anlasse einen sehr hellen Verstand, einen treffenden Witz, und verband mit allem diesem männliche Entschlossenheit und Abhärtung.

konnte der edle Oxenstierna anders, als mit väterlicher Liebe und väterlichem Stolze auf die Tochter seines großen Freundes sehen? Als sie sechzehn Jahr alt war, wirkte er ihr die Bewilligung aus, den Sitzungen des Reichsrathes zu ihrer Belehrung beiwohnen zu dürfen. Zwei Jahr später (1644) ließ er sie zum Könige ausrufen, und legte die Regierung in ihre Hände. Schweden, und mit ihm Europa, sah voll staunender Erwartung auf eine junge Fürstin, deren LieblingsSchriftsteller Thucydides und Polybius waren, und die mit einem Verstande und mit Talenten, die jedem Privatmanne die höchste Aufmerksamkeit seines Zeitalters erworben hätten, den Thron eines Gustav Adolph, — wie viel sagt dieser einzige Nahme nicht! — bestieg.

Wahrscheinlich gab es zu jener Zeit in ganz Europa nicht einen Menschen, der andere, als sehr glänzende Hoffnungen von Christina hätte fassen sollen; jetzt aber ist es freilich sehr leicht, folgende Betrachtungen anzustellen.

So oft man es unternimmt, ein Kind nur zu einem bestimmten Amte oder Stande zu erziehen, ist man beinahe gewiß, eine unglückliche, einseitige Karrikatur zu schaffen; denn man verkrüppelt den Menschen in ihm. Ist hingegen nur dieser so vollkommen, als möglich, entwickelt, so kann man völlig unbesorgt seyn, ob er seine künftige Stelle füllen wer-

de. Giebt es denn in der menschlichen Gesellschaft irgend Eine solche, deren Pflichten die ungebrochne Kraft eines an Geist und Körper gesunden, gut gebildeten Menschen überschreiten? —

Was war aber von einer Erziehung zu erwarten, in der man nicht bloß jenen Mißgriff beging, sondern so gar den unendlich größern, die Erzogne ihrem Geschlechte zu entfremden? Da man Alles darauf berechnet hatte, aus Christinen einen großen Mann zu machen, wurde die Weiblichkeit in ihr ein Fehler, der um so mehr alles verderben, sie um so unglücklicher machen mußte, da sie ihn nie ablegen konnte. Hätte man Christinen eine weibliche Erziehung gegeben: einen Helden, wie Gustav Adolph war, hätte man freilich nie in ihr hoffen dürfen, aber man hätte eine grössere Regentin erhalten, als Elisabeth von England, und selbst Johanna von Neapel waren; Christina übertraf beide an natürlichen Talenten und Energie des Geistes. Jetzt aber, da man die Frau in ihr vernachläßigt hatte, und die Männlichkeit ihr nie natürlich werden konnte, mußte wohl das ganze Leben dieses erkünstelten Zwittergeistes ein unaufhörliches Schwanken, ein ewiger Kampf zwischen ihrem männlichen Verstande und ihrer weiblichen Reitzbarkeit werden. — Doch wir wollen sie handeln sehn.

Christina war klein von Person, und hatte einen schiefen Wuchs, den sie jedoch durch ihre Kleidung zu verbergen wußte, eine breite Stirne, eine Habichtsnase und einen großen Mund; überhaupt war ihr Gesicht nicht schön, aber sehr ausdrucksvoll. Jede Bewegung der Seele mahlte sich auf demselben mit der äußersten Lebhaftigkeit, und ihr großes blaues Auge ging oft sehr schnell von der Majestät zum Spott, vom Zorn zur Fröhlichkeit über. Ihr Anzug war in der Regel sehr einfach, zuweilen schmutzig; immer aber schielte er durch irgend etwas in die männliche Tracht. Ihr Kopfputz bestand, außer an Festtagen, nur aus einem Kamme und einem Bande.

Ihre Lebensweise entsprach der Bildung, die man ihr gegeben hatte. Sehr selten sah sie Frauenzimmer; der Umgang mit ihnen schien ihr fade und abgeschmackt. Sie lebte nur unter Männern, verwaltete selbst die Angelegenheiten ihres Reiches und studirte zugleich, beides mit so vieler Sorgfalt, daß man erzählt, sie habe, während mehr als eines Jahres, sich kaum einen dreistündigen Schlaf in jeder Nacht erlaubt. Ihre liebste Belustigung war die Jagd, überhaupt heftige Leibesbewegung, von der sie sich durch keine üble Witterung abhalten ließ. Ihre Unterhaltung war gelehrt und witzig zugleich, ihr Benehmen den Leuten angemessen, mit denen sie zu thun hatte: froh und offen gegen diejenigen, die sie als ihre

Freunde betrachtete; ernst und so majestätisch bei Berathschlagungen und in Geschäften, daß mehrere Augenzeugen versicherten, die ältesten Feldherren und Staatsleute hätten sich in Gegenwart dieser jungen Fürstin von einer ehrfurchtsvollen Schüchternheit ergriffen gefühlt.

Dieß kurze Gemählde wird hinreichen, die Hoffnungen ihres Reiches zu rechtfertigen, und die glänzenden Lobeserhebungen zu erklären, mit denen die fremden Gesandten an ihrem Hofe Europa erfüllten. Indeß erwarte man nicht hier die vollständige Geschichte ihrer Regierung zu finden. Nur das werde ich aus dieser entlehnen, was am vorzüglichsten dazu dient, Christina zu characterisiren.

Ihre erste Sorgfalt nach Uebernehmung des Scepters ging dahin, ihr Reich von den Kriegen zu befreien, in denen sie es verwickelt fand. Gegen die Dänen vorzüglich war Schweden bisher immer siegreich gewesen: sie nahmen also begierig den Antrag zu Unterhandlungen auf, die 1645 zu Brömsebro eröffnet wurden. Der weise Oxenstierna selbst führte sie von schwedischer Seite, und Christina setzte ihm eine Instruktion auf, deren er, der Schweden so lange regiert hatte, wohl hätte entrathen können. Sie ist in der That nur ein schön gewandtes, philosophisch politisches Räsonnement, aber zugleich ein sehr großer Beweis von Christinens Talenten und Kenntnissen.

Oxenstierna freute sich wahrscheinlich, in dieser Schrift von neuem zu sehn, wie glücklich seine Bemühung, den Verstand der Königin zu bilden, gelungen sey; vielleicht aber wurde diese Freude durch folgende Stelle jener Schrift sehr herabgestimmt: „Ich sehe voraus, „schrieb Christine," wenn ich etwas sorgfältig und nach reifer Ueberlegung ausführe, werden Andre die Ehre davon haben; wird aber etwas versäumt, woran Andre hätten denken sollen, so werde ich die Schuld davon tragen müssen." Wie viel verräth diese einzige Aeußerung nicht! Also nur persönliche Ehre war der Zweck, dem sie bei ihrer Regierung nachstrebte? Wie wenn sie diese einst auf einem andern Wege zu finden glaubte, als der zur Wohlfarth des Reiches führte? — Ich bitte die Leser, diesen Wink, der so unbedeutend scheint, aber alles Folgende erklärt, nicht zu vergessen. —

Oxenstierna schloß den vortheilhaftesten Frieden, den Schweden nach einer Reihe von Siegen hoffen konnte, und Christina glaubte mit Recht, ihn auf eine ausgezeichnete Weise belohnen zu müssen. Sie erhob ihn zum Grafen, und schenkte ihm eine Grafschaft; aber sie wollte dabei nicht versäumen, auch ihren Ruhm zu erhöhen. Sie selbst also kündigte dem Reichsrathe jene Erhebung an, und hielt dabei, in des Gepriesenen Gegenwart, eine sehr künstlich ausgearbeitete Lobrede auf ihn, in der sie ihn den großen

Minister eines großen Königs, Gustavs nehmlich, nannte, und ihm als einen hohen Ruhm anrechnete, „daß er, während ihrer Minderjährigkeit, nie die Ehrfurcht aus den Augen gesetzt habe, die er Gott und ihr schuldig wäre."

Gegen einen Mann, wie Oxenstierna, dem sie und ihr Reich so viel verdankten, war dieser stolze Lobspruch, so wie die ganze Szene, ein Ausbruch kleinlicher Eitelkeit; aber wir könnten ihn der neunzehnjährigen Fürstin übersehen, hätte sich's nur nicht bald verrathen, daß ihre ganze Dankbarkeit gegen ihn nichts als Verstellung war. Sie haßte ihn, weil sie sich von seinem Geist verdunkelt fühlte, und weil sie fürchtete, sein Ansehen im Reiche möchte ihr bei der willkührlichen Regierung, die sie zu führen Willens war, im Wege stehn. Bald nach jenem Vorgange brach diese Gesinnung auf mancherlei Weise aus. Schon daß sie den berühmten Grotius von dem Gesandschaftsposten in Frankreich, den der Kanzler ihm ertheilt hatte, entließ, war ein Beweis davon; aber am sichtlichsten zeigte sie sich bei Gelegenheit der westphälischen FriedensUnterhandlungen.

Christina hatte nicht vermeiden können, den Sohn des Kanzlers, Johann, zum ersten Mitgliede der FriedensGesandtschaft zu ernennen, aber sie setzte ihm den Hofkanzler, Adler Salvius, an die Seite, ei-

nen schlauen, ehrsüchtigen Mann, den sie zum Vertrauten ihres Hasses gemacht hatte. Sie selbst munterte ihn auf, jenem bei jeder Gelegenheit entgegen zu arbeiten, und erschwerte und verzögerte dadurch den Frieden, nach dem sie so sehnlich zu verlangen vorgab. Sie schrieb ihm Briefe voll äußerst harter Ausdrücke gegen die Familie Oxenstierna, trug ihm auf, sie seinem Mitgesandten vorzulesen, und ihr zu melden, ob dieser auch wohl das Gesicht dabei verzerrt habe. Auch in dem geheimen Schreiben, in welchem diese Anfrage stand, empfahl sie Salvius, den Frieden so schnell, als möglich, zu schließen, damit — wer kann hier länger das vernachläßigte Weib verkennen? — „damit die Welt sehe, daß der Reichskanzler nicht im Stande sey, die Welt mit einem Finger zu bewegen. Er nehmlich rieth, den Krieg, der gerade eine sehr glückliche Wendung nahm, lieber noch eine Zeitlang mit voller Kraft fortzusetzen, als einige sehr wichtige Forderungen fallen zu lassen, die wirklich aufgegeben wurden.

Noch mehr! Der französische Hof oder vielmehr Mazarin, dessen arglistige Schlauheit neben der offnen, aber äußerst scharfblickenden Klugheit des Schweden eine nachtheilige Rolle spielte, beklagte sich über das ungefällige Benehmen desselben. Christina forderte den Cardinal heimlich auf, seinen Hof eine officielle Klage

erheben zu lassen, damit sie berechtigt sey, ohne Schonung zu verfahren; aber dieser niedrige Schritt schlug zu ihrer größesten Beschämung aus. Der spanische Hof erfuhr ihn, und benachrichtigte den Großkanzler davon. Mazarin nahm sogleich seine Beschwerden zurück, und Christine stand entlarvt da. Der alte Oxenstierna war ein Mann von Ehre. Beleidigt durch das so unverdiente Betragen der Königin, forderte er (1646) seinen Abschied. Sie war sogleich bereit, ihn zu ertheilen, doch die dringenden Vorstellungen des Reichsrathes zwangen sie, ihn zu bitten, daß er seine Würden behalten möge.

Vielleicht könnte man glauben, daß der Kanzler den Haß der Königin durch Stolz und herrischen Ton, zu denen das Bewußtseyn des Verdienstes sonst auch sehr ausgezeichnete Männer zu verleiten pflegt, veranlaßt habe; aber der Freund Gustav Adolphs war zu weise für diese Schwachheit. Christina selbst ertheilt ihm darüber ein sehr unverdächtiges Zeugniß, das zugleich die Größe ihres undankbaren Hasses beweist. Sie schrieb an ihren Vertrauten, Salvius: „Der Großkanzler ist sehr biegsam, aber ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen. Ich bemerke täglich an ihm, was Tacitus vom Tiberius sagt: schon gehorchte sein Körper ihm nicht mehr, schon verließen ihn seine Kräfte; aber seine Verstellung dauerte fort.“

Wie sehr that sie dem großen Manne Unrecht! Noch auf dem Todbette war sie seine vornehmste Sorge, und man behauptet, der Gram über die Thorheiten, in die sie gerieth, habe seinen Tod beschleuniget.

---

Der westphälische Friede war endlich geschlossen worden, und Schweden genoß einer glorreichen Ruhe. Jetzt drangen die Reichsstände aufs lebhafteste in Christina, sich einen Gemahl zu wählen.

Gustav Adolph hatte den Plan gehabt, seine Tochter mit dem Neffen seiner Gemahlinn, Friedrich Wilhelm, der nachmals, wie er selbst, den Beinahmen des Großen mit so glorreichem Rechte gewann, zu vermählen. So bald sie erwachsen war, bewarb sich der Churfürst auch sehr ernstlich um ihre Hand, und in der That konnte Christina nicht leicht eine Wahl treffen, die ihrem Reiche, in Rücksicht des Einflusses auf Deutschland, vortheilhafter gewesen wäre; sie schlug indeß den Antrag aus, zur großen Freude des Reichsrathes, der von dem Churfürsten zu viel Vorliebe für seine Landsleute fürchtete. — Zwei dänische Prinzen und fast alle damals unvermählte regierende Fürsten folgten ihm in der Bewerbung, und alle hatten dasselbe Schicksal. Der einzige, der sich

nicht abweisen ließ, und wirklich am meisten zur Hoffnung berechtigt schien, war Christinens Vetter, der Pfalzgraf Carl Gustav.

Schon als Kinder hatten sie einander die Ehe versprochen, und erwachsen fuhr Carl Gustav fort, ihr ohne Unterbrechung die ehrerbietigste Liebe zu bezeigen. Sie schien nicht ganz unempfindlich gegen ihn. Als man im Jahr 1646 in sie drang, sich einen Gemahl zu wählen, hatte sie erklärt, wenn sie sich je dazu entschließen könnte, würde sie sich für ihn bestimmen. Seitdem hatte er Gelegenheit gefunden, dem Reiche im Felde Dienste zu leisten, und sich die Hochachtung der Nation zu erwerben; aber indeß verdrängte ihn ein Günstling, der Graf de la Gardie, aus der Gewogenheit der Königinn, und flößte ihr sogar Widerwillen gegen ihn ein. Der Pfalzgraf setzte aus Deutschland seine Bewerbungen eifrig fort; er erklärte sogar, daß er sich nie entschließen würde, nach Schweden zurückzukehren, wenn es nicht geschähe, um die Hand der Königin zu empfangen; er wußte ihren alten Lehrer, den Bischof Matthiä, der noch sehr viel bei ihr galt, zu gewinnen; selbst die Reichsstände verwandten sich endlich für ihn. Die Königinn dagegen überraschte den Reichsrath im Jahr 1649 mit einer Erklärung, die ihn in das tiefste Erstaunen stürzte. Die Ehe, sagte sie, ziehe gewisse

Verhältnisse nach sich, gegen die sie, wenigstens vorjetzt, einen lebhaften Widerwillen empfände. Damit indeß die Thronfolge gesichert sey, wolle sie ihren Vetter, Carl Gustav, förmlich zum Thronfolger ernennen.

Umsonst vereinigte sich Alles, ihren Entschluß zu bestreiten. Der Adel vorzüglich erhob sich eifrig gegen ihn. Man stellte ihr vor, welche bedenkliche Verhältnisse entstehen müßten, wenn sie, nach einer solchen Ernennung, sich dennoch vielleicht vermähle. Sie antwortete, wenn sie sich auch dazu entschlösse, so würde sie doch Niemand ihre Hand reichen, als dem erklärten Thronfolger; stürbe sie aber unvermählt, so müßte das Reich, wenn jener nicht ernannt wäre, die gefährlichsten Unruhen erwarten. — Matthiä erinnerte sie, daß die Reichsgesetze es den Königinnen zur Pflicht machten, sich zu verheirathen. Sie berief sich auf ihre persönliche Freiheit, und behauptete den Sinn jenes Gesetzes durch die Ernennung erfüllt zu haben. Schwerlich kann sie selbst das geglaubt haben, da sie jünger war, als ihr Erbe, und von viel festerer Gesundheit; aber sie unterstützte ihren Vorschlag mit so vieler Beredsamkeit, wußte die Einen durch schön tönende Sentenzen zu betäuben, die Andern durch Scheingründe verstummen zu machen, die Dritten durch drohende Vorwürfe zu schrecken; die Reichsstände gaben nach, und Carl

Gustav wurde ernannt. Axel Oxenstierna war durch eine Krankheit abgehalten worden, sich thätig zu widersetzen; aber er weinte vor Schmerz, als er die Akte unterschreiben mußte.

Der Pfalzgraf zeigte sich des Zutrauens seiner Königin würdig. Er schwor ihr, bei der Ernennungsfeierlichkeit, vollkommnen Gehorsam, und wenn er einst zur Krone gelange, den Vorrechten aller Stände gewissenhafte Erhaltung. Dieses schrieb ihm freilich die Convenienz vor, aber er erklärte zugleich, daß er nicht heirathen würde, so lange Christina unvermählt bliebe, und als sie es abschlug, ihm eine Provinz des Reichs einzuräumen, selbst nur die Statthalterschaft eines Gouvernements zu übertragen, begab er sich ohne Murren nach der Insel Oeland, wo er ein Schloß besaß, und beschäftigte sich mit der Landwirthschaft und der Jagd, ohne sich je in die RegierungsAngelegenheiten mischen zuwollen.

Man sieht, Christina wußte ihre Entwürfe kräftig und gewandt durchzuführen, aber es wird schwer, in vielen derselben einen vernünftigen Zweck zu ergründen. Was konnte, zum Beispiel, die Ursache und die Absicht davon seyn, daß sie sich lieber im vier und zwanzigsten Jahre einen fremden Erben verschaffte, als ihre Hand einem Gemahle reichte? Kälte des Temperaments

ments war nicht die Quelle ihrer Liebe zum Cölibat; mehr als einmal bemächtigten unwürdige Günstlinge sich ihrer so ganz, daß sie sie ihren Planen, ihren Grundsätzen, selbst ihrem Charakter untreu machten. Hang zur Ausschweifung war es eben so wenig; auch im Privatstande hat sie sich dieser nie auf eine sehr auffallende Weise ergeben, und als Königin mußte sie wohl fühlen, daß ein erwachsener Thronfolger ein sehr gefährlicher Beobachter war. Auch Politik konnte es nicht seyn. Hätte sie diese zu Rathe gezogen, sicherlich hätte sie ihre auswärtigen Bewerber nicht so schnell und entscheidend zurück gewiesen, als sie that, sicherlich nicht sich so früh in einem Erben einen Nebenbuhler in der Liebe des Volks gegeben. Auch persönliche Abneigung oder Liebe zu Carl Gustav kann sie nicht geleitet haben: die erste hätte ihr nicht erlaubt, gerade ihn zu ernennen; die zweite, seine Hand auszuschlagen. — Das Räthsel wird noch verwirrter, wenn wir Christinens folgende Schritte untersuchen. Kaum hatte sie ihren künftigen Stellvertreter ernannt, so ließ sie sich (1650) krönen, und zwar mit einer so großen Pracht, daß das ohnehin sehr verarmte Reich dadurch in drückende Schulden gerieth; — und wiederum war man noch nicht mit den Einrichtungen zur allmähligen Bezahlung derselben fertig, als sie (1651) erklärte, daß sie den Scepter niederlegen wolle. —

Es wäre vergebliche Mühe, einen vernünftigen Zusammenhang in diesen Schritten zu suchen, aber erklären können wir uns dieselben sehr leicht, wenn wir einen Rückblick auf Christinens Bildung thun. Man hatte ihr den Stolz der Männlichkeit eingeflößt; daher verschmähte sie es, in die doch immer gegen einen geistvollen Mann subordinirten Verhältnisse einer Gattin zu treten, oder ihre Gewalt auch nur zu theilen. Man hatte die Frau in ihr vernachläßigt; daher war sie ein Spiel ihrer romanhaften Launen, und ihre so vorzüglich ausgebildeten Talente gaben ihr die Kraft, diese Launen als politisch weise Pläne geltend zu machen.

---

Christina stand mit Recht in dem Ruf, eine der gelehrtesten Personen des Zeitalters zu seyn; sie legte zu hohen Werth auf ihn, als daß sie sich seiner nicht auch durch Beförderung der Wissenschaften hätte würdig zeigen sollen. Sie stiftete die Universität zu Abo in Finnland, in Stockholm aber sieben neue Schulen und eine Akademie der Wissenschaften. Sie munterte die Schweden auf, sich durch Reisen zu bilden, und setzte für junge talentvolle Männer Pensionen dazu aus.

Jeder ausgezeichnete Gelehrte flößte ihr Interesse ein, erhielt beträchtliche Geschenke, einen Gehalt,

oder wenigstens Briefe von ihr. Zu den meisten Schritten, durch die Ludwig der Vierzehnte späterhin sich das Ansehn eines Beschützers der Wissenschaften gewann, hatte Christina das Muster gegeben, — und sie hatte den Vorzug vor ihm, daß sie selbst im Stande war, den Werth der Gelehrten zu würdigen, und mit ihnen umzugehen. Sie empfingen nicht nur Belohnungen aus ihren Händen: sie wallfahrteten zu ihr, und wurden als Freunde behandelt.

Descartes war einer der ersten, die sie nach Schweden berief, wo er im Oktober 1649 eintraf. Sie setzte täglich eine Stunde aus, in der sie sich mit ihm unterhielt, und obgleich sie in Rücksicht auf seine Philosophie gesagt haben soll: „die alten Thorheiten wären eben so viel werth, als die neuen", begegnete sie ihm doch mit der ausgezeichnetesten Achtung. Er starb bekanntlich in Stockholm wenig Monathe nach seiner Ankunft.

Saumaise, dieser eben so gelehrte, als arrogante Schwätzer, folgte ihm ein Jahr später nach Schweden, wiewohl erst, nachdem er sich zu wiederholten Malen mit vielen Weitläuftigkeiten hatte einladen lassen. Christina wies ihm eine Wohnung in ihrem Pallaste an, und als er einst krank wurde,

besuchte sie ihn im Bette, und machte fast seine Wärterinn. Sie that ihm große Anerbietungen, wenn er in Schweden bleiben wollte, und da er sich durchaus weigerte, entließ sie ihn endlich, mit Geschenken überhäuft.

Auch Isaak Vossius besaß ihre Gewogenheit, von der er aber nicht den rühmlichsten Gebrauch machte. Sie ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar, und trug ihm auf, im Auslande seltne Bücher für sie anzukaufen. Er that es zu so ungeheuren Preisen, daß er sehr wahrscheinlichen Verdacht gegen seine Rechtschaffenheit erregte. Indeß übersah Christina ihm nicht allein dieses, sondern sie übte eben die Großmuth gegen ihn, die Catharina die Zweite gegen Diderot beging. Sie kaufte ihm seine eigene Bibliothek ab, überließ ihm den lebenslänglichen Gebrauch derselben, und gab ihm einen Gehalt für die Aufsicht darüber.

Bochart, Huetius, Naudé, Meibom, Freinsheim, Herrmann Conring, der jüngere Heinsius, kurz viele der berühmtesten Gelehrten kamen nach Schweden, und mehrere von ihnen traten in ihre Dienste. Ferrari, Balzac, Menage und Pascal erhielten große Geschenke von ihr. Nur Scudery, der ihr seinen Alaric gewidmet hatte, blieb unbelohnt, nicht weil seine Verse schlecht waren, sondern wegen eines Be-

nehmens, das ihm große Ehre macht. Die Königin dankte ihm für die Zueignung, und versprach ihm eine goldne Kette von tausend Pistolen, wenn er eine Stelle wegstreichen wolle, in welcher er ihren, jetzt in Ungnade gefallenen Günstling, den Grafen de la Gardie, gelobt hatte. Scudery besaß zuviel Ehrliebe, sich sein Lob abkaufen zu lassen, und entsagte dem Geschenke.

Mag auch Christinens großmüthiges Benehmen gegen die Gelehrten nur durch Eitelkeit und Ruhmsucht veranlaßt worden seyn: eine Schwachheit, die solche Folgen hat, gewinnt den Anschein des Verdienstes. Man beschuldigte sie indessen, daß sie dem Gutachten dieser Männer zu unbedingt gefolgt, und keines eigenen festen Urtheils fähig gewesen sey. Folgender Zug beweist es leider zu sehr; er ist zu charakteristisch, und hatte zu wichtige Folgen, als daß ich ihn übergehen dürfte.

Saumaise hatte einen französischen Arzt, Namens Bourdelot, mitgebracht. Dieser Mann war sehr unwissend in seiner Kunst und jeder reellen Wissenschaft: aber er hatte Gewandtheit und leichten Witz; er spielte die Zitter, sang sehr artig, und verstand sich auf alle die kleinen Kunststückchen, durch welche die damaligen pariser Stutzer ihr Glück an den Toiletten

machten. Er wußte in Christinen die Frau zu interessiren. Sie ernannte ihn zu ihrem Leibarzte, machte ihn zu ihrem einzigen Vertrauten, und überließ sich so völlig seiner Leitung, daß sie auf seinen Rath ihre ganze Lebensweise, selbst ihre Denkungsart änderte. Er behauptete, daß das Studiren ihrer Gesundheit schade, und sie gab es auf. Er machte die Gelehrsamkeit lächerlich, und sie half ihm, die Gelehrten verhöhnen. Meibom hatte ein noch jetzt geschätztes Werk über die Musik der Alten, Naudé über die Tänze der Griechen und Römer geschrieben. Auf Bourdelots Anstiften zwang Christina den ersten, selbst nach seiner Musik zu singen, den andern die Tänze, die er beschrieben hatte, zu tanzen. Ohne Zweifel gab dieß eine Lustbarkeit, die einer Opera buffa sehr ähnlich gewesen seyn mag, welche aber die in ganz Europa gefeierte Beschützerin der Wissenschaften in einem sehr unwürdigen Lichte zeigt. Meibom, ein kräftiger Deutscher, rächte sich an dem Urheber seiner Verspottung durch einige Maulschellen, und mußte Schweden verlassen. —

Hätte Bourdelot nichts gethan, als Christinen den Umgang mit Männern verleidet, die, troz ihrer ausgezeichneten Verdienste, sich doch schlechterdings nicht dazu eigneten, fast der einzige Lebenszirkel einer jungen Monarchin zu seyn, so hätten die Schweden

ihm wahrscheinlich Dank gewußt; aber er verleitete die Königin zu ungeheuren Verschwendungen, er trug ihre Gewogenheit mit so vieler Unverschämtheit zur Schau, zettelte Kabalen an, verfolgte manche schwedische Große, und betrug sich überhaupt so unanständig, daß Christinens Mutter und endlich die Geistlichkeit des Reichs sich verpflichtet hielten, ihr ernsthafte Vorstellungen zu machen. Sie entschloß sich daher (1653), ihren Liebling zu entfernen, um ihn, wie sie sagte, dem unverdienten Hasse zu entziehn. Reich gemacht durch ihre Freigebigkeit, reiste er ab, und war kaum seit einigen Wochen entfernt, als sie selbst ihn belachte und verspottete; ja als sie einen Brief von ihm erhielt, warf sie ihn ungelesen mit der Bemerkung hin, er rieche nach Medicin. Die Wirkung aber, die er auf ihren Geist gethan hatte, blieb.

Nach ihm hatte Pimentel, der spanische Gesandte, die nächste Stelle in ihrer Gunst. Gleich bei seiner Ankunft erschlich er sie durch eine Schmeichelei der gröbsten Art. In der ersten Audienz nehmlich, welche die Königin ihm ertheilte, sah er sie bestürzt an, machte dann eine tiefe Verbeugung, und entfernte sich, ohne ein Wort gesagt zu haben. Am folgenden Tage bat er um ein zweites Gehör, und hielt eine sehr preisende Rede an sie. Sie fragte ihn um die Ursache seines gestrigen Benehmens, und er

versicherte, ihr Anblick habe ihn so tief erschüttert, daß er keine Worte gefunden. — Möge diese Anekdote auch etwas entstellt seyn aufbehalten worden, so ist doch gewiß, daß Christina bald mit ihm in einen äußerst vertrauten Umgang gerieth, der dem Hofe und dem ganzen Reiche das höchste Aergerniß gab, und daß er eben so viel, als Bourdelot, beitrug, ihrer Denkungsart einen sehr nachtheiligen Umschwung zu geben. Sie stürzte sich um seinetwillen in einen für Schweden ungeheuren Aufwand, gab ihm glänzende Feste, an denen sie selbst zuweilen vor ihm in Balletten tanzte, u. s. w. Selbst in der Politik verleitete er sie zu Fehltritten. Um seinetwillen entfernte sie sich von Frankreich, dessen Allianz für Schweden so wichtig war, und schloß sich an Spanien.

Auch ihn mußte sie endlich (1653) um ihres Volkes willen entlassen, aber auch er ging, wie Bourdelot, mit so großen Geschenken beladen, daß die Schweden laut sagten: „Hätte der Kaiser ihnen funfzig tausend Mann ins Land geschickt, sie würden nicht so viel Schaden angerichtet haben, als dieser Einzelne.“ Er selbst rühmte sich, in wenig Monathen würde man sehn, was er bei der Königinn ausgerichtet habe. In der That ward seine Weissagung erfüllt.

Schon im Jahr 1651 hatte Christina, wie ich vorbeigehend erwähnte, dem Reichsrathe erklärt, daß sie, um der Sicherheit ihres Thronfolgers willen, die Regierung niederlegen wolle. Oxenstierna hatte ihr aber öffentlich eine so rührend überwältigende Vorstellung gethan, daß sie ihren Vorsatz aufgab.

Die geheimen Bewegungsgründe zu demselben waren gewesen, daß sie den ohnehin seichten Schatz durch ihren Aufwand für Statuen, seltene Handschriften und andre Merkwürdigkeiten völlig erschöpft sah; daß alle Stände über ihr persönliches Betragen und ihre Verschwendung Unzufriedenheit äußerten, und sie also für die Zukunft nur Unannehmlichkeiten erwarten mußte. Hätte sie Liebe zu ihrem Reiche gehabt, so hätte sie ohne Zweifel ihr Betragen geändert, und sich verpflichtet gehalten, über die öffentlichen Angelegenheiten mit verdoppelter Anstrengung zu wachen; so aber, da sie keine andre Neigung kannte, als zu glänzen, und der verarmte und mißvergnügte Staat dazu keine Mittel darbot, mußte ihr natürlich ein romanhafter Schritt, der einen Anstrich von Erhabenheit hatte, reitzender seyn, als die Erfüllung schwieriger Pflichten.

Auf Oxenstierna's Vorstellungen hatte sie indeß, wie gesagt, ihre Regierung fortgesetzt, aber auf eine

Weise, die alle jene Gründe verstärken, und ihnen neue beifügen mußte. Ihre Abenteuer mit Bourdelot und Pimentel hatten nicht nur das Mißvergnügen des Volks vergrößert, sondern ihr auch seine Achtung geraubt, und sie selbst fühlte den lebhaftesten Ueberdruß ihrer Würde, deren Obliegenheiten sie nie wirklich geliebt hatte. Die beiden eben genannten Männer hatten ihr den Umgang mit Gelehrten verleidet; sie selbst waren ihr endlich gleichgültig, ja verächtlich geworden, und da Schweden zu dürftig war, ihr länger das Spielwerk der Pracht zu erlauben: was blieb ihr? die Regierungsgeschäfte. Sie wiederholte oft, aus Eckel gegen sie würde sie sich endlich wohl gar entschließen, ihre Gelehrten wieder kommen zu lassen. Ein andermal, da zwei ihrer StaatsSekretäre mit Schriften hereintraten, rief sie aus: „Wenn ich diese Leute erblicke, glaube ich den Teufel zu sehn!" — Bei dieser Stimmung, wehe ihrem Reiche, wenn sie nicht verschroben genug gewesen wäre, die größte Thorheit ihres Lebens zu begehen!

---

Dießmahl verfuhr sie bei den Vorbereitungen zu ihrer Entsagung so vorsichtig und entschlossen, daß man wohl fühlte, es würde vergeblich seyn, sie noch einmal davon zurückbringen zu wollen.

Sie fing damit an, daß sie schon 1653 ihre Kostbarkeiten, ihre Handschriften, Statuen, Gemählde und Münzsammlungen zu Gothenburg heimlich einschiffen, und nach Deutschland abführen ließ, also ihrem Reiche selbst die Schätze raubte, um derentwillen sie es in Armuth und Schulden gestürzt hatte: ein Beweis, wie wenig diese gelehrte Philosophin zu unterscheiden wußte, was ihr persönliches Eigenthum sey, oder vielmehr ein Beweis, welcher Niedrigkeit ein ehrsüchtiger Geist fähig ist.

Nach diesem Schritte hielt sie ihren Vorsatz nicht mehr geheim. Ihr ehemaliger Freund, der französische Gesandte Chanut, machte ihr sehr dringende Vorstellungen dawider. Sie antwortete ihm in einem schön geschriebenen Briefe, der bloß darauf berechnet war, bekannt gemacht zu werden, der aber zugleich mehr, als irgend etwas anders, verrieth, wie sehr der Hochmuth ihren Verstand verdunkelt hatte. In einem hochfliegenden, philosophisch pathetischen Tone, unter vielen Lobsprüchen auf sich selbst, sagte sie zu ihm: „Nur Sie und ein andrer Freund (wahrscheinlich Pimentel) kennen meine Gründe und meinen Charakter. Alle übrigen Menschen verachte ich, und ich würde demjenigen unter dem Haufen schon zu viel Ehre erweisen, den ich für lächerlich genug halten wollte, mich mit ihm zu belustigen.“ — Chanut

machte den Brief wirklich bekannt. Die Menge, der die wohlklingenden Wendungen imponirten, bewunderte ihn; in den Augen der Vernünftigen machte er Christinen lächerlich und verhaßt.

Endlich zeigte sie dem Reichsrathe ihren Entschluß an. Er empfing diese Nachricht mit der äussersten Bestürzung und mit großer Widersetzung. Oxenstierna bewies ihr, daß sie kein Recht habe, einen solchen Schritt zu thun. Der Kronprinz selbst drang in sie, ihn aufzugeben; aber sie war auf alles dieses schon zu vorbereitet, um sich dadurch erschüttern zu lassen. Der Reichsrath mußte ihr endlich nachgeben, aber er hatte zugleich die Weisheit, von dem Augenblicke an, jeden ihrer Vorschläge, durch den sie sich einen fortdauernden Einfluß auf das Reich verschaffen wollte, mit Ehrerbietung zurück zuweisen. Er verstand sich weder dazu, sie einen künftigen Nachfolger für den Kronprinzen ernennen zu lassen, noch ihr eine Provinz des Reiches abzutreten. Er begnügte sich, ihr 240000 Thaler jährlich zu ihrem Unterhalte auszusetzen.

Im Junius 1654 versammelten sich die Reichs-Stände. Die Reden, welche Christina an sie hielt, die Feierlichkeiten, mit denen sie den Scepter niederlegte, die ganze Rolle, die sie für diese Gelegenheit

künstlich entworfen und einstudirt hatte, glaube ich übergehen zu müssen.

So bald die Abdankung geschehen war, beschleunigte sie ihre Abreise aus Schweden, vorgeblich ins Bad, um so mehr, da sie hörte, die Geistlichkeit und der Baurenstand forderten, daß sie ihre Einkünfte im Lande selbst verzehren solle. Der neue König hatte zwölf Kriegsschiffe ausrüsten lassen, um sie nach Deutschland zu bringen. Sie nahm es an, aber indeß man damit beschäftigt war, dankte sie plötzlich ihr Gefolge ab, und reiste, in der Verkleidung als Mann, nach Dännemark. Ein kleiner Bach machte damals die Gränze zwischen Schweden und der nächsten dänischen Provinz. Als sie ihn erreicht hatte, stieg sie aus dem Wagen, und sprang mit den Worten hinüber: „Endlich bin ich frei! Endlich außer Schweden, das ich nie mehr betreten will!“ Carl Gustav hatte die Aufmerksamkeit für sie, ihr in diesem Augenblicke noch einmal durch einen Hofcavalier, der sie begleitete, die Krone und seine Hand antragen zu lassen. „Hätte ich ihn heirathen wollen, antwortete sie, so hätte ich nicht damit gewartet, bis er mir einen Scepter zu geben hatte; er hätte ihn von mir erhalten sollen.“ —

Hier, wo wir Christina aus der Sphäre heraus treten sehen, zu der sie ihre Geburt bestimmt, ihre

Erziehung gebildet hatte, auf diesem Punkte, wo sie in einer ganz neuen Sphäre ein neues Leben zu beginnen im Begriff war; hier, glaube ich, ist es am schicklichsten, einen Augenblick stehen zu bleiben, und uns die Hauptpunkte ihres bisherigen Benehmens zu wiederholen. Nur wenn diese mit dem folgenden genau zusammen gehalten werden, können wir das Resultat gewinnen, das der Zweck dieser Biographie ist.

Wir sahen sie im Anfange ihrer Regierung aus Begierde, ihre Kenntnisse und Talente glänzen zu lassen, einen sehr thätigen Antheil an der Regierung nehmen, und zugleich einen großen Mann, dem sie kindliche Ehrfurcht schuldig war, verfolgen, weil sie sich durch ihn verdunkelt fühlte. Wir sahen sie aus Stolz dem häuslichen Glücke entsagen, und sich lieber einen Thronfolger ernennen, als ihren Thron theilen; wir sahen sie aus Ruhmsucht den Ruf einer Beschützerin der Wissenschaften durch einen Aufwand erkaufen, der ihr Reich erschöpfte, und ihr die Liebe ihrer Unterthanen kostete. Wir sahen sie, diesen Ruf wie eine Armseligkeit von sich werfen, so bald ihre Sinnlichkeit aufgeregt wurde, und ein witziger Schwätzer sichs einfallen ließ, die Gelehrten lächerlich zu machen. Wir sahn sie endlich ihrer Günstlinge und des Prunkes, zu dem diese sie verleiteten, überdrüßig werden, einen Widerwillen gegen die Geschäfte ihrer Würde

fassen, und aus übertriebener Liebe zur Unabhängigkeit, sich mit mehr Heftigkeit von einem Throne herabstürzen, als hundert Andre ihn zu erklimmen suchten. Es ist unverkennbar, daß sie nichts, als ein launenhaftes Weib war; aber die Art, wie sie jeden ihrer Einfälle durchzuführen wußte, beweist eben so unwidersprechlich, daß sie von der andern Seite, die Geisteskraft und die Einsicht eines großen Mannes besaß. Ihr Verstand war hell und scharfblikkend; die Vernunft, die ihn anwenden sollte, schwach und verdreht. Je unwiderstehlicher sie jede Eingebung ihrer Launen zu erzwingen wußte, desto unglücklicher wurde sie durch jede. Durch die Bildung, die man ihr gab, hatte man sie unfähig gemacht, in den Schranken ihres Geschlechts zu bleiben, und doch hatte man nicht vermocht, ihr Kraft genug einzuflößen, um auf der Laufbahn des andern einen steten Gang zu behaupten. Wäre sie jetzt gestorben, schon jetzt hätte man ihr die Grabschrift setzen können: „Hier ruht das Opfer einer vollkommen gelungenen „Erziehung. Die Natur hatte Christina dazu be„stimmt, eine große Frau zu werden; die Menschen „drangen ihr Männlichkeit auf, und sie wurde ein „unglückliches und verächtliches Zerrbild.“ —

Friedrich der Einzige sagt von Christinens Abdankung: „Einsichtsvollen schien diese Handlung der „Königin nur seltsam. Einen Thron verlassen, ist „an sich weder lobenswerth, noch tadelhaft. Nur „die Wichtigkeit der Gründe, welche sie veranlassen, „die Art, mit der sie geschieht, und die Seelengrös„se, mit der man ihre Folgen erträgt, können ihr „einen Anschein von Erhabenheit geben."

Die Gründe, welche Christinen bewogen, und ihr Verfahren bei diesem Schritte selbst haben wir gesehn; wie sie die unvermeidlichen Folgen ertrug, kann hier noch nicht erzählt werden. Wir wollen ihr aber wenigstens bis zu dem Orte folgen, den sie zum Ziel ihrer Reise und zu ihrem künftigen Sitze bestimmt hatte.

Sie ging über Hamburg und Münster nach Antwerpen. In der ersten Stadt wohnte sie dem evangelischen Gottesdienst bei, ließ aber, als sie fortging, Virgils Werke im Kirchenstuhle liegen. An dem zweiten Orte besuchte sie das JesuiterCollegium, hörte eine Messe an, und beschenkte das Kloster mit hundert Dukaten.

Zu Antwerpen nahm sie die weibliche Kleidung wieder an. Der Erzherzog Leopold besuchte sie hier, und sie empfing ihn mit den prunkendsten Ehrenbezeigungen. Auch der Prinz von Condé befand sich

gerade

gerade in dieser Stadt. Von jeher war er ihr Held gewesen, und sie hatte oft erklärt, daß sie ihn für den Größten aller lebenden Menschen halte. Sie stand mit ihm in einem vertrauten Briefwechsel, und schrieb ihm noch im Anfange ihrer Reise: „sie halte seine Hochachtung für eben so ehrenvoll, als die Krone, die sie bis jetzt getragen habe.“ — Der Prinz ließ um Erlaubniß bitten, ihr einen Besuch zu machen. Sie nahm es mit der Bedingung an, daß er nicht die Ehrenbezeigungen erwarten sollte, mit denen sie den Erzherzog aufgenommen habe: „denn diese,“ meinte sie, „dürfe eine regierende Fürstin nur einem wirklichen Regenten erzeigen.“ Der Prinz fand sich durch diesen Unterschied beleidigt, und Christina gab lieber den Genuß auf, „den Größten aller lebenden Menschen, den Freund, dessen Hochachtung ihr eine Krone ersetzte,“ zu sehen, als die Rechte eines Standes, den sie freiwillig verlassen hatte. Aus Neugier mischte sich indeß der Prinz eines Tages verkleidet unter die Höflinge, die ihr die Aufwartung machten. Nach einem Gemälde von ihm erkannte sie ihn, und begrüßte ihn; aber er verließ sie mit den Worten: „Alles, Madame, oder nichts!“ Eine Unterredung, die sie nachmals an einem dritten Orte hatten, lief sehr frostig ab.

Am 23sten Dec. 1654 zog sie mit einem grossen Pompe in Brüssel ein, und am folgenden Tage

schwur sie im Palaste des Erzherzogs die evangelische Religion ab, und nahm die katholische an. Dieser Schritt der Tochter Gustav Adolphs, dieses großen Beschützers der Protestanten, füllte das südliche Europa mit freudigem, das nördliche mit unwilligem Erstaunen, die schwedische Nation aber mit der höchsten Erbitterung. Man beschuldigte Pimentel und Bourdelot, man beschuldigte sogar Matthiä und Descartes, daß sie sie ihrem väterlichen Glauben untreu gemacht hätten; man ersann tausend Erklärungen dieser so überraschenden Erscheinung. Die natürlichste und — bei der Gleichgültigkeit, die Christina vorher und nachher oft gegen die Religion überhaupt äußerte, — die sicherste ist wohl: da sie Rom zu ihrem künftigen Sitze bestimmt hatte, wollte sie sich den Aufenthalt daselbst durch ihre Bekehrung angenehmer machen. Schwieriger aber möchte wohl die Aufgabe zu lösen seyn, wie Christinens stolzer Geist, der sie so eben eine Krone hatte wegwerfen lassen, übersah, welche Niedrigkeit darin lag, daß sie, das ehemalige Haupt der Protestanten, durch eine Heuchelei um die Gunst des katholischen Oberpriesters buhlte.

Nach einem Aufenthalte von neun Monathen verließ sie Brüssel, und reiste mit einem großen Gefolge über Oestreich und Venedig nach Rom ab, wo am 19ten Dec. 1655 ankam, und einige Tage

später einen prächtigen Einzug hielt. Die Tochter Gustav Adolphs, die glänzende Monarchin Schwedens, begrüßte den Pabst Alexander den VII durch den Fußkuß, gab ihren väterlichen Namen Augusta, bei der Firmelung, die der Pabst selbst verrichtete, auf, und empfing dafür den des Priesters, Alexandra. —

(Die Fortsetzung im künftigen Jahre.)

G. Merkel.

# III.

## Der Herbstabend.

Bei ländlich frohem Mahle saß Erwin,
Der heitre Greis, in seiner Laube. Kaum
Bemerkt' er, daß der Sonne letzter Strahl
Nicht mehr der Bäume Wipfel röthete,
Und thauend sich der Abend senkte. Denn
Den seligsten Genuß des Alters schmeckt'
Er heute, da sein Sohn, sein Julius,
Der letzte, den des strengen Schicksals Macht
Des guten Vaters heißen Wünschen ließ,
Ihm die geliebte Braut, der künftigen Tage
Gefährtin, zeigte, und mit ihr zugleich
Des frommen Vaters Segen sich erbat.
Froh überraschet, sah der Greis den Sohn,
Am Arm die holde Jungfrau, nahn. Schon lang'
Hatt' er mit inn'gem Wohlgefallen sie
Bemerkt, und seiner alten Gattin oft

Gerühmt, wie sie, bei hoher Geistesbildung,
Der Wirthschaft kleine Sorgen nicht verachte:
„Wohl," sprach er dann mit ungewissem Ton',
Als fürchtet' er, des Herzens liebsten Wunsch
In Worten auszusprechen," wohl säh' ich
Es gern, wenn unser Julius, zurück
Von seinen Reisen kehrend, ihr gefiel;
Doch der ist wild, und seiner Jugend Kraft
Beugt sich der Liebe sanften Fesseln nicht."

„Nein, Vater," gab ihm lächelnd dann zurück
Die kluge Hausfrau, „unser Julius
Ist gut und fühlend ist sein Herz! Laß nur
Erst im Gewühl der Welt sein rasches Blut
Verrauchen; würde doch der beste Most
Verderben, wenn der Gährung Brausen man,
Mißdeutend sie, zur Unzeit unterbräche.
Von selbst geht endlich aus empörtem Schaum
Des klaren Weines milder Geist hervor.
So auch der Mensch! O glaub' mir, die Natur
Geht ihren sichern Schritt, und was ihr spät
Als tiefe Weisheit lehret, schöpft das Weib,
Des Fundes unbewust, am reinen Quell."

So nährte sie des Vaters stille Hoffnung.
Und als nun Julius zurück gekehrt
Der Jungfrau Mutter nachbarliches Haus

Betrat, und bei des Mädchens Anblick, die
Als Kind er einst verließ, erröthete,
Und lange zögerte beim Abschied, dann
Erst schüchtern den erbetenen Besuch
Nur sparsam wiederholte, endlich oft
Und immer öfter ging, und fröhlicher
Zurücke kehrte, da erfreute sich
Der Mutter Herz, und stille lächelte
Sie ihrer frohen Ahnung Beifall zu.
Bald hörte sie nun aus des Sohnes Mund
Der Liebe schüchternes Geheimniß. Gern
Vertraut der Mutter zarterem Gefühl
Der Jüngling seiner Liebe ersten Laut,
Und fürchtet noch des Vaters ernsten Blick,
Der auf des Lebens schwerer Wage oft
Der Jugend heiligste Gefühle wägt.

Mit Freudethränen schloß die Mutter nun
Den Jüngling liebend in die Arme. „Gern,
Mein Sohn, mein Julius," so sprach sie, „nehme
Zur Tochter ich des Sohns Geliebte auf.
O lange schon war es mein liebster Wunsch,
Und freudevoll sah ich dich oft den Kahn
Geheim besteigen, der auf Krümmungen
Des Flusses dich zu ihrer Wohnung trug.
Der Mutter wachem Aug' entgehet nicht
Des Säuglings Zucken, nicht des Jünglings Liebe."

„Und darf ich, Mutter,“ fragt' der Jüngling nun,
„Dem Vater meiner Liebe Glück vertraun?“

„Mit Freuden willigt er, mein Sohn; doch laß
Mit dieser Freude uns ihn überraschen,“
Erwiderte die Mutter. „Morgen, wenn
Er gegen Abend in dem Garten sich
In seine Lieblingslaube setzen will,
Sollst du mit deiner Braut ihn da erwarten.
Die Mutter, meine beste Freundin, wird
Die Bitte mir nicht weigern, ihre Tochter
Selbst zu begleiten, und ein ländlich Mahl
Bei uns zu nehmen. Freudetrunken giebt
Euch dann der gute Vater seinen Segen,
Und beider Mütter Lieb' umarme euch!“

So fand am andern Tag der heitre Greis
Den Sohn mit der Geliebten. Beide Mütter
An ihrer Seite führten ihm das Paar
Entgegen. „Vater,“ sprach die Gattin, „sieh
Hier deinen Sohn und die gewünschte Tochter!“
Und tief vom seeligsten Gefühl' erglüht
Des Greises Brust, und Freudethränen beben
In seinen Augen, hoch zum Himmel sieht
Er auf mit Blicken, die sich strahlend heben;
Und hohe reine Dankgebete schickt
Sein Herz empor, das jetzt den ewgen Willen,

Mit seiner Liebe innigsten Gefühlen
In tiefer Harmonie vereint, erblickt.

„O meine Kinder," rief er," Kinder, nie,
Nie hofft' ich diese Freude zu erleben!
Kommt an mein Herz, du, Julius, und du,
Geliebte Tochter; denn mit Herzenswonne
Nenn' ich dich so, und kann den theuren Nahmen
Nicht sparen, bis der Kirche Segen euch
Vor aller Welt verbindet. Liebes Kind,
Wie lange liebt' ich dich, und hätte gern
Des frühverlornen Vaters Stelle dir
Ersetzt, doch hofft' ich nicht die Freude; ja,
Zu viel, zu groß ist sie! Ist's möglich denn,
Ist's wirklich? willst du meinem Julius
Die Hand zum ew'gen Bunde reichen, willst
Ihm Gattin seyn, und dieses Lebens Glück
Und Unglück mit ihm theilen?" — Da umschlang
Der Jungfrau Arm des Greises Nacken; denn
Die Stimm' erlag den mächtigen Gefühlen.
Dann reichte sie dem Bräutigam die Hand,
Erröthete und schwieg. Zur Mutter nun,
Der Tochter Hand zu werben, wandte sich
Der Greis, doch freudig kam sie ihm zuvor:
„O erster Freund des nie vergessnen Gatten,"
So sprach sie, „frage nicht, von ganzem Herzen
Geb' ich die Tochter deinem Julius

Zur Gattin, beide sind einander werth."
„Und du, mein liebes, theures Weib," fuhr jetzt
Der Vater fort, „du meines Lebens erste
Und treueste Gefährtin, zwar sollt' ich
Nicht lange fragen, denn es spiegelt sich
Dein Wille schon in deinen Blicken und
Der Freude Thränen; doch du weißt es, nie
War ich gewohnt, der Gattin guten Rath
Zu übergehn, und nie gereute mich
Die Frage, — also sprich, jetzt da die Freude
Uns inniger als je verbinde, sprich,
Ist es dein Wille, daß dein Julius
Mit dieser Jungfrau, deiner Freundin Tochter,
Sich ehelich verbinde?"
Kaum vermochte
Die gute Mutter ihrer Thränen Lauf
Zu hemmen. „Meine Kinder," sprach sie, „Gott,
Gott segne euch mit seinem besten Segen!"
„Nun, Julius," begann der Vater, „du
Mein einz'ger Sohn! dich frag' ich nicht, ob du
Zu deiner Gattin sie begehrst, die jetzt
An deiner Seite steht, denn freudig ja
Bekennet es dein Auge und die Hand,
Mit der du mir die Braut entgegen führtest.
Dir ist ein schönes Loos gefallen, Sohn!
Nicht unter fremden Menschen fandest du
Nach flüchtiger Bekanntschaft die Geliebte,

Die in ein fernes Land dem Gatten folgt,
Und ihrer reinsten Phantasie Gestalten
Dem Mutterboden traurend hinterlässt.
In Einer Gegend ward die liebe Braut
Mit dir geboren, mit ihr theiltest du
Der ersten Kindheit Spiele, gleich vertraut
Ist euch des Felsen Quell, des Waldes Schatten,
Der Eltern stille Wohnung. Wo ihr geht,
Umweht in kindlicher Erinnerung
Der ersten Jahre Unschuld euch, und schlingt
Der Liebe Band um eure Herzen fester.
Denn nur der unbefleckten Unschuld Glanz
Ist's, der in Liebe euch zurücke strahlt.
Und wenn im kindlich reinen Herzen euch
Der Gottheit Anschaun wohnt, dann nimmer weicht
Von euch der Unschud ew'ger Bruder: Glaube!
Den Sternen gleich, erscheinet er, wenn rings
Euch Nacht umhüllt, so lange nur in euch
Den reinen Himmel Wolken nicht bedecken,
Und zeigt euch, daß des Lichtes Urquell nicht
Verlosch, ob auch des Tages Sonne wich.
Ist's Liebe nun, der Unschuld liebstes Kind,
Das eure Herzen bindet, wohl! so sprech'
Ich über euch das hohe Segenswort:
Was Gott zusammenfügt, wird Niemand scheiden!

Und wie der Greis die Segensworte sprach,
Erzitterten in ihren inn'ren Tiefen

Der Hörer Herzen. Tausend Stimmen riefen
In ihnen die erhabnen Worte nach.

Die heiligsten Gefühle wurden wach,
Die noch verborgen in dem Geiste schliefen,
Und, wie das Licht enthüllter Hieroglyphen,
So strahlte ihnen hell ein neuer Tag.

Es herrscht umher ein feierliches Schweigen;
Kein Laut entweiht den heiligen Augenblick,
Das Niedre muß dem Ueberirrd'schen weichen.

Zu seinem Innern dringt des Geistes Blick,
Und, liebend sich den Menschen zuzuneigen,
Kehrt von der Gottheit er zur Welt zurück.

Noch hielt der Greis die Kinder fest umarmt,
Da trat des Hauses Freund, der würd'ge Pfarrer,
Noch in die Laube. Heimlich hatte ihn
Die Mutter zu des Tages froher Feier
Geladen. Julius erblickte ihn
Zuerst. „Mein Freund, mein würdger Lehrer!" rief
Er laut, und flog in seine Arme. Näher
Trat auch die Jungfrau an des Greises Hand.
„Willkommen," sprach der Greis, „du alter Freund!
Dreimal willkommen, denn nie fandest du
Der Glücklichen so viel im engen Raume.
Und daß der Freude Becher bis zum Rande
Gefüllt sey, hat mein guter Geist auch dich
Hieher geführt."

„Ja wol dein guter Geist,"

Erwiederte der Freund, „der liebend dich
Durch dieses Leben stets begleitete,
Der sichtbar dir zur Seite steht, und — nur
Entwichen scheint, um seinen Nahmen nicht
Zu hören. Deine Gattin war's, die mich
Geheimnißvoll zu dieser Stunde hier
An diesen Ort beschied, und täuscht mich nicht
Die frohe Ahnung, so errath ich fast
Das fröhliche Geheimniß."

„Halt! — errathen,"
So sprach der Greis, „soll nicht der Freund, was ihm
Des Freundes Mund froh zu entdecken eilt.
Sieh meinen Julius und meine Emma!
Mein, sag' ich, denn zur Tochter gab sie mir
Sich heute, und zum Gatten wählte sie
Sich meinen Julius. Bald, Lieber, bald
Sprichst du der Kirche Segen über beide." —
„Und meines Herzens beste Wünsche schon
Voraus," erwiederte der Freund," ich liebte
Von Kindheit an euch beide. Eurer Liebe
Noch zarten Keim sah ich sich früh entwickeln,
Euch selbst noch unbewußt, und schön hat er
Zur vollen Blüthe sich entfaltet. Nie
Wird euch des Lebens Freude fliehn, so lang'
Euch unverwelkt die schöne Blume blüht."

Indessen hatte die wirthschaftliche,
Verständ'ge Hausfrau still das Mahl bereitet,

Und aus dem schöngeflochtnen Korbe nahm
Sie jetzt das reinliche, schneeweiße Tischzeug,
Mit eignen Händen in den Abenden
Des kalten Winters von ihr zubereitet.
Selbst deckte sie den runden Tisch; denn ungern
Sah es der Vater, wenn der Diener Schaar
Die freie Rede dienend unterbrach.
Mit leichter Anmuth half die holde Jungfrau
Der Mutter in dem häuslichen Geschäfte,
Und vor der Laube Thür empfing sie, was
Die Diener und die Mägde brachten. Schnell
Zum Tische trug sie es, damit die Mutter
Durch vieles Gehn sich nicht ermüde. Diese
Indessen ordnete mit weiser Wahl
Die Schüsseln und des Herbstes goldne Früchte,
Mit Blumen dicht besteckt; auch fehlten nicht
Die langgehalsten Flaschen, mit des Weines
Balsam'schen Safte angefüllt.
„Bereitet
Ist Alles nun, und wenn es unsern Freunden,"
So sprach die gute Hausfrau, „nun gefiele
Am Tische Platz zu nehmen, würden sie
Die liebe Braut erfreun; denn selbst hat sie
In ihrer künft'gen Wohnung schon die Rechte
Der Wirthin ausgeübt, und mit der Mutter
Den Tisch besorget." Froher Jubel schallte
Bei diesen Worten, und die Jungfrau barg

Die höhre Röthe an der Mutter Busen.
Zum Mahle setzten sich nun Alle. Mächtig
Ergossen sich des Weines purpurne
Und goldne Ströme, und eh' noch der Greis
Der ersten Schüssel Deckel lüftete,
Erhob er hoch empor das volle Glas.
„Das neue Brautpaar lebe," rief er, „hoch!"
Und „Hoch" ertönte es aus Aller Munde,
Daß weit umher es Echo wiederholte.
Nun würzte manches heitere Gespräch
Das frohe Mahl, und nach der alten Sitte
Ertönte manches Lied im Rundgesang.
Und als der Jungfrau Stimme jetzt allein
Im Rundgesange sich erhob, da lauschte
Dem reinen Klange leise jedes Ohr,
Und hochentzückt ergriff der wackre Pfarrer,
Der Tonkunst tiefer Kenner, jetzt das Glas,
Und rief: „Es lebe hoch die schöne Braut!"
Und laut ertönte „Hoch!" aus Aller Munde,
Daß weit umher die Gegend wiederhallte.
Und wie der Jubel leise noch verklingt,
Da schallt es „Hoch!" und wieder „Hoch!" von außen.
Ein froh Getümmel drängt sich zu der Laube,
Des Festes Ursach ahnend. Aus der Schaar
Des Hausgesindes tritt im Sonntagsschmuck
Georg, der kunsterfahrne Gärtner, vor.
Aus einem Blumentopf, den in der Hand

Er trägt, erhebt sich hoch die Ananas
In ihrer Blätterkrone. Neben ihm
Zu beiden Seiten treten seine Kinder,
Ein Mädchen und ein Knabe, in die Laube.
Still gehen sie rings um den Tisch, und bleiben
Bei den Verlobten stehen. Einen Zweig
Mit blüh'nden Rosen trug das Mädchen: „Spät,"
So sprach sie, „trägt der Rosenstock, gepflegt
Mit Sorgfalt auch, des Frühlings Blume; spät
Mög' Ihnen noch des Lebens Frühling blühn!"
Der Knabe, jünger als das Mädchen, trug
Des Weinstocks mächt'ge Traube; fast erlag
Der Kleine unter ihrer Last. „Da, Pathe,"
So sprach er lallend zu dem Jüngling, „nimm,
Und laß dir's schmecken; doch die schönsten Beeren
Gieb deiner Braut." Mit seiner Gabe stand
Nah vor dem Tisch der Gärtner, freute sich
Der Kinder und des lauten Beifalls, der
Von Allen ihnen wurde. „Wohl," sprach er,
„Wohl merkt' ich, daß die Herrschaft nicht umsonst
Des Gartens schönste Blume heut verlangte.
Da dacht ich: sey es, was es sey, mir ziemt
Es nicht zu fragen; doch Gedanken sind
Ja zollfrei, und die gute Herrschaft wird's
Nicht übel deuten. Aus dem Treibhaus nahm
Ich da die Ananas, die erste, die
Ich zog, ich wollte unserm guten Herrn

Zu seinem Nahmenstag sie heimlich bringen;
Doch, meint' ich, ist wohl heute größre Freude,
Als mit dem Nahmen der Kalender giebt.
Nun, nehmen Sie vorlieb, und halten Sie's
Den Kindern auch zu Gute." — Und nun setzte
Den Blumentopf er auf des Tisches Mitte.
„Du ehrlicher Georg," erwiederte
Der Greis, „ja freilich hast du es getroffen.
Hier! trink des neuen Paars Gesundheit! Mutter,
Gieb Wein her! laß die Leute fröhlich seyn.
Auf euer Wohlseyn, meine Kinder!" — Froh
Ertönte ihm der Dank zurück.
Indessen
Entfernte heimlich sich der Jungfrau Mutter.
Nicht lange blieb die Wachsame entfernt
Von ihrem Hause und den jüngern Kindern.
Doch störte sie der Tochter Freude nicht,
Und ließ ihr nur die Warnung, nicht zu spät
Der kühlen Luft sich auszusetzen. Als
Des Abends Dämmerung nun niedersank,
Und Stille rings die Flur bedeckte, da
Erhob die Jungfrau sich, und zu dem Jüngling
Begann sie:" Zeit wird es, mein Julius,
Daß zu der Mutter ich zurücke kehre;
Schon wird es dunkel."
„Nicht doch, Liebe," rief
Der Jüngling, „sieh, den Horizont verließ

Ja kaum die Sonne, deutlich sah ich noch
Auf dieser lieben Hand das leichte Blau
Der sanftgeschlungnen Adern, sahe noch
Das süße Lächeln deinen Mund umschweben,
Und höher jetzt der Wangen Rosen glühn;
Noch ist es hell!" Erröthend schmiegte sich
An seinen Arm die Liebliche. „Laß nicht,
Du guter Julius," so sprach sie, „uns
Der Mutter Sorgfalt, leichten Sinns, verschmähn!
Nicht fürcht' ich zwar, du weist's, die kühl're Luft
Des Abends, aber ungern möcht' ich doch,
Daß meinetwegen, wenn auch ohne Grund,
Die Mutter Sorge hätte; ist's doch Liebe
Allein, die sie für mich so sorgsam macht!"
„So recht, mein liebes Kind," erwiederte
Der Greis, „wohl ruhet in der Eltern Brust
Die Sorge nie für ihre Kinder! Wie
Die Blume, die im Sommer euer Aug'
In buntem Schmuck erfreute, nun entblättert
Am braunen Stängel hängt, und allen Saft,
Den sie der Erde Schooße jetzt entzieht,
Der Bildung junger Keime weiht, die in
Dem Saamenkorne sich verbergen; so
Ist nicht sein eignes Wohl des Menschen Ziel,
dem Kinder ein geliebtes Weib gebar.
Nicht mehr, wie sonst, mit leichtem frohem Sinn
Nimmt er des Zufalls blinde Gaben auf,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Und spendet dann das leicht Errungene,
Wie Blumen ihre Düfte, sorglos aus.
In Einen festen Punkt vereiniget
Sich nun sein Streben, und der Gegenwart
Entzieht er gern die Wünsche. Sorgend legt
Er in die Zukunft seines Handelns Ziel,
Daß sie den Kindern einst an Früchten reich
Erscheine. Halte nun, mein Julius,
Die fromme Tochter länger nicht zurück.
Denn doppelt ist's erfreulich, wenn ein Kind
Mit Liebe selbst der Eltern Sorge theilt."
„Wie könnt' ich," sprach der Jüngling, und verbarg
Der Rührung Thräne, die zum Aug' sich drängte,
„Wie könnt' ich diesem Herzen widerstehn!
Komm, Liebe, dort am Ufer ruht der Kahn,
Bald auf dem Flusse fahren wir zurück;
Nicht lange, und aus meinem Arm empfängt
Die gute Mutter die geliebte Tochter."

„Nur wenig Augenblicke noch verzieh',
Mein Kind," so sprach des Jünglings Mutter. „Lau
Ist zwar der Abend, doch des Wassers Duft
Ist kühl und feucht. Hier nimm das weite Tuch,
Und hülle dich hinein, du kannst es leicht
Noch einmal um dich schlagen. Besser ist
Doch allemal die Vorsicht, als das Uebel.
Auch hab' ich hier — zerdrück es nicht — für Jettchen

Bayerische Staatsbibliothek München

Und Malchen etwas eingepackt, nimm es
Den guten Kindern mit, und küsse sie
Viel tausendmal von mir. Leb' wohl, und bleib'
Hübsch bei der Weise, deinen künft'gen Mann
Zu lenken. Lebe wohl!"
„O Mutter, nie,"
Erwiederte in holder Schaam die Jungfrau,
„Nie wird mein Wille meinen Julius
Bestimmen wollen! Was er innig fühlt,
Und fühlen möchte, soll der Gattin Mund
Ihm liebend wiederholen, wenn vielleicht
Ein Sturm des Herzens Stimme übertäubt."

Lang' in den Armen hielt die Mutter noch
Des Sohnes künft'ge Gattin, dann umarmte
Sie kindlich noch den heitern Greis, und schied,
Von beider Blicken lange noch begleitet.
Und Arm in Arm geschlungen, wandelten
Die Liebenden auf den bethauten Gängen
Des Gartens durch die sternenhelle Nacht.
Es blickt, vom seligsten Gefühl durchdrungen,
Der Jüngling auf die herrliche Gestalt,
Die durch der Blumengänge Dämmerungen,
Gleich einer Elfe, ihm zur Seite wallt,
Auf Abendlüften scheint sie ihm zu schweben,
Den leichten Fuß zum Schritte kaum zu heben.

So waren an des Flusses Ufer sie
Jetzt schweigend angekommen, wo der Kahn
Im hohen Schilfe lag. „Geliebte,“ sprach
Der Jüngling, und entließ mit leisem Druck
Des Mädchens Hand, „Geliebte, weile hier
Am trocknern Ufer, daß ich aus dem Rohr
Den Kahn allein erst treibe; leicht verletzt
Des Schilfes scharfes Blatt die zarte Haut,
Und sichrer trittst du dort vom Ufer ein.“
Er sprach's, und löste die geschlungne Kette
Des Kahnes von des Busches Aste ab.
Ein leichter Sprung trug in das Fahrzeug ihn,
Und klirrend fiel die Kett' aus seiner Hand.
Auffaßt' er von des Kahnes Boden nun
Die mächt'ge Ruderstange; unten breit
War sie gestaltet, daß der Wellen Macht
Sie widerstände, und des Kahnes Lauf
In des Piloten weiser Hand regierte.
Mit ihren Eisenspitzen stach er jetzt
Ins grüne Ufer, langsam wandte sich
Der lange Kahn, und unter seinem Pfad
Zerknickte knisternd mancher hohe Stab
Des braungekolbten Rohres. Zischend wich
Das breite Schilf des Kahnes Spitze; dann
Erhob sich's raschelnd wieder, und verbarg
Des Fahrzeugs Spur. Der Jüngling drehte nun
Mit leichter Wendung sich dem Ufer zu,

Wo die Geliebte stand. Nachlässig hielt
Er in der Hand das Ruder, denn die Wellen
Bewegten selbst den leichten Kahn zum Ufer.
Und wie er sich dem Ufer langsam naht,
Da hob am fernen Horizonte sich
Des Mondes volle Scheibe; ungesehn
Von ihm, stieg hinter seinem Rücken sie
Empor, und sanfter Silberglanz umfloß
Der holden Jungfrau himmlische Gestalt.

Und rings umher erhellt in stiller Pracht
Die Gegend sich mit zauberischem Lichte,
Von ihr verbreitet, wie vom Angesichte
Des heilgen Kindes in Correggio's Nacht.

Zu neuem Leben scheint die Flur erwacht,
Es regen sich in weissem Dämmerlichte
Gestalten, wie die magischen Gesichte,
Gebildet von des goldnen Traumes Macht.

Der Jüngling steht verloren in Entzücken,
Bald treibt es ihn mit Himmelsallgewalt
Zu ihr, um liebend an das Herz zu drücken,
Die göttergleiche himmlische Gestalt;
Bald hält es ihn, er kann sich nicht entschließen,
Sobald den schönen Anblick schon zu missen.

So standen sie, und lang' berührte schon
Der Kahn das grüne Ufer. Endlich hob
Den schönen Fuß die Jungfrau; lächelnd sprach
Sie, auf des Kahnes Rand ihn setzend: „Wohl
Werd ich es nun gewahr, was meine Mutter
Im traulichen Gespräch oft klagte: wenn
Euch wilde Männer nur Beschäftigung
Ins Leben rufet, dann vergeßt ihr bald
Des sanftern Weibes; rastlos treibet ihr
Des Lebens Schiff durch weite Meere, und
Den Kiel, das große Ganze nur umfaßt
Der hohe Geist, und wenig kümmert ihn
Die Ladung und der Menschen bange Sorgen. —"
Kaum wankte unter ihres Fußes Tritt
Der leichte Kahn. „Verzeih, du Liebe," sprach
Der Jüngling, und mit seinem Arm umschlang
Er die Geliebte, „als des Mondes Schein
In strahlender Verklärung dich umfloß,
Und nicht den Sternen gleich vom hellern Lichte
Verdunkelt, glänzender dein Aug' auf mich
In süßem Lächeln blickte, da verschwand
Ich selbst vor mir; kein Wunsch, kein Wollen, nicht
Der leiseste Gedanke störte mich
In diesem Anblick; meine Liebe nur
Erfüllte mich und deine Schönheit. Nein,
Geliebte, wende nicht erröthend dich!
Wie könnt' ich doch die feierliche Stunde

Mit leerem schmeichlerischen Wort' entweihn!
Ist's doch die Schönheit und die Liebe nur,
Was Sterbliche der Gottheit näher bringt,
Und fühlt' ich nicht in deinem Anblick mich
Geheiliget, und rein vom Irdischen?"

Und wie der Jüngling spricht, begegnen ihm
Des Mädchens Lippen; leis' berühren sie
Des Jünglings Mund, und seliges Entzücken
Durchschauert ihn.

Indessen war der Kahn
Vom Ufer abgetrieben. Zu dem Sitze
Führt nun der Jüngling die Geliebte. Weich
Hatt' er mit dichten Matten ihn bedeckt.
Er selbst nimmt hinter ihr des Rudrers Platz,
Und lenkt mit leichtem Ruder nur den Kahn.
Denn günstig trieb der leise Abendwind
Das Fahrzeug sanft des Flusses Laufe nach.
Durch hoher Bäume Wipfel blickte nun
Der Mond, durch seltne Wolken nur verhüllt,
Und silbern strahlten leichtbewegte Wellen
In tausend Flammen seinen Glanz zurück.
„Wie still ist's um uns her, Geliebte!" sprach
Der Jüngling, „plätschernd schlägt das Ruder nur
Die Wellen, wenn des Wassers Zug den Kahn
Zu weit vom sichern Lauf' entfernt; wie schön
Ertönte durch die Stille jetzt ein Lied!"

„So laß," erwiederte die Jungfrau ihm,
„Uns wechselnd den Gesang erheben. Singe
Du vor, ich folge dir; denn besser klingt
Die Antwort in des Mädchens Munde, als
Die Frage des Gesangs." Der Jüngling sang:

Julius.

Wie lieblich ists, in abendlicher Stille
Auf sanften Wassern leicht dahin zu schweben,
Wenn Alles ruht in grauer Dämmrung Hülle,
Und lispelnd nur der Bäume Blätter beben,
Wenn Mondesstrahlen die bewegten Wellen
Mit ihrem sanften Silberglanz erhellen!

Emma.

Mit ihrem sanften Silberglanz erhellen
Das Herz die stillen Freuden ohne Beben.
Nicht in des Sturmes hochempörten Wellen
Kann Heiterkeit den frohen Sinn umschweben.
Allein erscheint der Geist in sanfter Stille
Gereiniget, und frei von jeder Hülle,

Julius.

Gereiniget, und frei von jeder Hülle,
Wie Afrodite auf des Meeres Wellen,
Erscheint die Schönheit nur in heil'ger Stille,
Wenn Genien den reinen Geist erhellen,

Und ihn, ergriffen von der Freude Beben,
Mit hohen Himmelsahnungen umschweben.

### Emma.

Mit hohen Himmelsahnungen umschweben
Der Liebe Träume in der Nächte Stille
Den Geist; ihn faßt ein heiliges Erbeben,
Er fühlt sich frei von seines Körpers Hülle,
Und schwebt, wo reine Strahlen ihn erhellen,
Hoch auf des Aethermeeres lichten Wellen.

### Julius.

Hoch auf des Aethermeeres lichten Wellen,
— Ob aller Schrecken Nacht ihn dicht umhülle, —
Schwebt, welchen Emma liebet, ihm erhellen
Des Schicksals Nächte sich; in sanfter Stille
Wird ihn der Liebe Genius umschweben,
Ihm strahlt der Gottheit Licht, er darf nicht beben.

### Emma.

Ihm strahlt der Gottheit Licht, er darf nicht beben,
Dem Lieb' und Kunst den reinen Geist erhellen,
Ihn wird der Liebe Genius umschweben,
Ob um ihn toben die empörten Wellen,
Ihm lächelt, ob der Himmel sich verhülle,
Doch der Geliebten Blick in heitrer Stille.

Beide.

Wie in des Mondes Strahlen leichte Wellen,
Fließ unser Leben hin in sanfter Stille,
Daß Lieb' und Unschuld ewig uns umschweben!

Geendet war nun der Gesang, begleitet
Von leisen Ruderschlägen, und dem Lispeln
Der Blätter. Langsam naheten sich jetzt
Die Liebenden der Jungfrau Wohnung. Schon
Am Ufer standen ihre jüngern Schwestern,
Und freuten sich des Kahnes, leise horchend,
Ob nicht des Ruders Schlag ihn bald verkünde.
Und als nun endlich der gewünschte Laut
Ertönte, und des Flusses letzte Krümmung
Das Fahrzeug länger nicht verbarg, da jauchzten
Sie froh den Kommenden entgegen. Näher
Schwamm jetzt der Kahn, und kaum berührte er
Das Ufer, als, die Schwester zu empfangen,
Wetteifernd sich hinan die Kinder drängten.
Geleitet von des Jünglings Hand, verließ
Die Jungfrau nun das Fahrzeug, und umarmte
Die Kinder, fragte nach der Mutter Ankunft,
Und hörte lächelnd, wie des Hauses Wirthschaft
Durch beider Schwestern Sorgfalt noch bestând.
Nun lobte sie der Kinder Fleiß, und theilte
Der Mutter Gaben ihnen aus. „Da bringt
Euch," sprach sie, „unser lieber Julius

Vom Hause etwas mit.“ Die Kinder dankten.
Doch als der Jüngling nun zu ihrer Mutter
Die Jungfrau führen wollte, und den Arm
Ihr bot, da drängte sich der Schwestern jüngste
An ihre Seite, und mit beiden Händen
Den schönen Hals umfassend, dehnte sie,
Nur auf des Fußes Spitze schwebend, sich
Zum Ohr der Schwester. „Laß uns, Emma, noch,“
So sprach sie mit zurückgebognem Köpfchen,
„Bis Julius zurücke kommt, am Kahne!
Es ist so hell, wir nehmen uns in Acht,
Und Malchen ist ja groß. Dein Julius
Sieht's ohnedem nicht gerne, wenn wir ihn
Mit dir zugleich begleiten, immer giebt
Er uns zu spielen, oder sonst zu thun.
Nicht wahr, wir dürfen?“ Hoch errötheten
Die Liebenden, denn Wahrheit sprach das Kind.
„Nun bleibt nur, aber nehmt euch wohl in Acht!“
Antwortete die Jungfrau, und dem Jüngling
Gab sie den Arm. „Bald, meine Emma, bald,“
Sprach dieser, „trennt der Nacht erwünschte Stille
Nicht mehr von deiner Seite mich, und nicht
In Träumen blos faß' ich dein himmlisch Bild
In meine Arme. Seliger erweckt
Mich aus dem schönen Traum das schönre Leben,
Und eh' die Morgenröthe noch den Tag
Der Welt verkündet, strahlt mir Glücklichen

Von deinen Wangen schönres Morgenroth,
Das dein Erwachen mir, dem Lauschenden
Auf deines Auges ersten Blick, verräth.“
„Du schwärmst, mein Julius,“ erwiederte
Die Jungfrau, und den weißen Nacken wandte
Sie nach dem Jüngling, und in seliger
Umarmung standen jetzt die Liebenden.
Es lispelten in stiller Harmonie
Der Bäume Wipfel, und im Abendwind
Bewegten bebend sich die leichten Blätter,
Daß, wie in Silbertropfen, zitternd sich
Der Mondschein auf die Liebenden ergoß.

Bald standen sie nun vor des Hauses Thüre,
Und freundlich öffnete der Jungfrau Mutter
Den Kommenden das Haus. „Hier, Mutter,“ sprach
Der Jüngling, „hier ist meine Emma; führt'
Ich doch zum Letztenmal der guten Mutter
Die Tochter zu!“ So sprachen sie noch lang'
Von künftgen Tagen, überlegten viel
Das Innere der künft'gen Wirthschaft, bis
Der Jüngling sich des Wegs erinnerte,
Der ihn vom väterlichen Hause trennte.
Da schied er, und die Mutter freute sich
Der ewigen Umarmung, die sie scheltend
Doch endlich trennen mußte. In dem Kahne
Fand er die Kinder bei unschuld'gem Spiele,

Umarmte sie, und stieß den Kahn vom Ufer.
Und wie er einsam nun das Fahrzeug lenkte,
Da leuchtete der Liebe schöner Stern
Dem Glücklichen, und zitternd spiegelte
Sein strahlend Bild sich in der klaren Fläche.
Mit stiller Freude sah der Jüngling sich
Allein im Sternenheiligthum der Nacht.
Des schönen Tages frohe Geister schwebten
Im Fluge der Erinnerung zurück,
Der Hoffnung Rosenfantasien umwebten
Mit goldner Zukunft Träumen seinen Blick;
Und wie in lauer Sommernächte Schatten
Des Morgens und des Abends Strahl sich gatten,
So mischten Hoffnung und Erinnerung
Des Gegenwärt'gen holde Dämmerung.

Bei seiner Wohnung war der Jüngling nun
In süßen Träumen angekommen. Schon
Erblickte er den Ort, wo die Geliebte
Im Mondesglanze vor ihm stand, und heilig
War ihm die Stelle. Nahe legte er
Den Kahn ans Ufer, und das Ruder fiel
Mit dumpfem Klang' aus seiner Hand; er faßte
Die Kette nun, die klirrend ihre Glieder
Entwickelte, und trat ans grüne Ufer,
Zog dann mit kräft'gem Zuge noch den Kahn
An seine sichre Stelle, und verschloß

Der Kette festverschlungne Glieder. Leise
Eröffnete er nun des Hauses Thüre,
Daß nicht im Schlafe er den Vater störe,
Umarmte kindlich die noch wache Mutter,
Und träumte sel'ger Liebe schöne Träume.

Joh. Aug. Apel.

# IV.

## Die Badereise.

Dem engen Ausschusse Jener, denen im Sommer 1781 Hyginia im Karlsbade den Eintritt in das neunzehnte Jahrhundert garantirte, ihm vorzüglich, aber wahrhaftig nicht ihm allein zu Liebe, zeichnen wir folgende Geschichte auf. Mag sie auch durch das neuerweckte Andenken an eine Person, die damals alle dortigen Zirkel interessirte, für ihn noch höhern Reitz gewinnen; immer wird der Erzähler nur seiner verfehlten Darstellung die Schuld beimessen, wenn diese Blätter unter der jüngern Lesewelt keine Freunde finden.

Die junge Gräfin Meran — — aber wahrhaftig, der enge Ausschuß sag' es selbst, welch ein Bild eines Engels, dem, um es zu seyn, glücklicherweise

nur die Unsichtbarkeit fehlte, der bloße Nahme ihm, trotz des langen Zwischenraums, wieder vor die Augen rückt. Der Wortmaler, der dem Farbenmaler ohnehin für nichts als einen Pfuscher gilt, unterläßt es billig, den Lesern, die es kannten oder nicht kannten, das himmlische Ganze in einzelnen Theilen ängstlich zuzuzählen: die schlanke hohe Gestalt, den zauberischen Anstand, die Huld und den Glanz des Gesichts, das feine Lächeln, die berauschenden Blicke, die wallenden Locken des braunen seidenen Haares. Mehr kostet es ihm, zu schweigen von den Harmonicatönen der süßen Lippen, denen Jeder, welcher die Schönste kannte, gern den Text seiner eignen zartesten Gefühle unterlegte, oder von der Seele, die durch sie sprach, die das herrlichste Gewand eines Menschenkörpers, das je noch eine um sich warf, so knapp und nett sich angepaßt hatte, daß man kaum mehr das Gewand, sondern die Seele selbst zu sehen glaubte. Was ihm mit dem unbeweglichen Gemälde nicht glücken würde, sucht er lieber durch das bewegliche zu erreichen.

Aber in diesem kann die Tochter erst figuriren, wenn die Mutter darin eingeführt seyn wird; denn so viel ist offenbar, wenn jene die Anmuth und den heitern Scherz, der die Badegesellschaft erfreut und entzückt, sich selbst verdankt, so gehört die kleine Falte,

die

die späterhin ihre freie Stirn ein wenig zusammen zieht, und der Schatte einer leisen Wehmuth, der dann auf Augenblicke ihr lächelndes Gesicht trübt, auf der leztern Rechnung, und das muß erklärt werden.

Wen Romanenlectüre so verwöhnt hat, daß er die Mutter oder Tante einer Heldin straks unter die Kategorie der spanischen Duennen, jener weiblichen Drachen bringt, die, an der Stelle der fabelhaften aus Turpins Zeiten, um die Holde, welcher irgend ein Amadis nachsezt, mit dem giftigen Schweif eine Wagenburg schlagen, den ersuchen wir hiermit, der ältern Gräfin Meran vor allen Dingen Ehrenerklärung und Abbitte zu thun. Von dem Antheile, den sie an dem geheimen Kummer ihrer Emilie wirklich hatte, ahnete sie ganz und gar nichts, und in ihre Traurigkeit darüber mischte sich auch nicht die leiseste Regung eines bösen Gewissens.

Eine Preussin von Geburt, war sie durch ein seltsames Spiel des Geschicks ihrem Vaterlande früh entführt, und vom Gott Hymen, der dießmal die Gestalt eines katholischen Paters angenommen hatte, mit dem östreichischen General Meran verbunden worden. Oberst Klettenberg, Ihr Vater, kommandirte die sechshundert Braven, die im siebenjährigen Kriege

bei dem Ueberfalle des Dorfes Hochkirch sich mit Löwenmuthe durch die Feinde durchzuschlagen suchten, und fiel, mit Wunden bedeckt, ihnen in die Hände. Seine langwierige, anfangs ungewisse Heilung hielt ihn beinahe ein Jahr in der Gefangenschaft zurück, aber in einer milden. Eben jener Meran, der gegen den edlen Krieger gefochten, hatte sich seiner mit dem Eifer der Menschenliebe angenommen, und ihn mit der Schonung, die sein Zustand erheischte, auf ein Gut unweit Prag bringen lassen, wohin er selbst, dem Kabalen die Gunst der Kaiserin geraubt hatten, bald nachgefolgt war. Bettlägrig, ja, nach des Wundarztes Aussage, noch immer nichts weniger als außer Gefahr, fühlte der Oberst doch seine physischen Schmerzen nur leicht gegen die größern der Sehnsucht nach einer geliebten Gattin und Tochter, deren Leiden bei der Unwissenheit über sein Schicksal er sich nur zu lebhaft vorstellen konnte. Diesen Kummer hob sein biedrer Wirth, nun schon sein Freund, indem er heimlich die nöthigen Maaßregeln traf, der Frau von Klettenberg und ihrer Amalie die Erlaubniß zur Reise in's feindliche Gebiet zu verschaffen. Wie gute Genien erschienen beide unverhofft an des Kranken Bette, und schneller ging nun die Genesung. Aber als sie vollendet war, rief auch die Pflicht den indeß ausgewechselten Obersten wieder an seinen Posten.

Seine Dankbarkeit gegen den edelmüthigen Grafen war ein Enthusiasmus geworden, der keinem wich, als dem für seinen König. Frau und Tochter theilten dieß Gefühl. Es fand sich ein Mittel, dem Guten überschwenglich zu lohnen, und dieses Mittel war — Amaliens Hand.

Der General, ergrauet im Dienste der Waffen, dachte zu groß, den Eindruck, den das Fräulein auf ihn gemacht hatte, zu gestehen. In einem thatenvollen Leben war ihm nicht Musse geworden, zu erfahren, ob er für Frauenliebe ein Herz habe? Jetzt, obschon spät, machte es seine Rechte geltend, aber die ungewohnte Regung beschämte ihn. Er, der keine Ansprüche mehr auf Liebenswürdigkeit zu haben glaubte, hielt einen Antrag, den er selbst unter gleichern Verhältnissen sich untersagt hätte, jetzt für doppelt unziemend, da der leiseste Wink, den er wagen konnte, seinen dankerfüllten Gästen schon eine Forderung scheinen mußte. Aber Frau von Klettenberg, die in des Veteranen Seele gelesen hatte, erforschte ihrer Tochter Gemüth, und die holde Amalie, noch frey von einer andern Neigung, beglückte die Mutter durch die Versicherung, der Retter ihres Vaters habe für sie weder Runzeln noch Narben. Bald zeigte die schöne Gesinnung, von den Eltern geheiligt, sich offner in des lieben Mädchens Betragen; des

Grafen Bedenklichkeiten verminderten sich; eine freimüthige Unterredung der alten Krieger entschied. Der einzige Freund, den des Generals Hofglück ihm noch in Wien übrig gelassen hatte, wußte ihm auf den dem kundigen Weltmann wohl bekannten Wegen die Erlaubniß zu der gewünschten Vermählung auszumitteln; und als Frau von Klettenberg, unzertrennlich von ihrem Gatten, diesen wieder zur Armee begleitete, ließen beide eine liebende, eine trauernde, eine glückliche Tochter in Böhmen zurück.

Ach, an Amaliens Herzen schlug nie wieder das des Vaters, und es blieb ihr einzig der Trost, daß der Tod ihn nicht mit dem blutigen Schwerte der Schlacht, sondern nur mit der Sense angefallen hatte, die den müden Kranken niedermäht. Der biedre Mann starb im nächsten Winterquartier an einem Fieber, und seine Wittwe sank wieder an der Tochter Busen, doch nur um kurz darauf gestillter noch im Schooße der Erde zu ruhn.

So verwaist, schloß die Gräfin mit der ganzen Kraft ihrer Seele sich noch inniger an ihren würdigen Gemahl, der durch seine zärtliche Dankbarkeit, seinen redlichen Sinn, sein feines Errathen aller ihrer Wünsche ihr unaussprechlich theuer wurde. Das

ungleiche Verhältniß seiner Jahre störte sie hierin um so weniger, als es ihr kindliches Herz über der Eltern herben Verlust täuschen half. Enger aber wurde das Band zwischen beiden gezogen, als die Gräfin, obschon erst im dritten Jahr ihrer Ehe, eine Tochter gebar.

Als Vernunft, Religion und Zeit, tröstend und heilend, ihre Macht über der edlen Frauen Gemüth bewiesen hatten, als sie, im Besitz der neuen unschätzbaren Güter, die ihr der Himmel zum Ersatz verliehen, erheitert um sich schaute, da entdeckte sie an dem lachenden Horizonte ihres Lebens keine Wolken als zwei: die eine über ihrem Haupte unbeweglich, aber am Saume von der Sonne der Hoffnung vergoldet, die andre finster aus der Ferne herauf ziehend. Jene war die Trennung von einer Gespielin, mit männlicher Freundschaft von ihr geliebt, diese die künftige Bestimmung ihrer Tochter in religiöser Hinsicht. Ohne eben bigott zu seyn, meinte die Gräfin doch, in dem protestantischen Glaubenssystem, worin sie selbst erzogen war, so entschiedne Vorzüge vor dem katholischen zu finden, daß sie nichts sehnlicher wünschte, als ihre Emilie für das erste und vor dem zweiten zu bewahren. Allerdings war in ihrem Heirathsvertrage die bei der Ehe zwi-

schen verschiednen Religionsverwandten gewöhnliche Klausel nicht vergessen worden, daß die Söhne dem väterlichen, die Töchter dem mütterlichen Bekenntnisse folgen sollten, auch war es dem Grafen, durch eben den Kanal, dessen wir schon erwähnten, endlich geglückt, die wirklich schwierige höchste Genehmigung dieses Punktes zu erlangen. Indeß da leider des leztern Alter und erduldete Mühseligkeiten ihm kein langes Leben mehr versprachen, da seine Wittwe sich dann in einem fremden Lande, durch der Tochter große Besitzungen fest gehalten, schutzlos sah, da endlich die immer wachsende Strenge der Monarchin in Religionssachen kein Geheimniß war: — so schienen der guten Mutter Besorgnisse nur zu sehr gerechtfertigt. Bald ereignete sich der traurige Fall, der diese ihrer Bestätigung näherte. Des Generals Kräfte nahmen sichtlich ab, und die geschicktesten wiener Aerzte, deren Rath man, um nichts zu versäumen, in der Residenz selbst aufgesucht hatte, konnten den tödtlichen Streich nur aufhalten, nicht verhindern. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in der Kaiserstadt fiel der gefürchtete Schlag auf das theure Haupt nieder, und die dreizehnjährige Emilie lernte zum erstenmale den Schmerz kennen.

Die noch reitzende Wittwe, deren Achtung und Dankbarkeit gegen den Verstorbenen zu der edelsten

Liebe gereift waren, verschmähte alle vermeinte Trö-
stungen, die ihr in den Zerstreuungen der großen
Welt, und in den vielleicht nicht ganz uneigennützi-
gen Bemühungen, sie durch Geräusch und Feste auf-
zuheitern, in mancherlei Gestalt entgegen kamen.
Auch hätte sie nichts abhalten können, dem Zuge
ihrer Sehnsucht in die Einsamkeit zu folgen, und auf
den böhmischen Gütern einzig dem Andenken ihres
Gemahls, für der Tochter Bildung zu leben, wäre
diese nicht selbst das stärkste Motiv geworden, län-
ger in Wien zu verweilen. Emiliens Talente und
Anlagen waren so entschieden, daß die Konkurrenz
der ersten Meister in allen Fächern der Mutter eine
Selbstverläugnung milderte, die noch andre Umstän-
de ihr aufdrangen. Mehr, als selbst ihr eigner heller
Verstand, sagte ihr mancher nicht allzu versteckter
Wink, daß die Augen der Monarchin ganz besonders
über ihr Betragen wachten, und die Ansprüche der
katholischen Kirche auf die junge Gräfin bei weitem
noch nicht aufgegeben wären. Die äußerste Vorsicht
war hier nöthig, um nicht, als Protestantin und ge-
borne Preussin, zu dem leisesten Verdachte Anlaß zu
geben, als denke sie, eine junge Person, durch die
väterlichen Reichthümer nach politischem Maaßstabe
doppelt bedeutend, auf irgend eine Weise den Anfor-
derungen des neuen Vaterlandes zu entziehen. Ach!
nicht lange blieb es blos bei jenen Winken, und,

trotz aller angewandten Behuthsamkeit, erhielt die Gräfin vom Throne den Befehl, die Tochter in das Ursulinerinnenkloster zur fernern Erziehung zu geben. Die Kaiserin selbst verkündigte ihn der betroffnen Mutter durch die Erklärung: da die junge Person schon vor der Geburt zur Protestantin bestimmt worden, so sey es wenigstens billig, daß sie nun bei erlangter Reife der Einsicht in Stand gesetzt werde, durch sich selbst über die Vorzüge des katholischen Glaubens zu urtheilen. „Zwar bin ich weit entfernt," fuhr sie mit schneidendem Ernste fort, „mein Wort zu brechen, und das Fräulein zur Religionsveränderung zu zwingen; aber der Wahrheit in ein noch weiches Herz wenigstens Eingang zu verschaffen, halte ich für meine Pflicht, und bin nicht gesonnen, Einwendungen dagegen anzuhören." — Die Gräfin konnte nichts als sich unterwerfen, und die sonst liebreiche Kaiserin vergaß in ihrem frommen Eifer ihrer eignen Muttergefühle so sehr, daß sie die übergehenden Augen, den halb erstickten Seufzer ihrer demüthigen Zuhörerin nicht zu bemerken schien.

Die Trennung von dem geliebten einzigen Kinde war schrecklich; eine Trennung, wie diese, war es noch mehr. Obschon in derselben Stadt, kaum durch einige Straßen geschieden, hatte die Gräfin höchstens die Hoffnung, ihre Emilie zuweilen sehen, nicht die,

sich ungestört mit ihr letzen zu können. Ihre wärmsten Unterredungen erstarrten in dem Froste der eifersüchtigen Augen einer beobachtenden Nonne, und den Worten, die der Zwang hemmte und entseelte, konnten nur die Blicke einen lebendigern Ausdruck leihen. Das zwar besorgte die Mutter nicht, daß die Theure von dem bisher angewiesenen Pfade sich auf einen fremden möchte verlocken lassen; denn Emiliens Charakter, den die zarte Pflege im mütterlichen Hause zu keiner kräftigen Aeusserung aufgefordert hatte, zeigte in dem neuen Verhältnisse eine Bestimmtheit, die vor jeder Furcht dieser Art schützte. Nein, aber dieß Verhältniß selbst war so schmerzlich, die Gewalt, welche die natürlichsten Rechte verletzte, so drückend, die Vorstellung, was die junge Person durch der Nonnen Verfolgung, welche Gestalt diese auch annehme, leiden möge, so empörend, daß nicht noch eine vierte Rücksicht hätte hinzukommen müssen, der Gräfin Herz zu verwunden.

Doch kam diese hinzu. Sie lag in dem Wunsche, den Amalie vordem in jugendlicher Begeisterung gefaßt, und seitdem unter allen Veränderungen des Geschicks groß gezogen hatte: — durch ihre Tochter sich einst mit dem werthen alten Vaterlande, mit der noch wertheren Gespielin der längst versunknen Kinderjahre wieder zu verbinden. Luisen Haugwitz,

der Gräfin Cousine, ihr, die früh verwaist in dem klettenbergischen Hause aufgenommen, und mit Amalien als Schwester erzogen worden war, galten späterhin alle sehnenden Seufzer der im Auslande vermählten. An den preussischen Major von Stubeneck verheirathet, bald auch noch durch Muttersorgen an die Heimath gebannt, konnte Luise der Freundin zärtliches Verlangen nur durch Vertröstungen auf eine ungewisse Zukunft stillen. Auch nach dem Tode ihres Mannes hinderten die Anhänglichkeit an ihren bereits in Kriegsdiensten stehenden Sohn, und kleinliche, ängstliche Verhältnisse mit dessen Vormunde die wiener Reise. Nichts war also der Gräfin übrig geblieben, als selbst die Entfernte aufzusuchen, wozu jetzt alle Möglichkeit zugleich mit einer Hoffnung dahin schwand, die ine inen tiefer angelegten Plan griff. Ludwig von Stubeneck versprach, einst Alles zu werden, was eine Mutter stolz, eine Gattin glücklich macht; gelang es der Gräfin, der Tochter Herz vor einem andern Eindrucke zu sichern, erlebte sie den schönen Tag, an welchem sie Emiliens willige Hand in die des jungen Preussen legen konnte, o, so hatte sie ja in dem trefflichen Mädchen ihrer Freundin, in dem reichen Mädchen ihrem Vaterlande das herrlichste Geschenk gemacht: — ein Entwurf, der freilich der vom Herzen erwärmten Fantasie mehr zusagte, als der besonnenen Ueberlegung, die

tausend Fehlschlagungen im Hinterhalte lauern sehen mußte.

Indeß die Aermste in ihrer Verödung keine andre Freude hatte, als alle Sonntage auf eine karg zugemeßne Stunde ihre Tochter besuchen zu dürfen, und sich von den heitern Blicken der Geliebten sagen zu lassen, daß der Emilien früh schon eigne Schatz von Munterkeit und froher Laune sogar hier nicht merklich vermindert worden sey, lebte letztre, trotz der Einsperrung gegen die ihr jugendlicher Muth sich auflehnte, wenigstens so froh, als es der Gedanke, von einer angebeteten Mutter getrennt zu seyn, ihr erlaubte; und selbst dieses trübe Gefühl wurde durch die in dem unerfahrnen, ungekränkten Herzen noch mächtigere Hoffnung gemildert, welche ihr in dem gegenwärtigen Leiden nur die Würze des nahen Entzückens der Wiedervereinigung zeigte. Die listigen Nonnen, auch ohne die ausdrücklich erhaltnen Befehle klug genug, sanfte Lockungen für ein zuverlässigers Mittel als Strenge zu halten, um das aus dem heiligen Pferch der Kirche verirrte Lamm wieder zu gewinnen, erschöpften sich in feiner, freundlicher Aufmerksamkeit, und sannen unermüdet, ihre Kostgängerin mit dem seidnen Gewebe der Gefälligkeit zu umspinnen. Das Kloster, vor der Stadt in einer schönen Gegend an der Donau liegend, hatte ei-

nen großen, hübsch eingerichteten Garten. Die Aebtissin, eine Dame von Welt und hohem Stande, gab glänzende Gesellschaften, worin der beste Ton, und jedes Vergnügen herrschte, das, mit der Sitte verbunden, durch sie seinen Reitz nur verstärkt. Bei den Kostgängerinnen, die meistens von edler Geburt waren, fand sich im Sprachzimmer oft zahlreicher, zuweilen angenehmer Besuch ein. Noch würde dieß Alles indeß unsre Emilie wenig für die verlorne Freiheit, für die Entbehrung des Mutterherzens, für die tägliche, officielle Erscheinung eines Paters, dem die Sorge für ihren Religionsunterricht vertraut war, entschädigt haben; doch sie hatte auch eine Freundin gefunden, und — einen Freund. Eleonore Vitzai, gleich ihr verwaist, gleich ihr gebildet, hell denkend, gefühlvoll, war jene, dieser der junge Graf Vitzai, deren Bruder; und Emiliens reine, jungfräuliche Seele schloß an beide sich immer inniger, treuer, wenig ahnend, daß nur eins dieser Verhältnisse bleiben konnte, was es jetzt war.

Schon in den ersten Tagen des klösterlichen Aufenthalts hatte sie den Zug der gleichen Gesinnung und des verwandten Gemüths zu Eleonoren hin empfunden, sich ohne Widerstand ihm hingegeben; — ach! in jener glücklichen Zeit klopft ja keine schuldlose Brust umsonst einer zweiten entgegen, keine wei-

che Hand fasset die fremde, ohne daß ihrem Drucke der Gegendruck antworte, und jedes helle, offne Auge lieset in dem geliebten die Zärtlichkeit, die es selbst beseelt, und das traulich anfragende Ja? wird durch ein Ja! erwiedert. Bald gaben und waren die beiden Glücklichen einander Alles, und den süßen Wechselgenuß ihrer Gefühle störten selbst die eifersüchtigen Nonnen nicht, die das schöne Band nur als ein stärkeres ansahen, den Gegenstand ihrer Anschläge an sich zu ziehen. Den Grafen, der seine Schwester nicht seltner, als Pater Augustin Emilien, aber bald absichtlich nicht zu derselben Stunde besuchte, brachte erst seine persönliche Aehnlichkeit mit der geliebten Eleonore, und dann die edle Anmuth seines Betragens, die feine Bildung seiner Sitten, das glühende Gefühl für Menschheit und Natur, ein lichtvoller Geist, wie die Magnetnadel nach dem Pole, unabläßig nach Kenntniß gerichtet, der holden Gräfin näher. Wurde er vor dem Gitter gemeldet, verkündigte er, daß er am Abend in der Assemblee der Aebtissin sey, o wie flogen ihm da die beiden Freundinnen sehnend und freudig entgegen! Sie noch waren es nicht, die, was sie für ihn empfanden, unterscheiden und benennen konnten, und Emilie, die in ihm nur ihre Eleonore noch einmal zu lieben glaubte, folgte bloß einem ihr selbst unverständlichen Rufe; aber er entdeckte früher die Natur der un-

gewohnten Regungen seiner Brust. Möchte er wohl die stille, sanfte Zärtlichkeit, mit der er seine wahre Schwester umfing, mit den mächtigern, heissern Wallungen verwechseln, die für die selbstgegebne ihn begeisternd ergriffen?

Die Geschwister waren aus einem großen ungarischen Geschlecht, doch bestand ihr ganzer Reichthum in ihrem Nahmen und der Kaiserin Gunst. Dieser zu rühmen hatte sich indeß eigentlich nur der Bruder, jetzt in seinem achtzehnten Jahre schon Husarenrittmeister, nicht die arme Eleonore, die, von der frommen Monarchin einem himmlischen Bräutigam bestimmt, ihre einseitige Trauung im Nonnenschleier feiern sollte. Was dem blühenden jungen Mädchen schon zuvor verhaßt war, wurde es jetzt noch mehr, seit das Gefühl der Freundschaft eine ganze innre Welt noch zarterer, bisher verborgner, in dessen Brust ans Licht gerufen hatte. Von der Theuern, die, nur auf einige Zeit in diesen Ringmauern verschlossen, einst einem menschlichern, freundlichern Loose ihrer Zukunft entgegen sah, sich dann auf ewig trennen zu sollen, der Gedanke allein hätte Eleonoren gegen den aufgelegten Zwang empört; aber nun weckte auch Ein Blick auf die Liebenden, auf das Feuer, das aus des Bruders Augen strahlte, auf die süße Huld, womit die Freundin es beantwortete, denn

doch selbst in dem unschuldigen Herzen manche dunkle Ahnung weit andrer Genüsse, als eine dumpfe Zelle ihm verhieß. Was die rege, aus dem ersten Schlummer frisch erwachende Seele Eleonoren richtig deutend verrieth, blieb indeß Emiliens Mutter noch verborgen. Einzig mit ihrem Lieblingsplane beschäftigt, zu früh und mit einem zu bejahrten Manne verbunden, um über die Liebe jene eignen Erfahrungen zu machen, die das Auge für eine fremde schärfen, war sie überdieß zu selten bei den Zusammenkünften der jungen Leute, um an ihnen etwas anders wahrzunehmen, als eine Freundschaft, die aus ihrer Tochter Zärtlichkeit für des Grafen Schwester natürlich zu folgen, und um so weniger bedenklich schien. Mehr hätte sie allerdings während des Feldzugs errathen können, den der junge Bitzai im Jahre 78 gegen die Preussen mit machte, so trübe zeigte sich da oft Emiliens Stirn, so dunkel ihr sonst immer heitres, helles Auge; aber wenn sie auch etwas hätte glauben mögen, was sie aus ihrem goldnen Traume aufschrecken mußte, so hätte ihr doch der Unmuth über die neue Scheidewand, die der Krieg gegen ihre alten lieben Landsleute zwischen ihr und der Ausführung ihres Projekts erhob, ihr alle, zu gewissen Entdeckungen nöthige Aufmerksamkeit geraubt. Der Tochter Trauer galt ihr daher nur für Sympathie mit ihrem eignen und mit Eleonorens

Kummer über eines geliebten Bruders mögliche Gefahr.

Der bald erfolgende Friedensschluß hob von der ältern Gräfin Brust Eine Sorge, von der jüngern jede. Graf Vitzai kehrte zurück, unverletzt, nicht ohne Heldenruhm, als Major und Ritter des Theresienordens, und mit ihm Wonne in die schwesterlichen Seelen. Aber nicht erließ das Geschick den Liebenden die Neckereien, wodurch es oft ungroßmüthig seine Wohlthaten, wo nicht aufwiegt, doch schmälert. Die Kaiserin, die unter wichtigern Geschäften das ihrem heiligen Eifer denn doch sehr bedeutende der Bekehrung einer Irrenden vergessen zu haben schien, erinnerte sich auf einmal der jungen Person, für deren Heil sie sich mütterlich verwendet hatte, und hörte von der Aebtissin der Ursulinerinnen nicht ohne Unwillen, daß Emilie noch immer bei ihrer Ketzerei beharre. Unglücklicherweise konnte die hartnäckige Widersetzlichkeit der Proselytin in spe kaum auf eine andre Ursache gedeutet werden, als auf die Milde der bisherigen Behandlung, und gefaßt wurde der Entschluß, nunmehr eine strengere Methode zu versuchen. In der festen Ueberzeugung, durch einen einzigen ihrer Herrscherblicke, ihrer kaiserlichen Machtsprüche, die Schüchterne zur Unterwerfung zu zwingen, ließ die Monarchin die junge Dame selbst vor

sich

sich fordern. Emilie zitterte, als sie vor die Zürnende trat, als diese noch stumm sie mit gewaltigem, durchdringendem Auge maaß, wirklich; aber als die Kaiserin nun sprach, mit Heftigkeit sprach, schien jedes Wort, das die Bebende zermalmen sollte, jeder donnernde Tadel einer Gesinnung, deren Emilie vor ihrem Gotte sich nicht schämte, letztrer einen Muth, eine Entschlossenheit einzuflößen, deren sie vor wenig Minuten wohl sich selbst nicht fähig geglaubt hätte. Ehrerbietig schwieg sie, bis ein ausdrückliches Gebot ihr laute Erklärung abforderte, aber dann gab sie diese kurz, fest, kalt, und doch mit einem so zauberischen Reitze, einer so holden Anmuth, daß Maria Theresia der ganzen Energie ihres Charakters bedurfte, um dem sonderbaren Mädchen mit noch strengem Gesicht zu sagen: „Gehn Sie, im Kloster erwarten Sie meine fernern Befehle.“

Diese waren so hart, wie nur Bigotterie sie der sonst edelmüthigen Monarchin entreißen konnte. Jede Lectüre, außer der der Asceten, jeder Umgang, außer dem mit ihrer Aufseherin, einer alten fanatischen Nonne, wurde Emilien untersagt, und die Besuche des elenden Mönchs, der ihren Unterricht übernommen hatte, wurden verlängert. Was mußte die arme Mutter fühlen, als man sie jetzt grausam vom Sprachgitter zurück wies! Aus dem Dunkel, das

ihr die Geliebte verhüllte, konnte bloß die Furcht ihr entgegen dämmern, eine so junge, lebhafte Person der Uebermacht, den Qualen ihres Zustandes erliegen, und alle auf sie gebaueten Hoffnungen zertrümmert zu sehn. Inniger vielleicht nur, aber heftiger gewiß waren die Empfindungen des jungen Vitzai. Jetzt wollte er sich der Kaiserin zu Füßen werfen, jetzt verkleidet sich in's Kloster schleichen, oder mit einer Strickleiter versehn, das Unmögliche einer Entführung versuchen. Einem bewährten, längst mit seinem Sinne vertrauten Freunde allein gelang es, den stürmischen Ungestüm zu mäßigen. Die erste jener Maßregeln zeugte ja offenbar nur von unverzeihlicher Unbesonnenheit, der beiden andern wartete Schande und die gewisse Vernichtung künftiger Hoffnungen, die durch die Standhaftigkeit, wie durch die Nachgiebigkeit der Geliebten gleich viel Bestätigung erhalten konnten, wenn die Sache ihrem natürlichen Gange überlassen wurde. Die dritte, in Emiliens Katastrophe verwickelte Person, die gute Eleonore, hatte über mehr noch, als über die Trennung von ihrer Freundin zu klagen. Ihre bisherige Widersetzlichkeit gegen der Monarchin Willen, ihre feste Verweigerung des Schleiers unterwarfen sie persönlicher Ahndung. Mit noch geringerer Schonung, als die Protestantin, wurde sie in ihre Zelle ge-

sperrt, aus der, so hieß es, nur das am Altare ausgesprochne Gelübde sie befreien sollte.

Wider die Erwartung, die in der Hauptperson eines Trauerspiels auch das tiefste Leiden voraus- zusetzen pflegt, litt Emilie weniger, als jene drei. Mit dem köstlichen Talent begabt, die Schatten, wo- mit das Geschick sie umgeben mochte, durch den Widerschein einer fröhlichen Seele zu mildern, jedem düstern, drohenden Gespenst, das ihr die Wirklichkeit entgegen stellte, mit Hülfe einer heitern Phantasie die furchtbare Hülle abzustreifen, und es so lange muthig anzuschauen, bis es ihr zu einem bloß lächerlichen Popanz wurde, erkannte sie jetzt erst die ganze Kraft ihres Geistes. Verbannt von dem Anblick der geliebten Mutter, entrückt den traulichen Herzenser- gießungen ihrer Eleonore, den willkommnen Besuchen des jungen Vitzai, der — die Einsamkeit riß die letzte Decke von dem stillen Geheimniß — ihr nicht weniger lieb geworden war, als beide, hätte eine an- dre, unfähig ihren Ekel vor den Asceten, ihren Ab- scheu gegen den feisten Pfaffen zu verbergen, ihr Un- gemach selbst vermehrt, vielleicht einen Gram in sich aufgenommen, der schon oft, wie der Wurm eine Rosenknospe, ein zartes Herz zernagte; während ihr Gemüth, nur für den Moment gebeugt, dann mit verdoppelter Spannkraft seine natürliche Form wieder

gewann. Ihre Menschenliebe, das Wohlwollen selbst, das ihr Marien Theresiens übrige Tugenden einflößten, konnten nicht verhindern, daß sie, die nur Eine Art des möglichen Glückswechsels vor sich sah, sich der eingefallnen Wangen, des erschöpften Aussehens der alten Kaiserin nicht mit allzu großer Betrübniß erinnerte. Des edlen Josephs Gesinnung in Glaubenssachen war bekannt, der Eingekerkerten Befreiung und sein Regierungsantritt konnten nicht anders als gleichzeitig seyn. Dann waren ja Mutter und Freundin und — Freund ihr wiedergegeben, und die ganze herbe Trennung wurde nichts als die Folie des glänzenden Brillanten dauernder Freuden. Weit entfernt, dem Seelsorger Haß, gegen die albernen Erbauungsbücher Verachtung zu zeigen, hatte Emilie also vielmehr ihre Lust an beiden. Bald machte sie jenem durch eifrige Einwürfe angst und bange, bald setzte sie ihn durch witzigen Spott, den er nur halb verstand, in eine Verlegenheit, an der sie sich ergötzte; und die Asceten, o, auch die wußte sie zu rechter Zeit zu nutzen, wenn es darauf ankam, ihr von Ideen und süßen Träumen allzu aufgeregtes Gemüth abzuspannen, oder durch den Spaß, welcher darin, mit schwerfälliger Wichtigkeit auftretend, nur eine frappantere Gestalt gewann, ihrem Hange zum Lachen Nahrung zu geben.

Was über den jungen, frohen Sinn so leicht und leise hin glitt, wurde der Brust der ältern Gräfin durch das Gewicht eines neu hinzukommenden Kummers schneidender noch und tiefer eingedrückt. Ein Vetter ihres verstorbnen Gemahls, der bisher in spanischen Diensten gestanden, und durch nichts seine Existenz verrathen hatte, trat unerwartet mit Ansprüchen an die Emilien als Allodium zugesprochnen Güter des Seligen auf, dessen letzten Willen er mit der Behauptung, daß sie Mannlehn wären, anfocht. Sehr wohl wußte der neue Prätendent das Gegentheil, aber der Zeitpunkt konnte seinem ungerechten Vorhaben nicht günstiger seyn. Der Widerstand einer hülflosen Wittwe war an sich für unbedeutend zu rechnen, und die Ungnade, in welcher sie bei der Kaiserin stand, weltkundig. Die Wahrheit zu gestehn, hatte sich die Gräfin von dem Ausgange des Processes, den der Namensvetter gegen sie einleitete, wenig Gutes zu versprechen; denn unter den Großen Wiens war keiner muthig genug, sich in ihrer gegenwärtigen Lage ihrer anzunehmen, und ihr Vertrauen zu der Kaiserin Gerechtigkeitsliebe mochte noch so fest seyn, so viel ließ sich doch einsehn, daß, wenn nicht das Gesetz buchstäblich *selbst*, die *Auslegung* des Gesetzes, auf die meistens Alles ankommt, *nicht* für sie sprechen würde. Konnte also ihre Angelegenheit nicht in ein so volles Licht gestellt wer-

den, daß es unmöglich war, davor die Augen zu verschließen, gelang es dem Vetter, der am Hofe schon Schutz gefunden hatte, dieß Licht zu verdunkeln, so war der Rechtshandel verloren, die geliebte Tochter enterbt, und jede Aussicht auf Glück dahin. Emiliens Vormund, ein redlicher, aber schwacher Mann, verdarb mehr als er nützte, indem er durch seine Aengstlichkeit, die er öffentlich zur Schau trug, nur selbst Zweifel an der guten Sache seines Mündels veranlaßte. Kaum wollte sich ein Anwald finden, beherzt genug, es mit der Gegenparthei aufzunehmen, zu der sich, Dank sey's der List des Grafen Anton Meran, und der Voraussetzung, ihn begünstige die Kaiserin, nun schon die Mächtigsten des Staates geschlagen hatten. Von der einen Seite so matt, von der andern so feurig betrieben, war die Sache schon im ersten halben Jahre der Entscheidung nahe, und gewisse, von dem Gegner dem Moder entrißne alte Urkunden, die seine Ansprüche zu begründen schienen, ließen den Triumph desselben nicht bezweifeln. Neuere Documente, wodurch jene zu vernichten waren, fanden sich allerdings unter den dem Sachwalter der Gräfin übergebnen Papieren, aber ohne von ihm, sey es aus Nachläßigkeit, sey es aus Feigheit, benutzt zu werden.

So stand es, und schon war der lezte Termin nahe, als der junge Vitzai, der einzige, der sich für

die Gräfin von Herzen interessirte, und, obwohl ohne ihr Wissen, Alles aufbot, ihr zu helfen, dem Rathe eines juristischen Freundes gemäß, sich nebst diesem zu ihrem Anwalde verfügte, und den Mann, dem zu redlicher Pflichterfüllung nichts fehlte, als Fleiß oder Muth, durch die Zusage seines Schutzes und eine vollwichtige Goldbörse dahin vermochte, jene Papiere in Gemeinschaft mit dem Freunde aufmerksamer durchzusehn. Die entscheidenden Documente wurden entdeckt, den Richtern vorgelegt, und der Gräfin Rechte zu klar befunden, um hier ein anders als günstiges Urtheil möglich zu machen. Wem sie diesen glücklichen Ausgang zu danken hatte, das blieb ihr indeß verborgen; denn Delikatesse und Bescheidenheit bewogen den Grafen, sich hinter den Sachwalter zu verstecken, der sich nicht lange bitten ließ, Verdienst und Lohn des gewonnenen Handels sich zuzueignen, und als die edle Wittwe fortfuhr, dem jungen Manne, so wie jedem ihrer Bekannten, ihr Haus zu verschließen, ahnete sie wenig ihren Undank gegen ihren eigentlichen Wohlthäter.

Lange — jeder Augenblick durch sehnsüchtige Ungeduld zu Stunden ausgedehnt — dauerte den Geschiednen der Trennung Zwischenraum; aber endlich erschien der heimlich erflehte Zeitpunkt, welcher der guten Gräfin Meran eine Tochter, Eleonoren

eine Freundin, dem jungen Vitzai eine Geliebte wieder zuführte. Maria Theresia legte ihr von Kronen wundgedrücktes Haupt zur Ruhe, und den Thron, den ihr erhabner Nachfolger bestieg, mußte die geistliche Macht, die sich unter der Seligen Schutz hinauf geschwungen hatte, verlassen. Der Klosterzellen Thüren öffneten sich, und Emilie vertauschte an Eleonorens Hand die dumpfen Mauern, die sie bisher eingeengt hatten, mit dem freundlichen Hause der Mutter. Als eine zweite Tochter wurde die junge Gräfin Vitzai hier aufgenommen, und nach so vielen, nur vermöge der höchsten Entschlossenheit glücklich durchgefochtnen Kämpfen erschien ihr die Ruhe, nach so langer Verfinsterung die Sonne des neuen Glücks nur um so lieblicher.

Der Eintritt der beiden Damen in ein Haus, das bisher einsamer Trauer gewidmet gewesen war, weihte es zu einem Tempel der Freude, in welchem sich, wo nicht glänzende Gesellschaften, doch kleine erlesne Zirkel gebildeter junger Personen versammelten. Graf Vitzai und der Reichshofrath von Frankenstein — eben der Freund, der jenen dort zu dem Sachwalter begleitet hatte, — spielten in diesem Kreise mit Recht die erste Rolle; auch wurde bald dem einen derselbe Platz in Eleonorens Herzen zugestanden, den der andre in dem Emiliens einnahm. Die

Gräfin Mutter, des neuen jugendlichen Lebens, das um sie aufblühte, innig froh, schätzte beide junge Männer, durch edle Sitten und Feinheit des Betragens vor den meisten ihres Standes ausgezeichnet, in gleichem Grade, doch unterschied ihr Vertrauen noch mehr den Freiherrn. Seine ungekünstelte Würde, sein milder Ernst, selbst das Fach, in welchem er arbeitete, machten ihn zu dem zuverlässigsten Manne, den sie in ihren vielfach verwickelten Angelegenheiten zu Rathe ziehen konnte, und mit der wärmsten Theilnahme zeigte er sich bereit, ihr Curator zu werden. So erhielt er denn manche bestimmte Rechte, die er, wie wir sehen werden, bald zum Besten seines Freundes gebrauchen sollte.

Von dem unter ihren Augen geschloßnen Doppelbunde bemerkte die ältere Gräfin nur genau die Hälfte, die sie minder nahe interessirte, nur Frankensteins und Eleonorens gegenseitiges Einverständniß, — vielleicht bloß aus dem allgemeinen Grunde, weil wir nicht glauben mögen, was wir nicht gern glauben, vielleicht auch, weil die dem andern jungen Paare natürliche Heiterkeit eine Frau, welcher Amorn nur die Dichter, und dann mit Fackel und Bogen bewaffnet, bekannt gemacht hatten, täuschen mußte. Des Grafen Vitzai und der holden Emilie Neigung, jedem der beiden gewiß wie das eigne Daseyn, aber

eben darum noch nicht einmal von den Lippen gestanden, seit der Befreiung aus dem Kloster durch keine Störung, keine Ahnung künftiger Hindernisse getrübt, konnte sich leicht den Liebenden selbst noch in das schöne Gewand zärtlicher Freundschaft kleiden, wie viel mehr der Mutter ungeübten Blicken! Die Liebe, ungehemmt in ihrem freien, gleichen Laufe, ist ein sanft rinnender Bach, dessen leises Flüstern den Belauscher der Fluthen nur in Schlummer wiegt, erst dann brausend und schäumend, wenn Klippen ihn brechen, Dämme ihm entgegen sich thürmen.

Pfeilschnell entflog der Winter, und der erwachende Frühling weckte auch in der Gräfin Meran die Hoffnung, nun endlich bald das lange entworfne Lieblingsprojekt zu krönen. Das Wiedersehen ihrer Jugendfreundin, der Wunsch, durch ihre Emilie und den jungen Stubeneck die alten Verbindungen mit der Geliebten und dem theuern ersten Vaterlande wieder anzuknüpfen, diese waren's, die ihr den Entschluß eingegeben hatten, im nächsten Sommer das Karlsbad zu besuchen, wo auch ihre Luise, die bei dem Sohne in Glogau lebte, sich einfinden sollte. Die wichtigern Motiven dieser Reise waren nur den Müttern bekannt, denen es nicht gerathen schien, ihren Kindern Anschläge mitzutheilen, die noch zur Zeit allerdings nicht wohl das Licht vertrugen; aber sie

selbst beseelte gleicher Enthusiasmus. Nicht der Frau von Stubeneck mütterliches Herz allein, nein, die allgemeine Stimme nannte den Rittmeister, ihren Sohn, jedes Glückes würdig, und sein vielfacher Werth ließ kaum den Eindruck bezweifeln, den er auf Emilien machen würde, — falls sie noch frei wäre.

Die jungen Leute in Wien sahen dem versprochnen Ausfluge freudig entgegen; denn schon hatten Graf Vitzai und sein Freund sich beredet, ehe die Gräfin mit der Kur, die sie brauchen zu wollen vorgab, zur Hälfte fertig seyn würde, ihren Geliebten nachzukommen. Ja, der erste, dem die größere Rührung über die bevorstehende Trennung denn doch endlich für seine Gefühle Worte entlockte, hatte mit Einwilligung der holden Emilie beschlossen, auf der Rückreise der Mutter sein Herz zu eröffnen. Es war im Anfange des Julius, als sich die Damen in den Reisewagen setzten, und gegen das Ende des Monats wollten die Freunde gleichfalls im Bade eintreffen.

Dort fand die Gräfin Meran bei ihrer Ankunft schon die wartende Freundin, und Brust an Brust sinkend, glaubten sie den langen Zwischenraum der Trennung vernichtet, nannten und waren sich wieder, wie in der goldnen Jugendzeit, Amalie und Luise.

Die jüngern Damen, voll Lust und Wonne des frischen, fröhlichen Lebens, hinter sich überstandne Leiden, vor sich beglückte und belohnte Liebe, gaben sich mit offnen Sinnen den Vergnügungen hin, die der Ort ihnen darbot. Ihren Genuß erhöhte der Gesellschafter, der sich zu ihnen fand, der Herr von Stubeneck, der nicht der Mütter Empfehlung bedurfte, um den beiden schönen Freundinnen jene tausend kleinen Dienste zu leisten, die der Italiäner in das vielsagende Wort, Cicisbeat, zusammen faßt. Er, den weniger Eitelkeit als wahre Achtung für weiblichen Werth, warmes Gefühl für weiblichen Liebreitz um seine neuen Bekannten emsig geschäftig machten, einer jener schönen Jünglinge, die es durch den Ausdruck einer edlen, einer Heldenseele sind, mußte ja wohl der ältern Gräfin Meran geheime Wünsche beflügeln, indeß die beiden Töchter derselben sich im voraus freuten, ihren Geliebten einen solchen Freund zuführen, und in seinem Umgange der Vortheile genießen zu können, die, bisher durch den mit gebildeten Männern ihnen gewährt, ihnen hier unter dem Schwarm der Gecken, die sie umgaukelten, doppelt wichtig schienen.

Den Geschmack, den das junge Trio, der Natur der Sache nach, an einander fand, erhöhte noch die Gemüthsstimmung, die man bei näherer Bekannt-

schaft gegenseitig wahrnahm. Der Freundinnen Frohsinn, der muntre Witz Emiliens vorzüglich, der alle Zirkel belebte, und deren Bewundrung erregte, eben diese Eigenschaften waren es, deren Stubeneck bedurfte, um ein Leiden, wo nicht zu vergessen, doch zu mildern, das heimlich an ihm nagte, und über die Stirn des sonst lebhaften Jünglings zuweilen Wolken einer sanften, interessanten Schwermuth hauchte. Der ihrem Geschlechte eigne Takt lehrte seine Gesellschafterinnen die Quelle des Kummers, der denn doch manchmal zu sichtlich seine Augen trübte, in einer unglücklichen Liebe aufsuchen, und mit der dem weiblichen Herzen so ehrenvollen, zarten Theilnahme bemühten sie sich, ihm ein Geständniß zu entlocken, über dem er so sorgsam zu wachen schien. Was sie von ihm selbst nicht erfahren konnten, war ihnen darum nicht weniger gewiß, und wenn die Mütter, nur mit ihrem Plane beschäftigt, für nichts anders Augen hatten, so dachten die Töchter zu fein, um ein Geheimniß, das sie selbst nur von fern erspäht, zu verrathen. Aber näher und inniger fühlten sie sich nun mit jedem Tage zu ihrem Freunde hin gezogen, und die Gewißheit, daß ihr Ritter zu fest gegen ihre Reitze verwahrt sey, um die unmerkliche Demarcationslinie zwischen der Liebe und der Freundschaft zu überschreiten, verstärkte der Sorglosen Wärme. Was konnten sie dafür, daß die älteren Da-

men, unbekannt mit der Ursache derselben, sie so ganz falsch deuteten, daß sie darauf, der Himmel weiß welche, ihren Absichten günstige Schlüsse bauten, Schlüsse, die noch dadurch bestätigt wurden, daß Emiliens größre Munterkeit den Herrn von Stubeneck mehr an sie, als an die stillere Eleonore fesselte?

Vierzehn Tage schon hatte dieses angenehme Verhältniß gedauert, und mit Mühe war es der Frau von Stubeneck gelungen, die Sehnsucht ihrer Freundin zu bezähmen, die jetzt Alles für reif hielt, mit Emilien über ihren Plan zu sprechen. Je näher die Gräfin Meran den Jüngling, den sie ihrer Tochter bestimmte, beobachtet, je mehr sie ihn des kostbaren Schatzes, den sie für ihn bewahrt, würdig gefunden hatte, desto tiefre Wurzeln hatte ihre Lieblingsidee in ihr geschlagen, ja, sie setzte nun in die Ausführung derselben beinahe das ganze Glück ihres Lebens. Die jungen Damen, welche jetzt die Ankunft ihrer Geliebten, ihnen allein bewußt, fast nach Stunden ausrechnen konnten, zeigten sich noch heitrer als zuvor, und selbst Stubeneck ließ seit einigen Tagen nicht mehr Eine der Wolken blicken, die seine Mutter denn doch bemerkt, obwohl nicht richtig beurtheilt hatte. Daß sie die günstige Veränderung auf beglückte Liebe deutete, daran that sie recht; — denn was für

andre Freuden und Leiden, als die jener mächtigen Leidenschaft kennt ein Jüngling, dem das Schicksal alle bescheidne Wünsche gewährte? — Daß sie aber eben Emilien für die Zauberin ansah, die sein Wesen umwandelte, das war ihr Irrthum.

Einzig dieser vermochte sie, endlich der Ungeduld ihrer Amalie nachzugeben, und sich an Einem Morgen mit letztrer zu der Unterredung zu entschliessen, in welcher jede der Mütter einzeln von ihrer Seite den Kindern ihr Herz eröffnen wollte, ohne dabei irgend eine andre Vorsicht zu brauchen, als das Verschweigen des gleichzeitigen Schrittes. Am Nachmittage eilten die ältern Damen einander entgegen, jede begierig, was die andre ausgerichtet, zu vernehmen, doch keine mit dem fröhlichen Gesicht, das sie wenigstens zu finden erwartete. Emilie, welcher ihre Mutter — mehr aufrichtig als schonend — am Eingange ihrer Rede den Wunsch der Verbindung mit Stubeneck den höchsten ihres Lebens genannt hatte, den, dessen Erfüllung ihr allein Entschädigung für so manche überstandne Leiden gewähren könne, hatte sich darüber so betreten, ja, so verwirrt gezeigt, daß keine Antwort, als die Bitte um Bedenkzeit, von ihr zu erhalten gewesen war. Nie hatte das liebe Mädchen sich den Fall, von dem Willen ihrer guten Mutter abzuweichen, möglich gedacht; wie sehr mußte

sie es denn erschüttern, plötzlich etwas, das zu gewähren kaum mehr in ihrer Macht stand, als die letzte, freudigste, ja, wie es schien, mit Zuverlässigkeit gefaßte Hoffnung derselben sich ankündigen zu hören! Und nun vereinigte sich mit diesem Gefühle noch ein zweites, nicht minder kränkendes, das ihr die lange Verheimlichung ihrer Neigung gegen die, welche auf ihr volles Vertrauen Anspruch hatte, zum Vorwurfe machte, wenn sie sich auch sagte, daß sie bloß darum geschwiegen, weil sie von dieser Seite nie den kleinsten Widerspruch, und zum Geständnisse keine auffordernde Gelegenheit gefunden habe. Das Alles traf sie so schnell, daß die Miene, womit sie um Aufschub ihrer Antwort bat, leichtlich auf mehr, als bloß jungfräuliche Zurückhaltung gedeutet werden konnte. War es denn aber jetzt der Moment, der mütterlichen Freundin Herz mit Einemmale durch ein offnes Bekenntniß zu zerschneiden? O, wie Emilie so vor der Verlegenen, Staunenden stand, glaubte sie ja nicht, daß sie je den Muth haben würde, das harte Wort der Weigerung auszusprechen, und suchte mit Recht nichts, als sich Blicken zu entziehen, die noch nie mit der spähenden Sorgsamkeit, wie jetzt, auf ihr geweilt hatten.

In der That rieth die Gräfin Meran, von der Beklemmung ihrer Emilie gerührt, eben weil es ihr

selbst

selbst an Erfahrungen über gewisse Lagen des weiblichen Herzens fehlte, vielleicht nur um so richtiger, ungewohnt, wie sie es war, das Gebrechen der falschen Scham an ihrer Tochter zu entdecken; und man denke selbst, mit welchem Kummer sie die Schlüsse, die sich nun ihr zudrängten, verfolgte. Wenig war ihre Luise geeignet, sie durch bessere Nachrichten zu trösten. Der junge Stubeneck hatte anfangs sein Erstaunen über seiner Mutter Vortrag durch nichts, als Zweifel an der Gesinnung seiner vermeinten Geliebten zu verhüllen gesucht, als er aber nicht weiter ausweichen konnte, sich beinahe mit Heftigkeit dahin geäussert, er hoffe, die junge Gräfin werde nie erfahren, daß man mit ihm über diese Angelegenheit gesprochen habe. Mildernd und heitrer hatte er dann hinzugesetzt, er schmeichle sich binnen wenig Tagen die Ursache dieser Erklärung auf eine befriedigendere Weise, als durch bloße Worte zu erläutern: — ein Räthsel, das beiden ältern Damen viel zu denken gab, dessen Lösung aber auf keinen Fall den Aussichten zusagen konnte, an denen sie sich allerdings mit zu wenig Rückhalt geweidet hatten.

Emiliens Schmerz, den ihre Eleonore durch die Vorstellung von der Liebe der Mutter, von deren Bereitwilligkeit, die einzige Tochter um jeden Preis glücklich zu machen, nur — verstärkte, indem ja so

viel Zärtlichkeit eben nur der Aufopferung, nicht der Anforderung werth war, wuchs mit jedem Tage. Verflogen waren jener Witz, jene Munterkeit, einst die Freude der Badezirkel, und so allgemein war die Theilnahme an der jungen Gräfin Verstimmung, daß jedes gesellschaftliche Vergnügen des Ortes ermattete. Stubeneck, dem sein feines Gefühl nicht vergönnte, mit der vorigen Unbefangenheit in dem meranischen Hause zu erscheinen, verschwand, um, wie er sagte, eine kleine Reise zu machen. So hatten die traulichen Gespräche zwischen den Müttern und Kindern, sie, von denen jene so viel Angenehmes erwarteten, den traurigsten und schnellsten Wechsel auf der Bühne des frohen Familienlebens hervor gebracht.

Graf Bitzai und sein Freund, deren Reise durch die Sehnsucht noch um einige Tage beschleunigt worden war, erschienen bei der Gräfin unerwartet, und fanden sie mit ihrer Freundin allein. Nach den ersten Begrüßungen entfernte sich Bitzai unter dem Vorwande, seine Schwester zu umarmen, und ließ den Freiherrn, der leider zu keinem ähnlichen ein Recht hatte, bei den Damen zurück. Die Gräfin, mit der die Freundin nur leiden konnte, ohne Trost für sie zu haben, war in der ersten Freude über die plötzliche Ankunft des jungen Mannes, der ihr ganzes Vertrauen besaß und verdiente, ihrer zu wenig

mächtig, um nicht durch die Mittheilung der bisherigen Vorgänge Erleichterung zu suchen. Frankenstein außer sich vor Verwunderung, sie in Sachen, die er ihr längst bekannt geglaubt hatte, so unwissend zu sehen, hielt seine freimüthigen Aeußerungen um so weniger zurück, als er richtig schloß, sie könnten in keinem günstigern Zeitpunkt ein Gemüth treffen, das für jetzt sich nach nichts so sehr, als nach Linderung der geheimen Leiden sehnte. Er verbreitete sich nicht weitläuftig über seines Freundes Werth, entschuldigte aber eben so wenig dessen Schweigen, zu dem die Gräfin selbst, deren Billigung durch die mütterliche Behandlung des Bruders und der Schwester hinlänglich erwiesen geschienen, Anlaß gegeben hatte. Erst dann, als diese, durch ihrer Luise Gegenwart lebhafter dazu aufgefordert, denn doch mit ihren Klagen über das fehlgeschlagne Projekt die Linie der Mäßigung ein wenig überschritt, als sie zumal bei des jungen Stubenecks Liebenswürdigkeit wirklich über die Gebühr verweilte, entdeckte ihr Frankenstein, Vitzai's Verbot nicht länger achtend, was sie diesem schuldig geworden war, zu einer Zeit, da die Ungewißheit nicht nur über Emiliens Schicksal — denn noch war sie eingesperrt im Kloster — sondern selbst noch über ihre Liebe, seinen Bemühungen, der Kühnheit, mit der er allein so mächtigen Gegnern die Stirn bot, jeden Schein des Eigennutzes nahm. — Und

nun war an der Gräfin die Reihe des Erstaunens. Eben diesem Jünglinge also, den sie als den Feind ihrer Ruhe, als den Störer ihrer Wünsche anzusehn begonnen hatte, dankte sie ihr und ihrer Tochter ganzes Vermögen? ohne ihn war sie unfähig, genau den Anschlag zum Besten ihrer minder begüterten Freundin auszuführen, der ihn unglücklich machen sollte? und er hatte eine Handlung verschwiegen, ewig verschweigen wollen, deren Entdeckung doch nicht anders für Ihn seyn konnte, als entscheidend? — Zu freimüthig, die Veränderung ihrer Gesinnungen zu verhehlen, in der Freundin beredten Zügen den Beifall ihres Entschlusses lesend, erbat sie sich von dem Freiherrn nur noch heute Verheimlichung, um morgen selbst den Liebenden ihr Glück zu verkünden.

Die Unterredung der letztern war indeß nicht so befriedigend ausgefallen. Emilie, deren Leiden sichtlich war, fühlte sich doch zu sehr beängstigt, um ihm jetzt Worte zu leihen, und die Stimme der Dankbarkeit, des kindlichen Mitleids hatte ihr schon mächtig einen Vorsatz abgedrungen, den sie dem Freunde mitzutheilen nicht stark, oder nicht — grausam genug war. Ja, sie wollte lieber das eigne Herz brechen, als das mütterliche, — wenn es seyn mußte, wenn nur zwischen einem von beiden die Wahl war.

Die Gewißheit, ob diese Wahl nur wirklich Statt finde, sollte ihr die nächste Unterredung mit ihrer Mutter geben. Durch offne Darlegung der Wahrheit, aber mit zarter Schonung den ganzen Umfang ihrer Liebe, die ganze Wärme ihrer Wünsche verhüllend, wollte sie der Verehrten die Stärke und Innigkeit der ihrigen ablocken, und wären diese so mächtig, als sie fürchtete, sich edel aufopfern. Was sie ihrem Geliebten jetzt zu gestehen nicht die Kraft hatte, wie hätte die Schwester es dem zärtlichen Bruder entdecken sollen, selbst wenn sie auch nicht geglaubt hätte, ihn unnöthig zu erschrecken, unnöthig, weil sie keine Obliegenheit kannte, der Gräfin Meran den Irrthum zu lassen, den die gute Tochter dieser bereitete? Ihre Schuld war es nicht, daß Frankenstein, der jetzt zu ihr eilte, den Freund beklommen und niedergeschlagen fand; aber kaum minder lieblich, als das erste Geständniß der Neigung, klang ihr des erstern Spruch, daß diese trübe Stirn sich bald aufheitern würde. Weiter war durch Bitten und Flehen nichts aus ihm heraus zu bringen, doch schon dieß reichte hin, die schlaflose Nacht, welche des bedrängten Paares wartete, mit schönern, hellern Bildern auszuschmücken, als ohne die Zauberformel geschehen seyn möchte.

Der nächste Morgen versammelte die ältern und

jüngern Damen in der Allee, wo schon die gestern Angekommnen ihrer warteten. Die Gräfin Mutter, zwar nun bereits völlig entschieden, aber noch nicht ohne jene Beklemmung, die einem ungern und auf immer aufgegebnen Lieblingsplane zu folgen pflegt, bat die Freunde, an dem Frühstücke Theil zu nehmen. Man setzte sich zusammen, versuchte heiter zu scheinen, konnte es aber damit kaum selbst bis zum Scheine bringen. Der Gräfin Kummer war in ihren Zügen zu lesen; Frau von Stubeneck zeigte sich verlegen, und ihre Blicke flogen umher, als ob sie etwas erwarte; denn wirklich hatte sie noch spät am vorigen Abende von ihrem Sohn ein Billet erhalten, worin er meldete, er würde am kommenden Tage früh erscheinen, und das Räthsel seiner Weigerung, zu dem er bisher nicht den Schlüssel geben können, lösen. Emilie, die in diesem Momente mehr ihre Mutter sah, als ihren Geliebten, hob die schönen Augen oft schüchtern zu jener, aber nur, um sie schnell und traurig wieder zu senken; und es erklärt sich schon aus ihrem Benehmen allein, daß der arme Bitzai in einer zu peinlichen Lage war, um der gewohnten Geistesgegenwart mächtig zu werden. Umsonst bemühte sich der Freiherr, durch Munterkeit die Unterhaltung zu beleben; Niemand unterstützte ihn.

Das ängstliche Verhältniß wurde jetzt auf einmal durch einen Auftritt unterbrochen, welcher allerdings Sensation machen mußte. Der Rittmeister Stubeneck kam, zwei Damen am Arme, aus dem sächsischen Saale, wo er seine Mutter gesucht hatte, die Allee herauf. Die eine seiner Begleiterinnen, die sich stärker auf seinen Arm lehnte, hatte in ihren funkelnden Augen eine Fröhlichkeit, welche die Aufmerksamkeit aller hier versammelten Badegäste auf sich lenkte; ihrem leichten, fliegenden Gange folgte der Zuschauer freundliches Lächeln. Die andre, von höherm Wuchs und einem regelmäßig schönen Gesicht voll Huld und Würde, schien nur halb auf Jener Einfälle zu horchen; denn ihre sinnenden Blicke drangen vorwärts suchend und verlangend. Jetzt hatten die Angekommnen die Gesellschaft dort beim Frühstück entdeckt, und eilten auf sie zu; Frau von Stubeneck, sobald sie die Damen erkannte, verließ ihren Sitz, und ging ihnen mit ausgebreiteten Armen entgegen. Es waren ihre Cousinen, Fräulein Wolksee und Frau von Hagen, die Wittwe eines reichen alten Geheimenraths, dem sie auf Befehl ihrer Eltern die Hand hatte geben müssen, welche er vor einem Jahre nach einer kurzen Ehe durch seinen Tod wieder frei gelassen hatte. Julie, so hieß sie, war schon früh mit dem jungen Stubeneck durch Gefühle verbunden gewesen, deren ganzen Umfang erst ihre ge-

zwungne Heirath ihr offenbarte; seine Mutter, der er nie eine Leidenschaft gestanden hatte, welche seine Jugend, sein beschränktes Vermögen beinahe zur Thorheit machten, war, wo nicht über das Daseyn, doch über die Stärke derselben unwissend geblieben, und hatten, was ihm Ernst und Zweck des Lebens war, höchstens für eine jugendliche Wallung angesesehen. Von dem Verlobungstage seiner Julie an hatte der edle Jüngling sich den Anblick der Geliebten versagt, und in dem langen Zwischenraume für seinen Verlust keinen Trost gehabt, als den Briefwechsel des Fräuleins Volksee, das, mitleidig gegen die Schwester und ihn, seit des Geheimenraths Tode, seine Hoffnungen allmählich wieder genährt hatte. Daß sie aus weiblichem Zartgefühl, mitunter auch wohl ein wenig aus Muthwillen, diese Hoffnungen, wenn sie zu laut wurden, zu dämpfen für gut fand, das war die Ursache der trüben Stirn, die zu verbergen ihm nicht immer gelingen wollte. An eben dem Tage, da seine Mutter ihm endlich Absichten eröffnete, deren Erfüllung selbst Emiliens Herz, so wie er es kannte, unmöglich machte, erhielt er einen Brief des Fräuleins, der ihm der Cousinen Reise nach Karlsbad, und die Zeit meldete, wenn sie in Saatz anzulangen gedächten, wo er beider zu warten, und sie an den Ort ihrer Bestimmung zu geleiten, gebeten wurde. Dorthin war er geeilt, als er

plötzlich verschwand, dort hatte ihm die schönste Hora seines Lebens die lang entbehrte, schmerzlich und heiß Geliebte wieder zugeführt. Von ihrem Gemahle, der keinen Verwandten hinterlassen hatte, zur Erbin seines Reichthums eingesetzt, bedachte sie sich nicht länger, die treue, tugendhafte Liebe, deren Sachwalter in ihrem eignen Busen sprach, zu belohnen, und beide kannten die würdige Frau von Stubeneck zu gut, um deren Einwilligung in ihr Glück zu bezweifeln.

Ein Blick, den diese auf ihre Lieblinge warf, entdeckte ihr Alles, und mit dem Lächeln des Vergnügens stellte sie die schönen Cousinen ihrer Gesellschaft vor. Die jungen Damen waren bald bekannt und vertraut, aber früher noch die jungen Männer; denn Stubeneck sah in Vitzai's Gesicht, staunte, sah wieder, und fragte nun mit wankender Stimme, ob der Graf mit seinem Korps im Herbste 78 an der böhmischen Gränze gestanden hätte, und bei dem Scharmützel an der Glashütte gewesen wäre? Jener bejahte es, und Stubeneck stürzte sich mit Heftigkeit in dessen Arme. „O Mutter!“ rief er, den die Andern verwundrungsvoll umringten, „dieß, dieß ist der Retter meines Lebens, dessen Verborgenheit wir so oft betrauerten! Ja, ich erkenne diese Uniform, erkenne das Gesicht des edlen Feindes, der mich, da ich wehrlos unter meinem erschoßnen Pferde

lag, mit eigner Gefahr vor den Säbeln der Kroaten schützte. Kaum einen Blick konnt' ich auf ihn werfen, da der Sturm des Gefechtes ihn wieder von mir riß, und meine Leute mich hinweg trugen; aber unter tausenden hätt' ich ihn wieder erkannt."

Wie ein Gott, aber in schöner Beschämung über die laute Freude und Bewundrung, stand Vitzai in der Freunde Mitte, von der Frau von Stubeneck lautem, von Juliens stillem Entzücken, von Emiliens heller strahlender Zärtlichkeit, von der allgemeinen Verehrung überwältigt. Auch die größere Gesellschaft hatte sich nun zu der interessanten Scene herbei gedrängt; es entstand ein fröhlicher Aufruhr, und nur mit Mühe gelang es dem liebenden Zirkel, sich vor der lärmenden Theilnahme auf der Gräfin Zimmer zu flüchten, wo man zum Mittagsessen vereinigt blieb. Hier regten nur Freude und Liebe ihre seidnen Schwingen, und zu drei seligen Paaren gesellte sich das vierte, die beiden älteren Damen, die, um ihrem lieben alten Plane doch nicht ganz zu entsagen, überein kamen, sich nicht mehr von einander zu trennen, und abwechselnd ein Jahr um das andre bei ihren Kindern in Oestreich und Preussen zu verleben.

Friedrich von Oertel.

# V.

# G u l h i n d y.

## Ein Mährchen.

In Kaschemire herrschte einmal ein Sultan, der bei seinen Unterthanen und bei allen benachbarten Nationen für das Wunder seiner Zeit galt.

„Vermuthlich erfand er einige neue Manoeuvres, und eroberte halb Asien.“

Um Verzeihung, Herr Lieutenant! Er hatte während seiner ganzen Regierung nur *einen* Krieg zu führen, und der brachte ihm kein Dorf ein. Auf die Nachricht, daß er sein stehendes Heer abgedankt habe, fiel ihm ein ehrsüchtiger Nachbar ins Land. Aladdin zog ihm mit seinem ganzen Volke entgegen.

Die Jünglinge desselben begannen die Schlacht, und als ihr Ungestüm das feindliche Kriegsheer in Unordnung gebracht hatte, rückten die geschlossenen Schaaren der kaschemirischen Männer an, und zerstreuten es. Aladdin folgte den Feinden in ihr eignes Gebiet, aber weit entfernt, es zu verheeren, begnügte er sich, nur die Auslieferung ihres Tyrannen von ihnen zu fordern. Die Söldner desselben verriethen ihn. „Armer Ehrsüchtiger!" sagte der Sultan von Kaschemire zu dem Gefangenen, „ich hasse dich nicht, denn ich weiß, daß die Ehrsucht eine Krankheit ist, — aber eine Krankheit, die andern nachtheiliger wird, als dem Behafteten. Ein ehrsüchtiger Eroberer ist eine Pestbeule am Körper der Menschheit, von der sie heilen muß, wer es vermag. Du hast den Tod vieler tausend Unschuldiger veranlaßt: gehe hin zum Tode!" — Man sagt, diese sonderbare Strenge habe in allen umliegenden Reichen die Wirkung gehabt, daß man funfzig Jahre hindurch nichts von Eroberungskriegen gehört. Die meisten asiatischen Fürsten jener Zeit sollen nur dann geneigt gewesen seyn, gefährliche Entwürfe zu machen, wenn sie sicher waren, daß sie keinen Antheil an der Gefahr haben würden.

Als der Eroberer hingerichtet war, versammelte Aladdin das besiegte Volk, und befahl ihm, sich ei-

nen neuen Regenten zu wählen. Es trug ihm die Krone an. „Es ist zu schwer," antwortete er, „ein einziges Volk nur einigermaßen glücklich zu machen, als daß ich mich noch mit einem zweiten, einem fremden, belasten sollte." —

Indeß waren die Kaschemirer nicht nur einigermaßen glücklich, sondern man konnte mit Recht behaupten, daß im ganzen Reiche nur die Lasterhaften sich elend fühlten.

„Vermuthlich führte er also eine ächt patriarchalische Regierung, lebte ohne Aufwand, bekümmerte sich um Alles, was im Lande vorging, schlichtete selbst die Händel seiner Unterthanen, und so weiter."

Nein, Herr Philosoph! Aladdin wußte, daß ein Fürst, der Alles selbst thun will, in der Regel Alles schlecht mache. Er hatte also eine sehr große Menge von Beamten angestellt, aber sie hatten keine andre Vollmacht, als alles Gute zu befördern, alles Böse zu verhindern. Sie wurden so gut besoldet, daß keine Bestechungen leicht Statt finden konnten, und jede wissentliche Ungerechtigkeit, deren man sie überführte, sie mochte einen noch so geringen Gegenstand betreffen, wurde unausbleiblich mit dem Tode bestraft. — Was seine Lebensart angeht, so

war sie freilich so einfach, daß er immer gesund und heiter blieb; aber sein Hof galt für den glänzendsten in Asien. Keine Woche verging, ohne daß ein äusserst prachtvolles Volksfest auf königliche Kosten gegeben wurde. Die Dichter, Redner, Künstler und Gelehrten aller Nationen strömten in Kaschemire zusammen. Jedes wahre Verdienst wurde ausgezeichnet und belohnt, doch jedes galt dem Fürsten nur für das, was es war: man wußte kein Beispiel, daß die Verse der witzigsten Dichter, oder das Räsonnement des scharfsinnigsten Redners ihnen einen Einfluß auf die Staatsgeschäfte verschafft hätten, und selbst die reizendste Tänzerin vermochte nie einen Feldherrn ernennen zu lassen. —

Uebrigens besaß Aladdin den weitläuftigsten Harem, den je ein asiatischer Fürst sein genannt hat. Seine Unterthanen drängten sich dazu, ihre schönsten Töchter in denselben abzuliefern, so bald sie das dreizehnte Jahr erreicht; aber Aladdin hatte nur eine Gemahlin, und blieb ihr immer treu. Die übrigen Frauenzimmer wurden unter den Augen der reitzenden und weisen Zobeide zur häuslichen Tugend gebildet, und wenn sie siebzehn Jahr alt waren, mit einer ansehnlichen Ausstattung an diejenigen verheirathet, die der Sultan belohnen wollte, und die sich ihre Liebe zu verdienen wußten.

„Schon gut! Aber die Kosten zu allem dem! — Was werden die armen Kaschemirer für Abgaben haben erlegen müssen!“

Sie, Herr Financier, treffen den Punkt, der Aladdins Regierung zum wahren Wunder machte. Denn, daß ein weiser Mann weise regiere, ist natürlich, und daß ein glücklicher Ehemann keines fremden Weibes begehre, wenigstens möglich; — aber Aladdin hatte gleich bei dem Antritte seiner Regierung den Unterthanen alle Abgaben, ich sage alle, erlassen, und sogar seine Domänen für die ganze Zeit seiner Regierung neuen Ansiedlern als freie Lehen ausgetheilt.

„Unmöglich! Wenn er nichts einnahm, wovon gab er denn die kostbaren Feste, die großen Besoldungen — — ?“

Das war es eben, was weder seine Nachbarn, noch seine Unterthanen, noch sogar seine Minister zu errathen vermochten, und da er starb, ohne es zu entdecken, werden Sie sich die unerhörte Erscheinung erklären können, daß ein ganzes Volk bei einem Regierungswechsel untröstlich war, kein Dichter es wagte, von dem goldnen Zeitalter zu prophezeien, das jetzt beginnen würde, nicht einmal die Höflinge

Unverschämtheit genug hatten, den neuen Regenten zu versichern, daß er seinen Vorgänger verdunkeln würde. Der junge Abdallah selbst, weit entfernt, sich über die endlich erlangte Krone zu freuen, sah sie für eine unerträgliche Last an, die er gern abgeworfen hätte.

Statt die Glückwünsche seines Hofes im Pomp zu empfangen, versammlete er ganz in der Stille seine Minister. Alle kamen, bleich wie Gespenster; alle blickten schweigend zur Erde, als er sie fragte: „Wo nehmen wir Geld her, den Staat zu erhalten?" Im Schatze war höchstens noch für einen Monat Vorrath, und nachher blieb nichts übrig, als den glänzenden Hofstaat abzudanken, die Volksfeste einzustellen, die verlehnten Domänen zurück zu nehmen, und oben drein — Abgaben zu fordern. Das mußte natürlich das verwöhnte Volk mißvergnügt machen, den jungen Fürsten verhaßt. Um dann noch sicher zu seyn, bedurfte er einer Leibwache, eines stehenden Heeres, und diese zu erhalten — neuer Abgaben, die neues Mißvergnügen erweckten: kurz, mit der Versiegung der geheimen Quellen von Reichthümern hörte auch Kaschemirens Glück auf, ja, es lief Gefahr, auf lange Zeit das unglücklichste Land zu werden.

Abdallah wollte auf die Regierung' Verzicht thun, aber er nahm den Vorschlag sogleich zurück, als ein Wessir ihn aufmerksam machte, daß er dadurch wohl sich selbst aus der Verlegenheit ziehen, aber das Reich in eine noch größere stürzen würde. — Man ging auseinander, ohne einen Ausweg gefunden zu haben.

Voll Kummer warf sich Abdallah auf seine Ruhepolster nieder; da ging plötzlich die Thür auf, und unangemeldet wankte ein gekrümmter Greis in einem groben, schlichten Gewande ins Zimmer. Der Sultan fuhr zornig auf, aber eh' er ein Wort vorbringen konnte:

„Ich höre," sagte der Greis, „von der Verlegenheit, in welcher sich deine Hoheit befindet. Ich war einst der Jugendfreund deines Vaters, und danke dem Propheten, daß er mich ihn einige Tage überleben ließ, um dir das Geheimniß zu eröffnen, das ihn sein schneller Tod zu entdecken hinderte. — Du hast doch den Siegelring deines Vaters? — Gut! Berühre damit den kleinen goldnen Nagel, der aus jener Wand hervor blinkt."

Schweigend that Abdallah das, und stürzte gleich darauf erschrocken zurück. Die Wand fuhr

ohne Geräusch aus einander, und er sah ein weites Gemach vor sich. Rings um standen in demselben große Becken voll Gold und Diamanten; aber was ihn am meisten in Erstaunen setzte, waren fünf weibliche Bildsäulen, jede aus einem einzigen Edelsteine, die Alles umher mit einem zauberhaften Glanz überstrahlten. — Ein sechstes Fußgestell war leer; eine Pergamentrolle lag auf demselben.

So bald sich Abdallah etwas erholt hatte, eilte er hinzu, und schlug die Rolle aus einander. Er erkannte die Handschrift seines Vaters, küßte sie mit Heftigkeit, und las:

„Nimm, geliebter Sohn, von diesen Schätzen, so viel du bedarfst, um so gut, oder noch besser zu regieren, als ich. Sie werden nimmer versiegen, so lange du sie mit der redlichen Absicht verwendest, Gutes zu stiften: wisse aber, nur der kann gewiß seyn, immer das Glück Andrer aufrichtig zu wollen, der selbst glücklich ist. Du kannst es erst durch den Besitz der Statue werden, die auf das sechste Piedestal gehört, und sie so weit an Werth übertrifft, als diese den unscheinbarsten Kiesel übertreffen. So bald du dich auf den neben liegenden Teppich setzest, wird er dich in den Pallast des Geisterkönigs bringen, der allein im Stan-

de ist, dir jenes unschätzbare Kleinod zu gewähren. Erfülle strenge jede Bedingung, die er dir auflegen wird: die Wohlfahrt deines Volks und das Glück deines ganzen Lebens hängt davon ab."

Abdallah, kaum seiner Sinne mächtig, ergriff den Teppich, breitete ihn aus, und wollte ihn sogleich besteigen, aber der Greis hielt ihn am Arme zurück. „Jüngling," sprach er, „hast du vorher keine Pflichten zu erfüllen?"

„Es ist wahr!" rief Abdallah. „Der Prophet verzeihe mir, daß ich in der Bestürzung meines Reiches vergessen konnte!"

„Sprich die Summen aus," fuhr der Greis fort, „die du in deinen Schatz versetzt wünschest." Abdallah that es: sogleich schlossen sich die Mauern, und der Greis war verschwunden.

Der Sultan ließ jetzt seine Minister von neuem versammeln, zeigte ihnen an, daß der Schatz wieder auf ein Jahr versehen sey, er aber eine nothwendige Reise zu machen habe. Dem Würdigsten von ihnen trug er auf, das Reich in seiner Abwesenheit so zu regieren, wie sein Vater gethan habe.

Die Wessire konnten vor Erstaunen keine Worte finden. Abdallah entließ sie, betete zum Propheten, und bestieg seinen Teppich. In dem Augenblicke geschah ein heftiger Donnerschlag, und der Prinz sah sich, voll Entsetzen, in einem unermeßlich hohen und weiten, eyförmigen Crystallgewölbe, das auf allen Seiten geschlossen schien. An der Decke desselben fluteten blutrothe Flammen mit fürchterlichem Zischen und Prasseln durch einander, ohne daß irgend etwas zu sehen war, wovon sie sich nährten. Am Boden des Gewölbes warf ein Meer, von einem entsetzlichen Sturm aufgewühlt, thurmhohe Wogen, und zwischen den Wogen und den Flammen schwebte Abdallah auf seinem Teppich in ruhiger Luft. —

Plötzlich tobte das Meer mit noch höheren Wogen: sie fuhren heulend aus einander, und eine scheußliche Gestalt stieg aus ihnen empor. Tausendfarbige Flammen schienen den Körper derselben zu bilden, und formten jetzt die Gestalt einer unermeßlichen Eule, jetzt eines Wallfisches, jetzt eines nicht kleineren Löwen. Nur der Kopf behielt immer ein menschenähnliches Aussehn; aber welches! Aus einem viele Klafter hohen und breiten Gesichte schielten zwei Augen hervor, die glühende Sonnen schienen. Auf der nackten Scheitel fuhren aus der Spitze zweier ungeheuren Hörner stinkende Rauch-

wolken empor; zwischen ihnen ringelten sich, statt des Haares, einzelne Schlangen nieder, und aus einem langen, verworrenen Barte triefte Blut ins Meer herab: jeder Tropfen wurde ein Seeungeheuer.

„Willkommen, Sterblicher, im Pallast der Elemente!" donnerte die Schreckgestalt. „Ich war der Schutzgeist deines Vaters, und werde der deinige seyn, so lange du es verdienst. Du sollst das Kleinod erhalten, nach welchem du strebst, wenn du am letzten Tage des eben begonnenen Monden mit einer reinen Jungfrau wieder bei mir erscheinest. Zu deinen Füßen blüht ein Rosenstock auf dem Teppiche. Pflücke die halbgeöffnete Knospe an demselben. Blüht sie auf, wenn sie an die Brust eines Mädchens gedrückt wird, so ist das Mädchen, was ich begehre. Schwöre, Sterblicher, das erste Mädchen, das die Probe besteht, mir unberührt herzuführen, Schwöre bei dem Haupte des Propheten und bei der Wohlfahrt deines Reichs!"

Halb todt vor Entsetzen, pflückte Abdallah die Knospe. Dann hob er seine Rechte empor, und stammelte den Schwur. Mit der letzten Sylbe desselben — sah er sich, die Rose in der Hand, in einem leeren Caravanserai. Fröhlich stand er auf, verbarg

den dünnen Teppich in seinem Busen, und ging heraus, zü erkundigen, wo er sey.

Das Gespräch der ersten Vorübergehenden lehrte ihn, daß er sich in Tifflis, der Hauptstadt Zirkassiens befinde. Er sah auf allen Gassen ein geschäftiges, Gedränge, und erfuhr, man habe die schönsten Jungfrauen des Landes versammelt, damit sich der Beherrscher desselben eine Gemahlin aus ihnen erwähle. „Welche Gelegenheit,“ dachte Abdallah, „mich meines Auftrages zu entledigen! Wäre der Monat nur erst verflossen!“ — und so eilte er dem Schloßhofe zu.

Tausend der lieblichsten Jugendgestalten wimmelten hier durch einander, und betrachteten sich mit prüfenden Blicken voll zweifelnder Hoffnung. Alle waren ohne Schleier, in leichte, anschmiegende Gewänder gehüllt, mit lang niederwallenden Locken und halboffenem Busen, — alle mit scheinbarer Nachlässigkeit beschäftigt, zu verrathen, welcher Reitz ihnen der lieblichste dünkte, weil er ihr schönster war. Sie wußten, daß der Monarch, hinter den Fenstern des Schlosses versteckt, sie schon mit glühenden Blicken musterte. Immer ordnete die schöne Mireh ihr niederwallendes Haar, und nimmer noch floß es ihren Phantasieen gemäß: der runde, zierliche Arm schien

nie von so blendender Weisse, als wenn die schwarzen Locken ihn umringelten. — Zaide betrachtete sorgfältig den Saum ihres Gewandes: hat ein Dorn seine feine Spitze zerrissen? Sie scheint es in der That zu besorgen, und — verräth dabei bis zum Knie herauf das schönste Bein, mit kleinem Fuß und voller Wade. — Welche Hitze muß jene Reitzende in dem Gedränge empfinden! Sie fächelt sich unabläßlich, lüftet ihr Obergewand, und dabei fährt es bis unter die Hälfte des schönsten Busens herab. Eine Minute verfließt, ehe sie es bemerkt, und erröthend verbessert, um den Fehler gleich wieder zu begehn. Die Arme in ihr Gewand gehüllt und so über einander geschlagen, steht Jene da, und übersieht mit Blicken voll Nachdenken die ganze Versammlung. Ernste Betrachtungen scheint sie zu machen, und — wie reitzend zeigt sich zugleich ihr schlanker, hoher Wuchs! Dort umarmen zwei Schönen sich mit der wärmsten Zärtlichkeit. Sind es Schwestern, Gespielinnen vielleicht, deren Herz von dem Gedanken der möglichen Trennung beklemmt wird? Das nicht! Sie sahen sich heute zum erstenmale; doch schöne Seelen werden schnell vertraut, und sie wissen, daß ihr Auge nie unwiderstehlicher blickt, als wenn es von Zärtlichkeit strahlt.

Verloren in den üppig entzückenden Anblick, in

einem wollüstigen Taumel wandelte Abdallah auf dem Schloßhofe herum. Jedes Mädchen schien ihm das schönste; und kaum hatte er das Auge auf ein andres gewendet, so hatte er jenes vergessen. Jede war würdig, dem Geiste vorgestellt zu werden. Seine Rose zu brauchen, dünkte ihm überflüssig: denn Jungfrauen mußten sie alle seyn, sonst erwartete die Gewählte in den Armen des Fürsten der Tod. Bloß aus Gehorsam gegen den Befehl, drückte Abdallah indeß seine Blume einer von ihnen unvermerkt an die Brust. Die Rose blieb unverändert, aber das Mädchen schien in eine Art von Verzückung zu fallen. In ihre Augen stiegen Thränen herauf, und mit einem zärtlichen Seufzer sprach sie den Nahmen — eines Mannes aus.

Abdallah schüttelte bedenklich den Kopf, und machte den Versuch an einer zweiten; einer dritten; an allen Versammelten, ohne eine einzige zu übergehn: überall dieselbe Erscheinung. Es ist wahr, jedes Gesicht gewann dabei einen Ausdruck himmlischer Verklärung, aber die ausgesprochenen Nahmen verdarben Alles.

Jetzt stand er voll Erstaunen am Ende des Platzes, und sah in das Gewimmel zurück, als unter lautem Trompetenklange der Fürst von Tifflis er-

schien. Nach langem Verzuge warf dieser dem Mädchen zärtlich den Schleier über die Stirn, das mit untadeligen Formen das funkelndste schwarze Auge verband, — und wär' ich Fürst von Tifflis gewesen, ich hätte gewählet, wie er. Mit trüben Blicken entfernten die übrigen Schönen sich, und auch Abdallah schlich, voll Bekümmerniß um die reitzende Brünette, in's Caravanserai zurück. Am andern Morgen, als lauter Hörnerschall das Volk auf dem Markte zusammen rief, erwartete Abdallah ihr Todesurtheil zu hören, aber sie ward zur Fürstin ausgerufen, und Abdallah wiegte lächelnd das Haupt.

Zwei Wochen brachte er noch in der Stadt zu, besuchte alle Häuser, bot seine Rose ohne Unterschied Schönen und Häßlichen dar; doch alle seufzten wenigstens Einen Männernahmen. Ja, die beiden vierzehnjährigen Töchter einer gottseligen Frau, die für eine Heilige galt, nannten mit einer Geschwindigkeit, die sie fast erstickte, ein Dutzend ehrwürdige Imans her, die wöchentlich einmal mit ihrer Mutter zu beten pflegten. Voll Ungeduld drückte Abdallah seine Blume zwei zwölfjährigen Kindern an die leere Brust. Bei der einen schloß sich die Knospe völlig; die andre rief zärtlich den dreizehnjährigen Sohn eines Nachbarn. Der Fremdling mit der Rose mußte wohl am Ende Aufsehen machen, und seit seiner Erschei-

nung zu Tifflis erst, wurde die schreckliche Strenge in allen asiatischen Harems eingeführt, daß kein wahrer Mann sie betreten darf, außer dem Besitzer. Die Mädchen und ihre Geliebten schworen dem Fremdlinge den Tod: er entfloh.

Beinah zwei andre Wochen wandte er an, ganz Zirkassien zu durchirren, machte in Schlössern und in Hütten, mit sorgfältig bewachten Emirstöchtern und mit Hirtinnen, die einsam hinter ihren Heerden irrten, den bekannten Versuch, und überall kam er zu spät. „Der Geist hat mich zum Besten!“ rief er zwei Tage vor Ablauf des Monats. „Die Rose verleumdet, oder eine Sache, die nirgends zu finden ist, und ohne welche die Welt doch so vortrefflich besteht, ist nicht werth, so ängstlich gesucht zu werden!“ Mit diesen Worten warf er sich höchst mißmuthig unter einem Palmbaume nieder, und entschlief. —

Ein lautes Geschrei erweckte ihn. Er sprang auf. Von der einen Seite fuhr eine fürchterliche Schlange zischend auf ihn zu; von der andern stürzte ein junges Mädchen, mit einem Zweige bewaffnet, ihr in den Weg. Abdallah ergriff seinen Stab: in einigen Augenblicken lag die Schlange zerschmettert im Grase, und das Mädchen drückte die eine Hand

auf ihr wild klopfendes Herz, lehnte den andern Arm auf seine Schulter, und stammelte athemlos: „Schöner Fremdling, du warst dem Tode sehr nahe!“ „Und dir, reitzende Houri,“ rief Abdallah feurig, „dir verdank' ich mein Leben!“ und drückte sie mit Innigkeit an seine Brust.

Zwei Augenblicke litt sie es, dann schlüpfte sie ihm mit einer leichten Wendung aus dem Arme. „Komm zu meinem Vater!“ sagte sie, und faßte seine Hand.

Indem sie auf die kleine Hütte zugingen, die unter einigen Bäumen halb versteckt vor ihnen lag, betrachtete er die schöne Gulhindy, so hieß das Mädchen. Sie war schön, schöner als alle Mädchen, die er zu Tifflis sah: aber ihr funkelndes Auge, ihr seidnes Haar, ihr voller Busen, ihre weissen Schultern, der runde Arm, die kleine Hand, das Grübchen in jeder Rosenwange, ihr kleiner, frischer Mund, alles, alles schien nur eine unbedeutende Zugabe zu der holden Verschämtheit ihrer Minen, der zarten Grazie in jeder ihrer Bewegungen.

„Du warst nicht unter den Jungfrauen, die ich zu Tifflis versammelt sah?“

„Mein Vater wollte mich nicht zwingen, hin zu gehen, und ich mochte nicht.“

„Du hattest Recht! Reitze, wie die deinigen, sind zu kostbar, feil geboten zu werden, sollt' es auch gegen einen Fürstenthron seyn.“

„Fremdling, ich — schämte mich.“

„Und wolltest vielleicht,“ fuhr Abdallah furchtsam fort, „deinen Geliebten nicht trostlos machen?“

„Fremdling,“ antwortete Gulhindy, und sah ihm offen ins Gesicht, — „ich habe keinen Geliebten.“

„Ich Glücklicher!“ — wollte Abdallah ausrufen, aber er besann sich schnell. Sie standen vor der Hütte. Ein ehrwürdiger Greis begrüßte ihn freundlich, und als er hörte, daß Gulhindy dem Fremden das Leben gerettet, küßte er sie auf die Stirn, und schüttelte ihm noch einmal herzlich die Hand.

Bald kam die zweite Tochter des Greises, — ein Kind, das so bezaubernd zu werden versprach, als Gulhindy es war, — und sein Sohn nach Hause. Abdallah setzte sich mit der Familie zu einem ärmlichen Mahle von Fischen und Früchten hin: er glaubte an der himmlischen Tafel des Propheten

zu sitzen, denn Gulhindy saß an seiner Seite, Gulhindy selbst legte ihm vor. Zum erstenmale sog der Jüngling den Lilienduft der innigen Liebe ein, der, ach! so süß, so süß betäubet.

Mit Entzücken entschlummerte er auf dem Binsenlager, das man ihm anwies; mit Entzücken erwachte er am folgenden Morgen. Er brachte den Tag damit hin, Gulhindy in ihrem kleinen Garten zu helfen. Sie sprachen wenige Worte zu einander: aber der Ton eines jeglichen sagte: „Gulhindy! — Abdallah! — Ich liebe dich!"

Ein einziges Mal, da Abdallah's Blick auf seine Rose fiel, wurde er finster: aber es hieß Gulhindy erniedrigen, wenn er sie auf die Probe setzte; und was den Geist betraf, — Abdallah erinnerte sich ganz bestimmt, daß er befohlen, das erste Mädchen, welches die Probe bestand, ihm zuzuführen, nicht aber jedes, das er fände, zu prüfen.

Als am Abende wieder die Familie beisammen war, trat Abdallah vor den Greis: „Haly," sagte er, „ich liebe deine Tochter!" — „Das hab' ich bemerkt, Fremdling," antwortete er; „und die Gulhindy?" — Sie verbarg ihr glühendes Gesicht in ihren Busenschleier. „Das Schicksal selbst," fuhr

Haly fort, „hat euch verbunden!“ Er nahm ihre Hände, und legte sie in einander. „Deine Morgengabe, Fremdling?“ —

„Vater!“ rief Gulhindy schmerzlich; sie hielt Abdallah für einen dürftigen Wanderer. — „Und meine Morgengabe,“ fuhr sie tändelnd fort, „soll diese Rose seyn!“ Sie entführte die Zauberknospe von Abdallah's Brust, und steckte sie an die ihrige. Sogleich entschloß sich die Blume, und füllte die ganze Hütte mit lieblichem Dufte: — da rollte ein fürchterlicher Donner durch den heitern Himmel, und Abdallah stand bleich und bewegungslos. — „Lebt wohl!“ rief er endlich den Erschrockenen schluchzend zu, und stürzte sich ins Schlafgemach aufs Lager hin, wo er den Schlummer, der ihn nicht besuchte, nicht vermißte.

Entsagen? Entsagen sollte er dem Glücke, das er jetzt zum ersten Male empfand? Entsagen dem Mädchen, das er — das ihn so innig liebte? Sein Herz ahnete, es würde nicht allein dabei brechen. Da blitzte ein noch furchtbarerer Gedanke durch seine Seele. „Was will der Geist mit Gulhindy? — Wenn es der Dedschial wäre! — Seine scheußliche Gestalt — Er ist, er ist es gewiß!“ Und die reitzende Unschuld sollte Abdallah ihm opfern? Die

Retterin seines Lebens? „Gulhindy?" O, der Name sagte noch unendlich mehr! „Nie! Und sollte sein Leben, und sollte die Wohlfahrt seines Reiches" — Bei diesen Worten stockte er.

Wie auf der Folter, wand er sich auf seinem Lager. Endlich beschloß er, den entscheidenden Tag im Gebet — und in Gulhindy's Armen zu verbringen: — da rauschte es leis' im Gemache. Er richtete sich auf. Die ehrwürdige Gestalt seines Vaters glitt an seinem Lager vorüber, blickte mit trübem Ernst auf ihn hin, warnte ihn mit gehobnem Zeigefinger, und verschwand.

„Vater!" rief Abdallah, „vermöchtest du es, anders zu handeln, du verdientest Abscheu! O, warum warst du nicht Zirkassiens ärmster Fischer!"

Mit diesen Worten warf er sich wieder aufs Lager: da schien, fast hörbar, eine innere Stimme seiner Seele zuzuflüstern: „Unschuld und Tugend sind überall unter der Obhuth des Himmels! du kannst elend werden: Gulhindy nie!"

Wunderbar stärkte ihn dieser Gedanke. Er hörte auf, zu weinen, und wiederholte sich immer: „Ich kann elend werden; Gulhindy nimmer!" —

Da ging leise die Thür auf, und wieder rauscht' es im Gemach. Gulhindy, Gulhindy selbst stand vor ihm im flatternden Nachtgewande, das jeden Reitz versteckte, um ihn schöner zu verrathen. — Mit rothgeweinten Augen stand sie am Lager und sprach: „Du schlummerst nicht, Abdallah? Ich dacht' es wohl! Ach, du schienst mir gestern plötzlich so unglücklich! — Mein Vater meinte es nicht so ernst. Ich bin dein! Was bedarf ich zum Glücke, als dich?"

Mit gefalteten Händen staunte Abdallah ihre Reitze an. Heiß drängte es ihn, seine Arme um sie zu schlagen, sie an seine Brust zu ziehn: aber er überwand! —

„Gulhindy," sagte er gefaßt, obwohl mit ungewisser Stimme, indem er aufstand, und seinen Teppich ausbreitete, „dir steht ein schrecklicher Anblick bevor; aber fürchte dich nicht! Tugend und Unschuld sind überall unter der Obhuth des Himmels!"

„Was soll ich fürchten?" antwortete sie, und zitterte schon; „ich bin ja bei dir!"

Jetzt schloß Abdallah sie in seine Arme und rief: „Furchtbarer Geist! Hier bin ich! Mein Gelübd' ist

ist gelöst!" Unwillkührlich drückt' er die Augen fest zu, indem er so sprach, aber „Sieh, sieh!" rief Gulhindy, „wo sind wir?"

Er sah um sich her, und erkannte den Pallast der Elemente, doch er hatte eine ganz andre Gestalt gewonnen, als ehemals. Die wilde Feuerflut loderte nicht mehr an der Decke; in eine mild leuchtende Sonne geballt, strahlte sie rosenfarbenen Schimmer und erquickende Wärme herab. Das Meer lag ruhig, wie eine reitzende Ebene, da; in seiner Mitte erhob sich ein blumiges Eiland, und Gulhindy und Abdallah saßen, in enger Umarmung, am Rande desselben. Die Luft, die sie athmeten, schien nur aus Wohlgerüchen zusammen gesetzt, und fernher umflüsterte sie eine liebliche Musik, jetzt leise, wie das Tändeln der Weste im entfernten Gebüsche, jetzt lauter und immer lauter, bis eine Fluth harmonischer Töne sie umbrauste. Plötzlich schwamm, von tausend lieblichen Genien umflattert, ein großer Muschelwagen heran, und eine hohe Lichtgestalt stand auf demselben, von einer so majestätischen Schönheit, daß der arme Abdallah neben ihr nur ein Nachtgespenst schien.

„Ich danke dir, Abdallah," sagte der Geist mit einer sanften Stimme, „ich danke dir für

die reitzende Gemahlin, die du mir zugeführt hast."

„Dir eine Gemahlin?" stammelte Abdallah.

„Grausamer Abdallah!" schluchzte Gulhindy; „für einen andern —"

„Ja, liebliche Jungfrau," fuhr der Geist fort, und jeder Ton seiner Stimme sprach entzückenden Wohlklang. „So will es das Schicksal: du sollst, in meinen Armen zum Geiste verklärt, Königin des Geisterreichs werden."

„Nimm sie hin!" seufzte Abdallah leise, und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Doch mußt du freiwillig mir folgen, Gulhindy! Weigerst du dich, so werdet ihr beide nach Zirkassien zurück versetzt, um dort in einer ärmlichen Fischerhütte euer Leben zu verathmen: ein kurzes Leben von sechzig oder siebenzig Jahren, aus stumpfen Freuden und schmerzhaften Leiden zusammen gesetzt, voll schnell wechselnder Wünsche, deren Erfüllung schon im Beginn des Genusses unschmackhaft wird. Wähle Gulhindy! den Scepter des Weltalls, unsterbliche Jugend und Schönheit in meinen Armen, oder den nichtigen Sterblichen dort, mit ihm zu vergehen."

„Mächtiger Geist!" rief Gulhindy, „behalte deinen Scepter und deine Unsterblichkeit, und lasse mir meinen Gemahl, mit ihm zu leben, mit ihm zu altern und zu sterben!"

Immer lautere Donnerschläge erschütterten das unermeßliche Gewölbe, indem sie sprach. Jetzt heulte ein fürchterlicher Sturm daher. Blutrothe Blitze zischten, wie feurige Schlangen, überall umher. Die Sonne fuhr wieder zu einem flutenden Flammenchaos aus einander. Das Meer thürmte wieder seine ungeheuren Wogen. Zwischen beiden schwebten die Liebenden auf ihrem Teppiche, und weit scheußlicher noch gestaltet, als da Abdallah ihn zum erstenmale sah, stand der Geist vor ihnen auf den Wogen.

„Gewürm der Erde!" rief er ihnen zu. „Ein wohlthätiges Blendwerk sollte dir den unwiderruflichen Ausspruch des Schicksals verbergen: du hast meine Güte verschmäht. Wohlan, thörichtes Mädchen! Nicht Königin der Geister zu werden, ist deine Bestimmung: als Opfer in meinem Tempel zu verbluten. Willigt Abdallah ein, so kehrt er in sein Reich zurück, um so lang' und so glücklich zu regieren, als sein Vater, und länger und glücklicher. Weigert er sich, dann, Gulhindy, versetze ich dich in die Hütte deines Vaters zurück, ihn aber in die

schrecklichste Wüste des Kaukasus, Jahre lang mit den Ungeheuern der Einöde um sein Leben zu kämpfen, eh' er ihr Raub wird."

„Verworfner Mordgeist! Schändlicher Dedschial!" rief Abdallah; „häufe alles Elend der Welt auf mich, nur führe dieß tugendhafte Mädchen zurück, woher ich Elender sie brachte."

Mit strömenden Zähren wandte sich Gulhindy zu ihrem Geliebten; umarmte ihn feurig, stürmisch noch einmal, und stürzte sich hinab in die Fluth, die sich schnell über ihr schloß. Abdallah wollte ihr nach, aber er sank betäubt auf den Teppich zurück. —

Als seine Besonnenheit wiederkehrte, heulte der Sturm, brausten die Flammen nicht mehr. Alles um ihn her war todtenstill, und die ganze Vergangenheit schien ihm ein halbvergeßner Traum. Unwillkührlich öffnete er die Augen, und sah sich von Gegenständen umgeben, die ihm bekannt schienen. Bald erkannte er die schimmernden Wände der wunderbaren Schatzkammer. Halb sinnlos noch, betrachtete er die goldenen Becken, die blitzenden Statuen; doch als sein Blick das sechste Fußgestell traf, und es besetzt fand, stürzte die ganze Erinnerung seines Schicksals, die wildeste Verzweiflung in seine Seele.

Wüthend sprang er auf. „Hämischer Geist! Zu den Füßen des elenden Steines, der mir das Glück meines Lebens bezahlen soll, danke mein Blut deiner Sorgfalt!“ Er riß sein Schwert aus der Scheide, holte aus, sich zu durchbohren —

„Abdallah!“ rief eine sanfte weibliche Stimme; „mein Abdallah!“ mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit. Das Schwert sank ihm aus der Hand; er staunte empor. Die sechste Statue warf ihren Schleier ab: Gulhindy selbst stürzte in seine Arme.

G. Merkel.

# VI.

## War dieser Betrug verzeihlich?

Karoline, Gräfin von Mallzahn, stand jetzt an einem Zeitpunkt, der Wenigen gefällt, am Schluß ihres mittlern Alters. Den größten Theil ihres Lebens hatte sie in der Residenz und am Hofe zugebracht; war, weil es ihr Vater gebot, die Gemahlin eines GeheimenRaths und KammerPräsidenten, — weil es der Fürst so haben wollte, OberstHofmeisterin bei der Herzogin geworden; hatte durch Rang und Reichthum Achtung genug genossen, und doch auch oft eine gewaltige Oede in ihrem Herzen gefunden. Denn dieses Herz, von Natur einfach und sanft, sah sich ganz gegen seinen Wunsch ins Gewirr der großen Welt geworfen, freute sich eines edlen Gefühls mehr, als alles adlichen Schimmers; strebte nach dem Beifall des eignen Gewissens stärker, als nach

den Lobsprüchen des feinen, oft über verfeinerten Zirkels; verrieth sich oft durch freimüthige Aeußerungen der Zunge, und ward eben deshalb nicht selten verkannt und verspöttelt.

Im funfzigsten Jahre verlor sie ihren Gemahl, dessen Ministerstolz sie oft durch ihre abstechende Sanftmuth gemildert, den sie durch linde Bitten von mancher Ungerechtigkeit abgehalten, und in dessen Amtsgeschäfte sie doch nie sich eingemischt hatte. Von nun an strebte sie, ganz dem Hofe sich zu entziehn, trat ihren Posten ab, um den sofort zwanzig Damen sich zankten, und neunzehn krank wurden; wählte sich ein Landgut, fern von der Hauptstadt, zu ihrem Wohnort, und ward, — da sie bisher nur die Mutter eines Sohnes gewesen war, — jetzt die Mutter von mehr, als hundert Familien.

Denn seitdem sie hier lebt' und webte, überall mit eignen Augen sah, mit eignen Ohren hörte, — seitdem wagte es keiner ihrer Beamten mehr, den Schweiß des Unterthanen zu erpressen; seitdem blieb keine, noch so linde Klage mehr ungehört, keine billige ungeachtet; seitdem ward der fleißige Arbeiter belohnt, der träge ermuntert, der dürftige unterstützt. Sie ging fleißig hinab in die Hütten, und erlaubte es eben so gern, daß man aufs Schloß zu

ihr komme. Zu ihr schlich oft am Stabe der Greis und der Kranke, und holten sich Arznei oder Labung; zu ihr nahm der Bedrängte in jeder Verlegenheit seine Zuflucht; selbst der Zwiespältige übertrug ihr die Entscheidung seines Zwistes, und befolgte — ihr Urtheil, das sie gewöhnlich nur einen Rath zu nennen pflegte.

Einst, als sie bei der Kirchweih ihres Dorfes den Tänzen zusah, die, nach dortiger Landesart, unter freiem Himmel, im Schatten einer großen Linde aufgeführt wurden, brachten ihr die jüngern Mädchen des Kirchspiels einen großen, zierlich gewundnen Blumenkranz, nebst einer Art von Glückwunsch. Die Sprecherin dieses Reigens machte eine kleine, ohngefähr zehnjährige, blauäugige Blondine; und die sechzig oder siebenzig Worte ihrer Rede waren so ausdrucksvoll, so gut gewählt, daß die Gräfin sich nicht enthalten konnte zu fragen: wer dieses artige Kompliment sie gelehrt habe? Sie staunte, als das kleine Geschöpf ganz dreist erwiederte: es sey nur ihre eigne Empfindung gewesen; staunte noch mehr, als sie beim weitern Gespräch fast lauter solche Antworten bekam, die auch dem besterzogensten Stadtmädchen keine Schande gemacht hätten. Sie erkundigte sich nun genauer nach derselben, und erfuhr, daß ihre Eltern gerade zur dürftigsten Classe im ganzen Dorfe

gehörten, und mit sieben lebendigen Kindern reichlicher, als sie wohl wünschten, begabt wären. Sie winkte der Mutter, die von ferne stand, näher zu treten, und vernahm von ihr: „daß dieses Mädchen schon im dritten oder vierten Jahre so viel Lust zum Lesen und Schreiben geäußert, daß sie nicht eher geruht, bis man zur Schule sie geschickt habe; daß sie dort in wenigen Monaten mehr, als ihre übrigen Geschwister in so vielen Jahren, gelernt hätte; daß sie auch zum Nähen und Spinnen viel Hang und Geschick, aber gar herzlich wenig Lust zu aller gröbern Handarbeit zeige."

Jedes Wort dieser Erzählung bestätigte die Gräfin in dem gleich anfangs gehegten Gedanken, daß in diesem Mädchen mehr geistige Anlage sich befinde, als einer bloßen Bäuerin nothwendig, ja auch wohl zuträglich sey. Es entstand in ihr der Vorsatz, dasselbe für sich, dem Nahmen nach als eine Kammerdienerin, in der That zur Gesellschafterin aufzuziehn. Sie machte der Mutter gleich in der ersten Wärme einen förmlichen Antrag deshalb, und man kann leicht erachten, daß derselbe vom Kind' und von den Eltern mit tausendfacher Freude, tausendfachem Dank angenommen ward. Louise — denn in diesen wohlklingenden Nahmen ward das einfachere Elisabeth umgewandelt — kam schon den andern Morgen, als

Pflegekind, auf das Schloß. Dem Pfarrer des Orts, einem jungen, braven Mann, ward ihr Unterricht, alltäglich ein paar Stunden hindurch, übertragen; was er ihr lehrte, waren nicht tief wissenschaftliche, aber nützliche Kenntnisse, in jeglichem Stande heilsam. Die Gräfin selbst unterwies das kleine schmeichelnde Mädchen in den anständigsten weiblichen Arbeiten; einige andre ließ sie ihr zeigen. Louise lernte willig, begriff schnell, und behielt fest. Jede Beschäftigung im Hauswesen und im weiblichen Putz gelang ihr. Sie zeigte bei manchen Vorfällen einen guten natürlichen Geschmack, den Anwendung noch verfeinerte. Da die Gräfin eine beträchtliche Büchersammlung besaß, und solche fast mit jedem Monate verstärkte, da sie die besten Schriften damaliger Zeit von Louisen sich vorlesen, und noch andre auszugsweise erzählen ließ; da sie oft Briefe an ihre Freunde und Freundinnen ihr in die Feder sagte, so ward auch des Mädchens Geist durch Selbstlesen und Nachdenken hinlänglich ausgebildet. Fünf volle Jahre vergingen ihr, als so viel einzelne Wochen. Als sie am Schluß des sechszehnten Sommers stand, war sie im ganzen, weiten Sinn des Worts, ein höchst liebenswürdiges, auch im Aeußern reitzend geformtes Mädchen geworden. Ihre gütige Pflegemutter entwarf im Stillen zu ihrer Versorgung schon manchen Plan; daß sie ihr nahe bleiben sollte, war die

Bedingniß bei jedem; — aber das Schicksal, das so oft menschlicher Hoffnung spottet, hatte auch über Louise ganz etwas anders beschlossen.

Die Gräfin Maltzahn hatte, — wie schon früher erwähnt wurde, — einen einzigen, bereits erwachsnen Sohn. Wenige Tage vor dem Tode seines Vaters war er auf Reisen gegangen; hatte mit Gemächlichkeit ganz Europa durchwandert, und dann, wenn nicht ganz nach Wunsch, doch mit Bewilligung seiner Mutter, den Kriegsstand sich erwählt. Er war ein schöner, wohlgebauter, — aber auch ganz in den Grundsätzen der großen Welt aufgezogner und eingeweihter junger Mann; im Charakter mehr nach Vater, als Mutter gerathen. Schon sechs Jahr von ihr entfernt, hatte er nun Urlaub auf ein paar Monate genommen, und trug in geheim manche Sorge, wie er diese wohl auf dem allzu stillen Landgute hinbringen werde. In den Briefen seiner Mutter hatt' er zwar einigemal gelesen, daß sie ein Bauermädchen nach ihrer Hand sich ziehe, aber auch stets nur wenig drauf geachtet. — „Es wird ein Kammerkätzchen von gewöhnlichem Schlage seyn!" dacht' er, und stutzte daher um so stärker, als er Louise das erste Mal sah, und im Gespräche mit ihr bald fand, daß sie alle Unschuld des Landmädchens mit der Munterkeit einer Städterin ver-

binde; daß sie zwar noch nie einen Ball oder ein Theater gesehn habe, aber doch ihren schönen Körper mit Anstand trage; daß sie durchaus nicht mit Witz und Belesenheit prahle, und doch beides in hohem Grade besitze. Er machte zuerst seiner Mutter ein schmeichelhaftes Kompliment über ihre Schöpfungsgabe, und sagte dann Louisen selbst ein paar artige Lobeserhebungen; sie hörte solche mit schaamhafter Verbeugung und schweigend, aber doch wahrscheinlich nicht mit Mißfallen an. Er machte sich nun oft mit ihr zu sprechen, blieb oft Viertelstunden lang im Vorbeigehn an ihrem Arbeitstischchen stehen; plauderte, scherzte mit ihr, und Louise — hatte dagegen nichts einzuwenden. Aber bald versuchte er auch, — wenn nur die Mutter den Rücken wandte, — als ein wahrer junger Offizier sich größre Freiheiten heraus zu nehmen; und ein Betragen dieser Art war für Louise gänzlich neu. Ihre Schaam und Unschuld fand sich hierdurch höchlich beleidigt. Sie stieß die Hand, die nicht blos ans Kinn greifen, den Arm, der sie umschlingen wollte, rasch und ernsthaft zurück; ja, sie vermied von nun an alle Gelegenheit, sich nur eine Sekunde lang mit ihm allein zu befinden.

Doch eben diese Sprödigkeit mehrte die Begier des Grafen. Er konnte sichs nicht einbilden, daß dieß Ernst sey. Schlau genug wußte er es einzulei-

ten, daß seine Mutter bald darauf mit ihm auf einige Tage zu einer nachbarlichen Freundin verreiste, und Louise daheim ließ. Noch schlauer versuchte er, unter dem Vorwand eines MorgenSpazierritts, auch von dort sich auf einige Stunden zu entfernen; sprengte nach seinem Gute; band sein Pferd in einem Gebüsche des englischen Schloßgartens an, und schlüpfte, durch eine Hintertreppe hinauf, spornstreichs nach Louisens Zimmer. Das gute, sich sicher dünkende Mädchen, seit wenigen Minuten erst aus den Federn gekommen, stand so eben in einem leichten Nachtgewand vorm Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. Plötzlich hörte sie ihre Thüre mehr aufreißen als aufmachen, blickte betroffen sich um, und sah den Grafen. Sein Eintritt glich einer Erscheinung. Doch eben dieses halb bewußtlose Erstaunen, eben diese Halbbekleidung hatte der junge Wollüstling gehofft, gewünscht, — und fand sie jetzt zwiefach reizend. Er erneuete nun seine Bitte; brachte seine Worte so schnell und kräftig als möglich an; bat freilich vor der Hand nur um ein Paar willige Küsse, schritt aber, als er die ehmalige Antwort wieder erhielt, zu so ernsten Maaßregeln, daß es einer wahren — Gewaltthätigkeit glich; daß es vielleicht auch nur das Vorspiel zu einer seyn sollte.

Doch die sonst wahrlich nicht überstarke Louise rang jetzt mit Riesenkräften. Ihre beiden Hände

stießen den Angreifer weit von sich. Mit einem Sprunge war sie dann in einer nachbarlichen Kammer; rasch verriegelte sie die Thür derselben von innen. Eben so, fast unglaublich schnell, schlüpfte sie durch ein Fenster auf einen langen Gang, von welchem eine verborgne Stiege hinab auf den Schloßhof führte. Mit zehn oder zwölf Sprüngen war sie unten; und dann — sich nicht umsehend, ob irgend Jemand ihr folge, ja selbst ihrer HalbNaktheit nicht achtend, — flog sie immer queer durchs Dorf zur Hütte ihrer Eltern.

Nicht wenig erschracken diese, als so ganz unerwartet, zu der Zeit, und in der Gestalt ihre Tochter herein trat, oder vielmehr herein stürzte. Noch größer ward ihr Erstaunen, als Louise endlich Odem gewann, und ihnen dann ganz offenherzig die Ursach' ihrer Flucht gestand. Zwar konnten Vater und Mutter, — beide ein paar ehrliche Graaköpfe, die in der Einfalt ihres Herzens über Zucht und Ehrbarkeit ganz nach den Vorschriften der Bibel dachten, — das Betragen ihrer Tochter nicht tadeln, suchten fürs Erste nur, sie zu trösten, und traten dann mit ihr in Ueberlegung, was nun anzufangen sey? Aber freilich, diese leztere Frage war höchlich schwer. Zurück aufs Schloß wollte Louise für keinen Preis mehr gehn. Eben so wenig konnte sie auch

bei ihren Eltern bleiben. Nicht gerechnet, daß die Armuth derselben, — wiewohl die milde Gräfin manchen Zuschuß ihnen gewährte, — keine neue Kostgängerin duldete; nicht gerechnet, daß die nun schon an bessere Nahrung gewöhnte Louise hier gewiß nicht mehr sich wohl befunden hätte, so war sie ja hier nicht einmal vor den Zudringlichkeiten des jungen Grafen gesichert! Seine Mutter konnte, wenn es ihr falsch vorgetragen ward, eine solche Entfernung leicht sehr übel deuten; konnte ihrem Sohne mehr als einer Fremden glauben; konnte ihre Rückkunft fordern, und im Weigerungsfall des schwärzesten Undanks sie beschuldigen. Kurz, im Dorfe selbst durfte Louise keineswegs bleiben; nur, wohin sie sich begeben solle, das wußte sie nicht; das wußten weder Vater noch Mutter.

Endlich ward man einig, den Herrn Pfarrer desfalls zu befragen. Er hatte ja Theil an Louisens Erziehung; hatte bei jeder Gelegenheit sie höchlich gelobt, war ein Mann von Klugheit und Frömmigkeit zugleich. Unter dem Vorwande, daß seine unpäßliche Gattin sich nach einem Zuspruch ihres Beichtigers sehne, lockte ihn Louisens Vater herbei. Er stutzte nicht wenig, als er, statt der vermutheten Kranken, die gesunde, aber höchst traurige Louise hier fand, und von ihr beschworen ward, mit einem gu-

ten Rath ihr Beistand zu leisten. — Höchst wahrscheinlich, daß Ihro WohlEhrwürden im Herzen wünschten, mit einem solchen Ansuchen verschont zu bleiben, und daß sie besorgten, im Verfolg von jeder Einmischung nur Verdruß zu haben. Er bestrebte sich daher auch einige Minuten hindurch, dem furchtsamen Mädchen die Gefahr geringer, als sie sich dieselbe denke, zu schildern. Er rieth ihr Rückkehr — Vorsicht — im höchsten Nothfall: Aufrichtigkeit gegen ihre Wohlthäterin. Er hatte in jeder Rücksicht Recht mit dieser Ermahnung. Aber, als er Louise unerschütterlich in ihrem Vorsatze fand; als sie mit Thränen betheuerte: nun so wolle sie allein, blos im Vertrauen auf Gott und ihre Unschuld, in die weite Welt gehn, und sehn, wo sie bleiben werde; da rührte ihn diese, zwar übertriebne, aber auf einem guten Boden aufschießende Schwärmerei; da fiel ihm wirklich zuletzt ein Auskunftsmittel ein; und er rückte mit demselben, doch erst nach manchem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit, hervor.

Er hatte zu Dr** eine weitläuftige Verwandte, die von der Haubensteckerin nach und nach bis zur Putzhändlerin aufgestiegen war, und eine ziemlich beträchtliche Kundschaft haben sollte. Ihr Ruf war unbescholten; nicht als ob sie die ganze Lebenszeit hindurch von Stein und Marmor gewesen wäre;

aber

aber sie stand nun tief in den Vierzigen, und war häßlich, wie die Sünde. Der Näherinnen brauchte sie immer viele; Louisens Geschicklichkeit konnte ihr vielleicht nützlich seyn. An diese erbot sich der Pastor daher einen Empfehlungsbrief zu schreiben. Mit Entzücken nahm Louise dieß Erbieten an. Von ein paar ältern Hausanzügen, die sie schon abgelegt, und ihrer Mutter für die jüngern Geschwister gegeben hatte, die aber nun wieder hervor gesucht wurden, bereitete sie sich eine ziemlich anständige Kleidung, arbeitete tief in die Nacht, und machte sich doch schon mit frühster Tageszeit, nebst ihrem Vater, zu Fuß auf die Reise nach Dr**. Des dritten Abends kamen sie dort an, und fanden schnell genug Madame Belwings — so hieß die Putzhändlerin — Gewölbe und Wohnung. Sie stutzte ein wenig, als sie das priesterliche Empfehlungsschreiben las; sie machte viele Schwierigkeiten, demselben nachzukommen; sie besah sich sogar mistrauisch genug Louisen von allen Seiten. Doch gefiel ihr das Aeußre des armen, schüchternen Mädchens. Einige Proben ihrer Geschicklichkeit, in Eil begehrt und geleistet, überzeugten sie, daß eine solche Kostgängerin ihre Kost reichlich bezahlen werde. Sie entschloß sich daher, dieselbe zu behalten; und der gute alte Vater ging allein, — aber eben deshalb auch getrösteter in seine Heimath.

Hier war, kaum eine halbe Stunde vor ihm, auch die Gräfin zurück gekommen, und nicht wenig erstaunt, als sie Louisen nirgends fand, ja, als sie sogar vernahm, daß man schon seit etlichen Tagen sie vermisse. Sie schmählte aufs Ernstlichste, daß man nicht sofort sie davon benachrichtigt habe; sie stellte bei allen Hausgenossen die strengste Untersuchung an. Viele derselben muthmaßten heimlich etwas von der wahren Beschaffenheit; denn ein Gärtnerbursche hatte des Grafen angebundnes Pferd und ihn selbst, wie er verdrießlich zurück schlich, bemerkt; eine Küchenmagd hatte Louisen bei ihrer blinden Flucht von weitem gesehn, und zur Hälfte erkannt; auch über das offne Kammerfenster und die verriegelte Thür waren manche Glossen gemacht worden. Aber Keiner und Keine fanden es räthlich, vor dem Ohre der Gräfin ihre Vermuthungen zu äußern, und ihren künftigen Gebieter dabei anzuschuldigen. Ein paar Liebesdiener munkelten sogar von der Möglichkeit, daß Louise mit einem heimlichen Buhlen entwichen sey. Man wollte einen fremden jungen Mann durch den Garten unter ihrem Fenster haben schleichen sehn; und so weiter. Mit Widerwillen verwarf die edle, argwohnlose Gräfin eine solche Anschuldigung, sie ging selbst zu Louisens Eltern; sie erkundigte sich mit der innigsten Theilnahme nach jedem noch so kleinen Umstand; auch diese versicherten, ihre Tochter

seit acht oder zehn Tagen mit keinem Auge gesehn zu haben. Daß sie diese Erklärung so ziemlich gelassen, — nur mit ein paar einzelnen Thränen thaten, befremdete die gute alte Dame ein wenig. Sie durchsuchte Louisens Habseligkeiten und Schreibereien aufs Genaueste. Keines ihrer Kleidungsstücke fehlte; keine Zeile machte sie verdächtig; und doch war sie — verschwunden. Die Gräfin war mehrere Mal Willens, eine öffentliche Anfrage ihrentwegen ergehen zu lassen; sie befragte den Pastor deshalb; und er widerrieth es mit möglichster Behuthsamkeit. Die gute alte Dame, nachdem sie überall geforscht und nirgends eine Spur gefunden hatte, mußte sich endlich wohl zufrieden geben.

Am vergnügtesten, als sie mit ihren Erkundigungen nachließ, war — ihr Herr Sohn. Auch ihn hatte sie ein paarmal mit Blicken angesehn, die ihn beunruhigten. Warum Louise entwichen sey, wußte er nur allzu gut; doch, wohin? war ihm unerklärlich. Viel nachzufragen wagte er nicht einmal. Denn er spürte gar wohl: er sey nicht verdachtlos. Zuweilen wohl machte er sich heimlich Vorwürfe, — „Wer weiß, wo sie hülflos herum irrt!“ dacht' er manchmal: aber dann tröstete er sich eben so schnell mit dem Gedanken; „Die Thörin! ich wollt' ihr ja kein Leids thun! Wer

hieß ihr mich für einen Basilisken halten? Ist es dem Bauermädgen nicht Ehre genug, wenn sich ein Graf und ein Offizier in ihre Larve verliebt?" — Nach einigen Wochen ging er wieder zu seinem Regimente, und vergaß, nach der gewöhnlichen Sitte gewisser Standespersonen, bald der beleidigten Person und seines Fehltritts.

Indeß Louise so vermißt — verleumdet — und endlich für gestorben oder verdorben angesehn ward, lebte sie zwar ein sehr eingeschränktes, mühsames, aber nach ihrem eignen Gefühl nicht unangenehmes Leben. Durch Fleiß, Willfährigkeit, Geduld und Genügsamkeit erwarb das brave Mädchen sich bald das volle Zutrauen ihrer angeblichen Muhme. Mit frühstem Morgen schon bei ihrer Arbeit, zu nichts verdrossen, was sie erlernen oder versuchen sollte, — so eingezogen, daß es ihr schon genügte, wenn Madame Bellwing nur je zuweilen bei einem sonntäglichen Spaziergang sie mit nahm, — in ihren Wünschen so bescheiden, daß sie es schon mit Dank erkannte, wenn es ihr erlaubt ward, des Abends ein paar Stunden bei Lesung eines nützlichen oder angenehmen Buchs auszuruhen, — zeigte sie zum Gewerbe ihrer Pflegerin die trefflichsten Gaben. Denn nicht genug, daß alle jene modischen Kleinigkeiten des vielfachsten, wandelbarsten Dings unter der Son-

ne, des Frauenzimmerputzes, aus London und Paris, aus Wien und Berlin verschrieben, von ihr mit täuschender Kunst nachgebildet wurden; sie wußte auch allem dem, was durch ihre Hände ging, einen Zusatz von Nettigkeit und Geschmack zu geben, der sich weit über das Gewöhnliche erhob. Bald wurde dieß von Käufern und Käuferinnen bemerkt; bald kam, vorzüglich durch ihr Verdienst, das schon vorher als gut bekannte Galanteriegewölbe zum Ruf des besten in ganz Dr**, und jede Dame von sogenanntem guten Tone, jedes Fräulein, das auf dem nächsten Ball Anbeter zu haben wünschte, schämte sich irgendwo anders, als bei Madame Bellwing, ihr Kopftuch oder ihr Busentuch einzukaufen. Fast gleiche Beschaffenheit hatte es mit den jungen Stutzern. Da Louise wenigstens einige Stunden des Tages im Gewölbe und beim Handverkauf zubringen mußte, so kam bald ihre Schönheit, die Anmuth ihres Betragens, der feine Ausdruck jeder ihrer kleinsten Rede zu so allgemein günstiger Bemerkung, daß oft die Kammerherrn und Kammerjunker zu halben Dutzenden sich einfanden; daß manches Geschenk für Schwester, Nichten und — Freundinnen nur deshalb von ihnen gekauft ward, um bei der Gelegenheit auch mit der schönen Vogtländerin, — so nannte man Louisen gewöhnlich, — sprechen zu können; und die Herren mit Uniformen und vom

— Wehrstande pflegten, wenn ihnen auch sonst nichts gebrach, treulich für doppelten Preis hier ihre Kokarden machen zu lassen; und hatten beim Weggehn gemeiniglich nichts auszusetzen, als daß dieses niedliche Geschöpf so verdammt — züchtig sey.

Madame Bellwing selbst war gegen Louisens Verdienst nicht blind und nicht unerkenntlich. Nicht genug, daß sie ihr bald anfangs schon, über Kost und Kleidung noch ein kleines Gehalt aussetzte; daß sie solches in drei Jahren dreimal freiwillig, — obschon freilich nur um wenige Thaler, — steigerte; daß sie bei jeder Gelegenheit ihr mehr Achtung, als ihren Gespielen, erwies; sondern als sie erfuhr: daß schon ein Paar von ihren Zunftgenossinnen um dieses nützliche Mädchen geworben, größre Vortheile ihr angeboten, und doch abschlägige Antwort erhalten hätten, da war sie endlich großmüthig, oder vorsichtig genug, ihr eine verhältnißmäßige Theilnahme des steigenden Gewinns einzuräumen, ja ihr völlige HandlungsGenossenschaft zu versprechen, wenn sie nur noch ein oder zwei Jahr in ihrem jetzigen Posten aushalte. Ein Erbieten, das Louise nicht mit Zufriedenheit bloß, sondern auch mit Dank annahm.

Einer alten Einrichtung nach, pflegen in ChurS** jährlich zwei Regimenter Fußvolk in die Hauptstadt

des Landes als Besatzung einzurücken, und so unter sich abzuwechseln, bis der Zirkel von neuem anfängt. Drei Jahr und einige Monate drüber war Louise in Dr**, da traf die Reihe auch das Regiment, bei welchem Graf Mallzahn als Offizier in Diensten stand. Schon am zweiten Tage nach seiner Einrükkung hörte er von einigen seiner Kameraden die schöne Vogtländerin als ein ganz englisches Mädchen preisen; und schon am nächsten Morgen — denn Herren seiner Art sind wißbegierig! — wollte er mit eignen Augen sich überzeugen, wie viel an jener Lobeserhebung Wahrheit oder Zusatz sey? Mit neugierigem Blick trat er in das Gewölbe. Aber wie stutzte er, trotz seiner soldatischen Keckheit, als er in diesem ihm so gepriesenen Frauenzimmer gleich in der ersten Sekunde dieselbe Louise wieder erkannte, die er vor einigen Jahren so gröblich beleidigt hatte. Fast wär' ein lauter Ausruf der Verwundrung ihm entschlüpft. Er stammelte; er wußte nicht gleich, wornach er sich erkundigen sollte? Auch sie erinnerte sich seiner gleich schnell, gleich richtig. Scharlach roth ward ihr Gesicht; sie legte das Nähzeug weg, das sie in Händen hatte, und entfernte sich mit der sichtlichsten Unruhe.

Mit neuer Gewalt entflammte sich von diesem Augenblick an der Liebe heftigstes Feuer in Graf Mall-

zahns Brust. Er konnte diesen ganzen Tag hindurch keinen andern Gedanken gewinnen, als sie — als sie, die so seltsam Wiedergefundne! Er ermangelte nicht, des andern Morgens wieder hinzugehn; er hatte sich künstlich genug die ganze schlaflose Nacht hindurch überdacht und geordnet: wie er sie anreden — was er vorwenden — womit er sich entschuldigen wolle. Aber er hätte auch alle diese Mühe sich ersparen können; denn Louisens scharfes, wachsames Auge war seiner von weitem schon inne geworden, und sie verschwand wieder, indem er zum Gewölbe herein trat. Acht Tage hinter einander geschah ganz das Gleiche. Er kam jeden Morgen, nur zu verschiednen Stunden. Immer entwich Louise durch die hintre Thür, indem er zur vordern hinein schritt. Mallzahn hätte verzweifeln mögen vor Aerger und Ungeduld. Louisens Schönheit stieg in seiner Schätzung mit jedem Tage. Selbst der halbverächtliche, verweisende Blick, den sie beim Weggehn auf ihn zu werfen pflegte, erhöhte nach seinem Gefühl, — vielleicht auch nach seinem Bewußtseyn, ihn verdient zu haben, — ihren Reitz.

Am neunten Tage fiel unserm Grafen ein Mittel bei, von welchem es ihn gleich stark wunderte, und verdroß, daß er nicht früher schon darauf gerathen sey. Er beschloß, bei der ältern Dame anzubrin-

gen, was die Jüngere nicht hören wollte. — Er hatte schon jetzt, natürlicher Weise täglich etwas eingekauft, aber es waren Kleinigkeiten gewesen. Jetzt machte er sich durch einen ansehnlichen, unbehandelten, zweimal kurz hinter einander getroffenen Einkauf bei Madame Bellwing bemerkt und beliebt; sprach dann aufrichtig mit ihr; fand, daß sie von Louisens Schicksal etwas, doch nicht Alles wisse; ergänzte treulich das Fehlende; gab sich dabei völlig aller Sünden schuldig; wußte jedoch auch von Reue, von Erkenntniß seines Unrechts, vom innigsten Wunsch, es auszusöhnen, von wahrer Besserung, von Dankbarkeit und dergleichen einen so allerliebsten Mischmasch herzuschwatzen; wußte vorzüglich, am Schluß der Rede, diese leeren Worte mit so wichtigen Gründen zu unterstützen, daß er die eigennützige und schwache Bellwing bald ganz gewann. Sie versprach ihm Fürbitte bei Louisen einzulegen; sie that es wirklich; sie erhielt anfangs das entschlossenste: „Nimmermehr!" und: „Ich mag von dem Nichtswürdigen kein Wort mehr hören!" zur Antwort; aber sie kam so oft, zu so verschiedenen Zeiten mit ihrer Vorstellung wieder; sie wußte ihr eignes Ansehn so schonend und so kräftig zugleich einzumischen, daß Louise endlich doch versprach, sie wolle Mallzahns Gegenwart nicht mehr so erbittert meiden; daß sie ihm wirklich dann und wann ein kleines gleichgültiges

Gespäch, doch nur in Gegenwart eines Dritten, gewährte. Sobald er hingegen die kleinste Bitte um Vergebung, oder ein bedeutendes Kompliment auf ihre Reitze einweben wollte, verbeugte sie sich schweigend und — ging.

Das wäre ein sehr schlechter Soldat, wohl gar ein sehr schlechter Mann zu nennen, der bei einem Mädchen, das er liebt, mit einem solchen Verhältnisse lange sich begnügte! Auch Mallzahn ward des bloß gleichgültigen Gesprächs bald überdrüßig; steckte sich von neuem hinter die angebliche Muhme, und bat: ihr gutes Wort für ihn zu wiederholen und zu erweitern. Sechs Paar SpitzenManschetten zu doppeltem Preise bezahlt, machten die Alte willig. Sie begann wieder so oft, so fein, so vortheilhaft das einsame Abendgespräch auf den ganz — allerliebsten, schön gewachsnen, artigen Grafen zu leiten; wußte jedes Wort, das er gesagt hatte, so heraus zu heben, wußte ihn in so vortheilhafte Vergleichung mit Andern zu bringen, daß endlich einmal in einer zutraulichen Minute Louise ihrer HandlungsGenossin — denn bis so weit hatte indeß die Lage ihrer Sachen sich verbessert! — erröthend gestand: auch ihr sey anfangs der Graf nicht ganz gleichgültig gewesen. Mit Wohlgefallen habe sie seinem erstern, theils muntern, theils einschmeichelnden Tone zugehört;

und wär' er bei diesem geblieben, wäre er nicht zu solchen offnen Gewaltthätigkeiten übergegangen, so würde sie zwar nicht ihre Pflicht vergessen haben; aber auch nicht so — vor ihm geflohen seyn.

Man kann leicht denken, daß von diesem Geständnisse keine Sylbe verloren ging; und aufgemuntert durch den bekannten Satz: daß jedes Feuer auch Funken hinterlasse, unterrichtet von der schwachen Seite seiner Geliebte, unterstützt durch jene zweideutige oder vielmehr nun bestochne Freundin, entwarf der Wollüstling einen Plan, der nur allzu gut ihm glückte. Eintritt in Madame Bellwings Behausung war ihm in jeder Rücksicht erlaubt. Er bediente sich dieser Erlaubniß so bescheiden, daß er nie davon Mißbrauch machte. Er drang sich nie in Louisens Zimmer; aber er schien ihr jeden Augenblick, den sie in Gesellschaft mit ihm zubringen wollte, innigst zu verdanken. Er bot ihr nie ein Geschenk an; aber er sorgte für ihre Liebe zum Lesen. Die besten Bücher erhielt sie von ihm, früher noch, eh sie irgend ein Bücherverleiher ausbot. Er kam oft in ihr Gewölbe; aber dann war es immer ein Kauf für ihn, oder einen andern seines Standes. In fremder Gegenwart, und auch wenn er sie allein fand, behandelte er sie mit einer Achtung, einer Feinheit, die er gegen keine seines Standes, die er gegen eine Herzogin nicht

sorgfältiger hätte äußern können. Mit jener linden Schwermuth, jener stummen Aufmerksamkeit, jener unermüdeten Thätigkeit, jenem wahrhaft warmen Blick verschloßner Empfindung schmeichelte der Verführer so lange um die zwar erfahrner gewordne, doch schuldlose, und eben deshalb immer noch argwohnleere Louise herum, bis er endlich wieder von seiner Liebe auch — sprechen durfte; sprach dann so sanft, so kirrend, daß er bald ihr ganzes Vertrauen sich erwarb; ging so allmählig von Stufe zu Stufe; wußte so schlau und doch so unbestimmt das Versprechen künftiger Heirath mit einzumischen; so vollständig seine GeistesAenderung, so innig rein seine Zärtlichkeit darzustellen, daß Louise endlich an einem heitern schwülen Sommerabend, — im Düster des entweichenden Tages, zu jener gefährlichen Zeit, wo das Mädchen ungesehn erröthet, der Jüngling immer kühner sich anschmiegt, — von seinem Flehn gerührt, von seiner Gluth mit ergriffen, nicht wieder wie ehmals — entfloh; an ihre Pflicht nicht eher gedachte, als da es — zu spät war.

Ist einmal dieser Schritt geschehen, dann kann gemeiniglich das arme gestrauchelte Mädchen nur weinen, nur flüchtige Vorsätze fassen, und mit denselben immer tiefer noch ins Netz ihres Verführers fallen. Schwüren, die ihr selbst verdächtig scheinen,

Unwahrscheinlichkeiten, die als Wahrheit ihr verrechnet werden, traut sie nun blindlings, weil sie — muß; und glücklich dünkt sie sich schon dann, wenn nur im Arm des Geliebten Reue und Gewissensbisse — ihr sonst so treuliches Gefolge — von ihr auf Stunden lang weichen. Dieß war auch Louisens Fall! Ach, sie wußte gar wohl, wie viel sie verloren hatte; aber sie taumelte nun den gewöhnlichen Weg eines zärtlichen, verirrten Mädchens weiter, und empfand auch bald die Folgen davon; empfand, daß sie — Mutter werden solle.

Mit lebhafter Freude schien Graf Mallzahn diese unter Erröthen, unter dem Erguß schamhafter Zähren ihm zugeflüsterte Nachricht zu vernehmen. Er küßte rasch diese letztern von der Wange; er erinnerte sich von selbst jenes Versprechens der Ehe; er wiederholte den Schwur: Louise, meine Gemahlin, oder nie eine! aber er führte freilich auch das Leben seiner Mutter, die eine solche Heirath — und mehr noch die bisherige Geheimhaltung ihres Umgangs — tief kränken würde, als ein obwaltendes Hinderniß an. Er versprach auch dieses vielleicht zu heben, wenn er im nächsten Frühjahr heimreisen, und nach und nach im Gespräch die nun im Alter eigensinnig gewordne Dame herum lenken könne. Louise seufzte und schwieg. — Als sie ihm zu gehöriger Zeit, nach

möglichst getroffner Vorsicht der Verheimlichung, eine Tochter gebar, ließ er sie wirklich auf seinen Nahmen taufen; wies der Hebamme, bei welcher Louise entbunden worden, und die einen Ort zur Erziehung des Kindes ausgemittelt hatte, ein reichliches Kostgeld an; und versprach seine Schuld allvierteljährlich vorschußweise abzutragen.

Doch indeß war auch die seinem Regimente in Dr** bestimmte Besatzungs-Frist verflossen; es kehrte zurück in sein gewöhnliches, nicht allzu fernes Standquartier; und Graf Mallzahn mußte natürlicher Weise mit. Zwar schlug er Louisen vor, ihn zu begleiten; schwor, daß für jede — nicht Nothwendigkeit allein, sondern auch anständige Bequemlichkeit gesorgt werden solle; aber doch war in diesem Vorschlag nicht ganz mehr das Feuer seiner ersten Wärme, auch konnte Louise durchaus nicht sich entschließen, so ganz vor den Augen der Welt ihre Verirrung darzustellen. Sie schlug es daher ab, und ein schmerzlicher Blick auf den goldnen, von ihm geschenkten Ring an ihren Finger geworfen, sprach ohne Worte deutlich genug. Er verstand sie gar wohl; er umarmte sie feurig, schwur ihr öftere Besuche, ewige Treue und bald eine öffentliche Verbindung. Sie glaubte davon, so viel sie konnte, und trennte sich mit tausend Zähren. Mallzahn kam

das erste halbe Jahr hindurch allmonatlich auf ein paar Tage zu einem heimlichen Besuch, und schrieb wöchentlich Briefe voll schwärmerischer Zärtlichkeit. Dann fanden sich Abhaltungen, die ihn wenigstens zur bestimmten Zeit einzutreffen hinderten. Dann hatt' es sein Oberster erfahren, und versagte ihm, nach Art solcher alten soldatischen Griesgrame, den Urlaub; auch ward ihm durch genaue Obachter jedes unbemerkte Wegstehlen unmöglich. Mit dem Schluß des Jahres wurden der Sendschreiben immer weniger; ihr Ton ward kälter, — endlich blieben sie gar aus.

Eine sehr alltägliche Geschichte in den Jahrbüchern der Liebe! Ein desto wichtigeres, desto qualvolleres Ereigniß für die arme Louise! Ihr Schmerz war eine geraume Zeit hindurch fast Schmerz der Verzweiflung. Sie besaß GeistesKlarheit genug, um dieses Verstummen einige Zeit, bevor es noch eintrat, zu errathen, zu erwarten; aber sie war auch stolz genug, jeden Vorwurf, jede Beschwerde sich zu ersparen, deren Unnützlichkeit sie sicher voraus sah. Sie hätte gern durch eben diesen Stolz sich selbst geheilt, sich selbst getröstet; doch dieß vermochte sie nicht; und fiel durch diesen Kampf mit sich selbst in eine Krankheit, die sie dem Grabe nahe brachte. Ihre Jugend überwand zwar; aber ihr Schmerz

blieb; die Zeit konnte ihn etwas lindern, doch nicht verbannen; auch die Hoffnung erstarb nicht ganz. Die Richtigkeit, mit welcher Mallzahn noch im zweiten und im dritten Jahre das Kostgeld seines Kindes voraus bezahlte, ließ sie auf einen schwachen Ueberrest von Gewissenhaftigkeit und fortdauerndem Andenken schließen; und ach, man giebt ja so ungern die Glaublichkeit dessen, was man wünscht, Preis! Man täuscht sich so gern mit günstigen Schattenbildern, wenn man in der Wirklichkeit nur Stoff zum Grame sieht!

Wenigstens blieb Louise ihrer Seits dem Treulosen völlig getreu. Es würde ihr nicht schwer gefallen seyn, einen andern Liebhaber, — noch mehr, auch einen andern Gatten immittelst zu erlangen. Der kleine Flecken, den ihre Ehre durch den nur schlecht verhehlten Umgang mit einem so reitzenden, vornehmen Wollüstling erlitten, und der Verdacht, der sie auch wegen der Folgen dieses Umgangs getroffen, verblich durch die Zeit und durch ihre, stets fortan makellos bleibende Aufführung; ihre Reitze erhielten sich, auch nach Wochenbett' und Krankenlager, ungemindert. Sie gewannen sogar in manchem Auge durch einen Zug der Schwermuth mehr, als sie durch Abnahme des Feuers im Blick verloren hatten; der Bewundrer und der Bewerber fanden

den sich wieder über genug ein. Doch sie war zu gewissenhaft, als einen redlichen Mann durch Verstellung zu täuschen; zu schaamhaft, als irgend einem Freunde das Geständniß ihrer Schwäche abzulegen, und selbst — im edelsten Verstande des oft entweihten Wortes — zu empfindsam, als nach jenem liebenswürdigen Verräther einen zweiten Mann lieben zu können. Mit Anstand und Bescheidenheit lehnte sie daher alle Vorschläge dieser Art ab; fuhr, auch nach Madame Bellwings Tode, die unerwartet zu ihren Vätern versammelt ward, in Betreibung ihres Handels fort, und erwarb sich allmählig ein kleines Eigenthum, von welchem sie treulich ihrem alten Vater — die Mutter war auch gestorben — manche Beihülfe schickte, aber auch stets sich hüthete, daß ja Niemand auf der Gräfin Hofe von ihrem Leben und ihrer LebensArt etwas vernähme.

Doch das Maaß ihrer Prüfungen war noch nicht voll. Sie sollte von neuem und stärker an ihren Flüchtling erinnert werden. Der ** Erbfolge-Krieg brach aus; die ChurS** Truppen stießen zu ihren weit stärkern Bundsgenossen. Das Regiment, wo Mallzahn diente, war eines von denen, die zuerst ins Feld mußten, und an einigen Orten wenigstens in's kleine Gefecht kamen. Es gab in diesem Kriege der großen Ereignisse nicht viele, aber der

Gerüchte desto mehrere. Auch zu Louisens Ohr drangen manche Posten, die furchtbar klangen. O wie zagte das unglückliche Mädchen, wenn man sich wieder erzählte: nun sey eine große Schlacht unumgänglich; oder wenn man gar versicherte: nun sey sie geliefert; so viele Tausende wären geblieben; soviel noch mehrere gefangen oder verwundet. „Ach!" dachte sie oft, „wenn unter ihnen auch Mallzahn wäre! die Rache des Himmels sucht ja oft den Meineidigen heim. Aber nein! mich — mich zugleich würde sie treffen! Trauer um ihn würde gewiß auch mich ins Grab stürzen!" — Es traf sie Trauer; nicht von der Seite, wo sie es jetzt alltäglich besorgte, sondern von einer andern, gleich empfindlichen.

Ihr Töchterchen, das einzige Wesen in der Welt, das noch zuweilen in wenigen verstohlnen Minuten das Leben ihr werth machte, — die kleine holde Marianne, die schon Worte zu stammeln, Begriffe zu reihen, und der schönen, sie oft besuchenden Muhme zu liebkosen vermochte, — ach, sie erkrankte plötzlich und starb. Louise glaubte noch nie einen Schmerz, außer diesem, erfahren zu haben; so heftig, so durchdrigend war er. Nun sah sie auch das letzte Band zwischen ihr und Mallzahn zerrissen. Zwanzig Mal wollte sie selbst ihm davon Nachricht

geben, eben so oft entsank die Feder ihrer Hand. Wohl möglich, daß nicht der Schmerz allein, — daß auch ein höheres Schicksal sie ihr entwand. Zudem wußte sie ja nicht einmal recht, wohin sie ihren Brief richten solle. Sechs Wochen verliefen indeß; und siehe da, neue wichtige Vorfälle trugen sich zu.

Von ihm — von ihm selbst, dem so lange Zeit stumm gebliebnen, ungetreuen Mallzahn kamen Briefe, an die Frau gerichtet, deren Obsorge er Mariannens Erziehung anvertraut hatte; fürchterlich war der Anfang derselben, merkwürdig der Inhalt, überraschend der Schluß. — In einem Vorposten Gefechte war unser Graf durch den Unterleib geschossen, war, in letzten Zügen gleichsam, von der Wahlstatt weggebracht, und nur durch die äußerste Sorgfalt seines Kammerdieners und eines Wundarztes gerettet worden. Auch jetzt schien sein stetes, lebenslängliches Loos — Siechthum zu seyn. In dieser Erwartung des Todes, — gestand er aufrichtig, — habe die Verlassung Louisens, und noch weit stärker das unbestimmte Loos seines Kindes schwer auf seinem Herzen gelegen; und jetzt, da die Hoffnung, in Kriegsdiensten aufzusteigen, ganz bei ihm verschwinde; da er seinen Abschied zu nehmen, und auf seinen Gütern zu leben entschlossen sey; jetzt sey

er, wenn diese seine Tochter noch lebe, erbötig, ihrer Mutter seine Hand zu geben: mehr, wie er frei gestehe, aus dem Gefühl väterlicher Zärtlichkeit, als aus dem Gefühl ehlicher Liebe, die einem so kränklichen Körper fremd zu werden beginne. Der Tod seiner Mutter, den er gerade damals, als er selbst noch in höchster Gefahr geschwebt, vernommen habe, setze ihn in Stand, hier ganz nach seiner Willkühr zu handeln.

Welch ein Gemisch unbeschreiblicher Empfindungen, als mit diesem Briefe die Empfängerin zu Louisen hineilte; als sie mit den kurzen Worten: „da — da lesen Sie!" derselben ihn darbot; als Louise mit einem unterdrückten Schrei die Aufschrift erkannte; ihn dann zitternd aus einander schlug, und mehr — mehr als einmal las! Welch ein Mitleid bei des Geliebten Todesgefahr! Welche bittre Beschwerde über ein Schicksal, das kurz vorher der Hoffnung letzten Schimmer ihr geraubt hatte, und nun der Beraubten noch durch ein falsches Lächeln zu spotten schien! Sie hatte so innig den Verlust ihrer Tochter beweint; hatte oft geglaubt, keine Thräne mehr für ihn übrig zu haben. Jetzt fühlte sie ihn von neuem, fühlt' ihn dreidoppelt wieder; denn Mariannens Leben war ja die Bedingung der ihr anzubietenden Hand, war die Bedingung ihrer wieder zu rettenden

Ehre! Alles, glaubte sie, sey damals schon verloren, als der Geliebte sie verließ; Alles hätte sie jetzt wieder bekommen, was nur ihr brünstigstes Gebet vom Himmel jemals erflehte. Mit wie bitter süßen Freuden schwebte die täuschende Einbildung vor ihr! Sie sah den Frieden ihres Herzens, die Achtung aller Redlichen, die Liebe ihres Gemahls, — ja, durch Sorgfalt, Zärtlichkeit und Ruhe seine Gesundheit zurück kehren, wenn nur — Marianne noch lebte; und Alles, Alles dieß verschwand wieder; der schöne Schimmer ward sternenlose Nacht. Denn ihre Tochter war todt. Ihre Ehe war zerrissen, — bevor sie begann.

Eine kleine Weile gab Louisens Vertraute diesem Jammer sich zu lüften Raum; dann gestand sie zwar, daß die Lage derselben bedenklich sey; fügte aber hinzu, daß sie doch ein Mittel, ihr abzuhelfen, wisse. „Frauen meiner Art," sagte sie lächelnd, „haben der Mädchen Mehrere vor sich, die es nicht ruchtbar machen wollen, wenn sie Mütter werden, und welche eben daher die Erziehung mancher ihrer Liebespfänder uns überlassen. Erinnern sie sich des kleinen Mädchens, das mit ihrer Tochter zugleich aufwuchs, und meine Nichte heißt? Sie ist nichts weniger, als das. Ihre Mutter, ein Fräulein von vornehmen Hause, starb in meinem Gemach an den

Folgen einer höchst schmerzhaften Geburt, und setzte, bevor sie starb, ein knappes Legat zu ihrer Tochter Unterhalt aus. Auch dieß fällt so unordentlich, daß ich schon mehr als einmal die arme Kleine an ein Waisenhaus abgeben wollte. An Alter und Erziehung ist sie mit Mariannen ganz gleich. Ihre GeistesGaben scheinen nicht geringe; vom Herzen ist sie die Güte selbst. Was hindert Sie, jetzt, dieselbe für hr Kind anzunehmen und auszugeben? Die kleine Unschuldige weiß von ihrer Abstammung kein Wort, und sah ihre Mutter nie. Sie wird mit kindlichster Zärtlichkeit an Ihnen hängen. Auch dem Grafen geschieht kein Unrecht bei diesem Tausche. Er ist so schuldlos auf einer Seite, und so gutthätig auf der andern."

„Und wäre doch" rief Louise im vollsten Feuer der Empfindung aus, „ein Betrug; wohl gar ein schändlicher Betrug! Soll ich ihn, nach dem ich so lange seufzte, da er reumüthig in meine Arme zurück kehren will, mit einer Lüge empfangen? Soll ich durch Täuschung unsre erneute Verbindung bewirken? Soll ich ihm ein Kind unterschieben, das seinem Blute fremd ist? Soll ich fürs ganze übrige Leben die Rolle — einer Heuchlerin spielen? Soll ich in steter Gefahr schweben, durch Andre, und am allerersten durch mich selbst verrathen zu werden?

Könnt' ich ihm ins Auge blicken, wenn er mich fragte: ist dieß unsre Marianne? Könnt' ichs ansehn, wenn er vielleicht sie brünstig ans Herz drückte, und dann — — Nein! ich will seine bisherige Untreue nicht durch einen Betrug aufwiegen! Ich will aufrichtig handeln, will ihm Alles schreiben — —"

„Und werden dadurch vielleicht seine Lage verschlimmern, seine Krankheit verstärken! Die Nachricht von Mariannens Tode wird ihm ein schmerzlicher Verlust mehr seyn; der Anblick jenes kleinen Engels würde wahrscheinlich als Arznei ihm dienen. Sie können das Glück eines unschuldigen Wesens machen, einem GewissensKranken Beruhigung geben, von neuen Fehltritten ihn abhalten, sich selbst Genugthuung schaffen, und wollen es nicht, weil der Name Betrug sie schreckt? Wer Menschen glücklich macht, übt dadurch keinen Trug! Für sich selbst sorgen, ist heilige Pflicht. Ueberdenken Sie dieß genauer den Abend hindurch! Ueber Nacht kommt oft beßrer Rath. Morgen auf jeden Fall gedenk' ich dem Grafen zu antworten; das Wie und Was hängt von Ihnen ab."

Sie ging, und ließ Louisen in einer Verlegenheit sonder Gleichen. Die Nacht, die ihr bevor stand,

war die schlafloseste und bängste ihres ganzen Lebens. Selbst damals, als sie zuerst des Geliebten Untreue muthmaßte, — selbst damals, als sie von Mariannens Todtenbett hinweg wankte, war ihr Herz ruhiger, ihr Geist gefaßter gewesen. Vor den Augen ihrer Seele standen tausend Zweifel, und nur die einzige Gewißheit: Morgen, morgen schon, mußt du dir selbst das Urtheil deines Glücks und Unglücks sprechen! — Ja! ja! es war unleugbar! das, wozu ihre Vertraute rieth, war ein Betrug; aber es war auch zugleich das einzige, das letzte, das nie wiederkehrende Mittel, einen geliebten Treulosen ihr wieder zu verschaffen; war für seinen Unbestand, für seine bisherige Kälte nur eine sehr kleine Vergeltung; konnte sogar ihm selbst Glück und Seelenruh schenken! Jetzt oder nie mußte der Augenblick ergriffen und benutzt werden! — Warlich, diese Lockung war für ein Weib, — und wär' es die Vollkommenste ihres Geschlechts, wär es ein halber Seraph gewesen, allzu stark! Louise unterlag ihr. Als am nächsten Morgen die Vertraute wieder kam, noch einmal sie ermahnte, noch einmal ihr rieth, des Glückes günstigen Wink nicht zu verschmähen, da warf sie sich derselben zitternd an den Hals, schwieg mit sichtlichem Kampfe noch ein paar Minuten lang, und flüsterte dann: „Schreiben Sie, was Ihnen gut däucht!"

Die schlaue Vermittlerin ließ sich dieß nicht zweimal sagen. Sie gewann selbst zu viel bei einem Tausche, wo sie eine beschwerliche Ziehtochter los ward, und einer reichlichen Belohnung entgegen sehn konnte. Ein Brief von ihr meldete sofort dem Grafen: „daß seine Marianne noch lebe; daß sie mit jedem Tage neue Gaben des Körpers und Geistes entwickle; daß ihre Mutter für den Vater des Kindes noch allen Reitz und alle Zärtlichkeit unverletzt aufbewahre; daß sie jetzt, auf die erste Nachricht von seinem Unfall und seiner Reue, ihm zugeeilt seyn würde, hätte sie nur bestimmter den Ort seines Aufenthalts gewußt; und daß sie Alles verzeihen werde, wenn er nur jetzt noch thue, was Pflicht und Gewissen ihm riethen."

Die Antwort auf diesen Brief verzog nicht lange; Mallzahn schrieb nun an Louisen selbst. Er meldete ihr, daß er, mit immer noch höchst siechem Körper, nach genommenem Abschied, in kleinen Tagereisen auf sein mütterliches Schloß zurück zu kehren gedenke; dorthin lud er sie, nebst ihrer Tochter, auch zu kommen ein. Dort, wo sein Unrecht begonnen, woll' er auch es zu vergüten streben. Ihre Sanftmuth, ihre unerschütterliche Liebe sey freilich einer weit glänzendern Belohnung werth; aber wenigstens solle in dem schon versiegenden Becher des Lebens

jeder Tropfen weislich genossen, und seiner Gattin, seiner Tochter gewidmet seyn. — Sein Brief hatte freilich nicht mehr die glühende Beredsamkeit anfänglicher Liebe; aber er schien aus wahrhaft gerührtem Herzen, aus einem festen Vorsatz der Vergütung zu fließen. Louise las ihn mit tausend Thränen des innigsten Gefühls. Es bedurfte eines ernsten Zuspruchs ihrer Vertrauten, daß sie nicht von neuem wankte in ihrem Vorhaben; daß sie nicht abermals den Entschluß eines aufrichtigen Geständnisses faßte. Am dritten Morgen verließ sie Dr**, und eilte nach dem Ort ihrer Geburt.

Schon war zwei Tage vorher Graf Mallzahn dort angekommen. Als er Louisen unvermuthet in sein Zimmer eintreten sah, mit einem Reitz, der durch die lange Entfernung für ihn neu geworden war, — an ihrer Hand ein holdes Mädchen, gebildet wie die kindliche Unschuld; als dieses Kind ihn zuerst mit der Frage: bist du mein Vater? begrüßte; als Louise mit Schaam und Zärtlichkeit zugleich in seine Arme sank: da — da vergaß er seine körperliche Schwäche und Schmerzen; da fühlt' er sich froh und glücklich; da gestand er sogar: er sey dieses Glückes unwerth! Auch Louise, als wenige Minuten nachher ihr Vater ins gräfliche Gemach trat; als er die lang' entbehrte Tochter umarmte, küßte,

segnete, — ach, sie hatte nun nichts gelitten! Sie vergaß aller Leiden und aller — Gewissens-Zweifel.

Mallzahn eilte jetzt, sein Wort zu erfüllen. Am dritten Tage schon beging er feierlich seine Vermählung; erkannte zugleich Mariannen öffentlich für seine Tochter. Der Ruf davon durchflog rasch die Gegend. Tausend Köpfe schüttelten bedenklich; tausend adeliche Nasen rümpften sich; aber wer Louisen sah, der entschuldigte ihn; wer sie genauer kennen lernte, beneidete schier den Gatten und Vater in ihm. Sie ward bald ein Muster aller Frauen rings umher. Sie wußte sich in ihren neuen Stand mit so viel Würde und Sanftmuth zugleich, mit solchem Anstand gegen Jene, denen sie nun glich, mit solcher Bescheidenheit gegen Alle, die nun unter ihr standen, zu finden, daß Alles Spötteln verstummte, und alle Misgunst sich besänftigte. Gegen ihren Gemahl war sie die Liebe, die Gefälligkeit selbst. Jeden seiner Winke befolgte, fast jeden seiner Gedanken errieth sie. Doch wußte sie weislich von jenem Uebermaas sich zu entfernen, wo der allzu geliebte Mann leicht zur Gleichgültigkeit, wohl gar zum Eckel übergeht. Auch geschah, was Louise gehofft hatte: Mallzahns kränkelnder Körper ward durch besorgte Pflege wieder gesund und fest. Er behielt zwar einiges Gefühl

seiner Wunden; aber es war im strengsten Sinne mehr ein Gefühl, als Schmerz zu nennen.

Als Louise vom Altar zurück kam, hatte sie einige Minuten lang sich einsam in ihr Zimmer begeben, und knieend zum Himmel empor eine Bitte gestammelt, die sonst junge Gattinnen selten zu thun pflegen: die Bitte, ihr kein Kind weiter zu verleihen. Sie zitterte vor der mannichfachen Durchkreuzung von GewissensZweifeln, die dann ihr Herz beunruhigen würden, wenn sie ein angenommenes Kind ihrem rechtmäßigen vorgehn sähe; und das Schicksal erhörte ihr Flehn. Mallzahn wünschte sich gegenseitig zwar oft einen Sohn; doch ertrug er auch die Versagung desselben mit männlichem Gleichmuth. Er pflegte oft lächelnd zu sagen: es geschähe wahrscheinlich, weil er ohnehin schon des Glückes allzu begünstigter Zögling sey. Er warf oft Louisen und Mariannen im Scherze vor: sie versüßten ihm nicht sowohl sein Leben; sie betrögen ihn um dasselbe; denn sie machten ihm Monate zu Tagen, und Tage zu Stunden.

Je mehr diese Letztere heranwuchs, je größere Vorzüge entfalteten sich in ihr. Ihre erste Erzieherin hatte keinesweges zu viel ihr zum Lobe gesagt. Ein liebenswürdiger Körper, ein gebildeter — oder

eigentlich sich selbst bildender Geist, und eine edle Seele machten sie zum seltnen Kleinod ihres Geschlechts. Louise liebte sie zärtlich. Noch unendlich wärmer hing Mallzahn mit allen Sinnen, allen Gedanken an ihr. Wenn sie oft am Klavier ein Lied ihm spielte und sang; wenn sie bei kleinen Unpäßlichkeiten an seinem Bette saß, ihn pflegte, oder ihm etwas vorlas; wenn sie bei kleinen häuslichen Bällen in leichtem Tanze dahin schwebte, jetzt plötzlich die Reihen verließ, zu ihm flog, die Hand ihm küßte; wenn sie so oft er von der Jagd oder von einem kleinen Auskritt zurück kehrte, ihm entgegen kam, und schmeichelnd ihn fragte: mein Vater, wie geht dirs? dann konnt' er es oft nicht satt werden, sie an sein Herz zu drücken; dann gestand er nicht selten laut: dieses Mädchen würd' er für kein Königreich hingeben. Aber dann, wenn sein Blick so voll Innigkeit auf ihr ruhte, — dann stand auch oft plötzlich Louise auf; eine Thräne schimmerte in ihrem Auge; sie entfernte sich unter irgend einem Vorwande in ihr Kabinett, und kam oft nach einer Stunde erst mit etwas trüber Stirne wieder. Man hielt es für Wirkung mütterlicher Liebe; daß des Gewissens nie zu unterdrückende Stimme hier wirksam sey, ahndete Niemand.

Dreizehn oder vierzehn Jahre vergingen. Marianne war nun mannbar geworden. Freiwerber

erschienen von nahe und von ferne, mit noch versteckter, oder offen daliegender Absicht. Der kleine Flecken, der von mütterlicher Seite ihren Adel entstellte, war freilich in Mancher Augen — doch ein Flecken; aber noch Mehrere übersahen ihn bei so grossem Reichthum, bei so mannichfachen Gaben des Körpers und der Seele. Am vortheilhaftesten unterschied sich vor allen Baron von Bardenburg; ein junger Mann von vornehmer Geburt, beträchtlichem Vermögen und wohlgebautem Körper. Er war frühzeitig auf Reisen gegangen, und war — ein ziemlich seltner Fall — gebildet und doch unverderbt davon zurück gekehrt; war verbindlich im Umgange mit dem schönen Geschlecht, und doch kein Geck; besaß vielfache Kenntnisse, ließ sie oft im Gespräche durchschimmern, und prahlte doch nie damit; war der nahe Vetter eines Ministers, und galt doch für einen jungen Kavalier, der durch sich selbst im Staat empor steigen werde. Graf Mallzahn schätzte ihn hoch, errieth den Grund seiner öftern Besuche, und sah sie gern. Marianne ward heiter, wenn er ins Gemach trat, und still, wenn er wegging. Im Tanze schwebte sie zwiefach leicht daher, wenn er sie auffoderte; und im Gespräch überhörte sie die Schmeicheleien aller Uebrigen gleichgültig; doch bei der kleinsten Verbindlichkeit aus Bardenburgs Munde überzog

Scharlachröthe ihre Wangen, und eine leise Verbeugung dankte ihm dafür.

Bardenburg, von so günstigen Anzeichen ermuntert, warb endlich förmlich beim Vater, und die Vertröstung, die er empfing, konnte bereits für halbe Gewißheit gelten. Mallzahn, in fester Ueberzeugung, daß ein solcher Schwiegersohn auch seiner Gemahlin nicht mißfallen werde, eilte nach Bardenburgs Entfernung in Louisens Gemach, und hinterbracht' ihr dessen Gesuch. Er staunte nicht wenig, als er sie plötzlich erblassen, durch den ganzen Körper erbeben, und einer Ohnmacht nahe sah. Er staunte noch mehr, als sie in die Worte ausbrach: „So wär' er dann da, — der Augenblick, vor welchem ich so lange schon zittre!"

Sie warf sich, indem sie dieß rief, zu den Füßen ihres Gemahls, sie umfaßte seine Kniee, sie bat ihn mit Thränen, die plötzlich und stromweise sich ergossen, ihr zu verzeihen. — Mallzahn wußte nicht, was er erwiedern, was er thun sollte. Unbegreiflich war ihm Alles. Fast hätt' er geglaubt, daß eine schnelle Krankheit seine Gemahlin des Bewußtseyns beraube. Er suchte sie wieder aufzurichten. Er fragte sie mit der liebreichsten Besorgniß:

„Was hab' ich dir denn zu verzeihen, edelstes Weib? Weib, das seit dem ersten Augenblick unsrer Verbindung noch mit keinem Wort, mit keiner Miene mich beleidigte?“

„Ach und doch — doch hab' ich es gethan! So bitter — so hinterlistig — so nah' ans Herz dich treffend — so anhaltend! Bin diese ganze Zeit hindurch Betrügerin und Heuchlerin gewesen!“

„Du? du eine Heuchlerin? Unmöglich! — die ganze Welt straf' ich Lügen, wenn sie dich dessen zeiht! — Welcher Wahn quält dich? Rede! Fasse dich, liebe Louise, und dann sprich!“

„Ja, ich will sprechen, und ich — muß! Aber wirst du mich dann nicht verachten, nicht verstoßen? Versprichst du mir das?“

„Louise, — mein Leben verwett' ich drauf: es ist ein Hirngespinst, was dich peinigt. Enthülle es mir!“

„Ach! es ist nur zu wahr! Es wird dir selbst nur allzu gewiß werden! Marianne, dieses von dir so geliebte Mädchen — sie, über deren Hand du jetzt so weislich und so gütig schalten willst, —“

„Nun, — warum stockst du? Rede, ich beschwöre dich! Marianne —“

„Ist nicht deine Tochter!“

„Nicht?

„Nicht? — Nicht? Ha, Treulose, wär' es möglich, daß früher schon ein Andrer — —"

„O nein! nein! vollends nicht! Dieser Verdacht straft allzu blutig. Sie ist die meinige eben so wenig."

Ein sprachloses Erstaunen versteinerte den Grafen. Jene Besorgniß, daß seine Gemahlin irre rede, erwachte von neuem. Aber Louise nützte diesen Raum, um das Geständniß ihrer Schuld zu vollenden. Ihre Erzählung war kurz, doch kraftvoll und genügend. Sie vergaß keinen der Zweifel, die sie erschüttert, keinen der Gründe, die sie — verleitet hatten. Mallzahn sah nur zu deutlich, daß sie Wahrheit sprach. Es blieb Bestürzung in seiner Miene, doch der Unwille schwand.

„Ich habe gefehlt," schloß Louise mit dem süßesten Tone vereinter Reue und Inbrunst, „ich habe höchlich gefehlt! Aber, mein theurer Gemahl, übersieh nicht, daß es nur Fehl aus Liebe zu dir, aus Streben nach deinem Besitz war! Sprich das Urtheil über mich — sprich, wenn es seyn muß, nur nach Gerechtigkeit aus! doch zeuge mir wenigstens, ob mein Betragen, seit ich deine Hand erhielt, — —"

„Vollende diese Frage nicht! Es war unta-delhaft!“

„Ach, ich sah, daß du glücklich wurdest durch mich! sah, daß meine Zärtlichkeit dein Leben versüßte; und scheute mich nun, den Traum zu verscheuchen, der — freilich durch meine Schuld! — deine Sinne berauschte. Tausendmal schwebte auf meinen Lippen ein aufrichtiges Geständniß; tausendmal verschloß eine falsche Schaam mir wieder den Mund. Aber fest hatt' ich im voraus schon mir einen Zeitpunkt gesetzt. Jetzt, da Marianne die Genossin eines edlen Gatten, das Mitglied einer neuen Familie werden soll, — jetzt —“

„Ich verstehe dich. Einen Gemahl glaubtest du nicht so täuschen zu dürfen, wie du den Vater täuschtest! O Louise, wie zutrauungslos war dein langes Schweigen! Wie grausam dürfte nun, für Mariannen wenigstens, dein spätes Reden werden! Wenn ich nun entscheide, wie ich — kann. Wenn dieses unschuldige, von erster Kindheit an mit eitler Hoffnung aufgewachsne Mädchen jetzt plötzlich erfährt, wer sie nicht ist; wenn sie in eben dem Zeitpunkt, wo, ihrer Erwartung nach, des Lebens schönstes Glück ihr winkt, sich wieder zurückgesetzt sieht, — Louise, erst nach einer Stunde werd' ich dein Urtheil fällen!“

Er verließ sie schnell, und verschloß sich in sein Gemach. Louise wagte es nicht, nur durch ein einziges Wort ihn zurück zu rufen. Furchtbar war die Stunde, die ihr vorüber schlich; ruhiger ist die letzte Stunde, in welcher ein ungern Sterbender dem Hochgericht entgegen wankt. Ihres Gemahls letzte Worte schollen immer ernster, immer drohender in ihr Ohr. Sie fühlte die schreckliche Besorgniß, ein unschuldiges Mädchen unglücklich gemacht zu haben; — sah sich selbst wieder zurückgestoßen in Schmach und Verspottung, sah sich getrennt von ihrem Gemahl, — glaubte Alles verloren zu haben, seine Liebe und seine Achtung. Jede Minute dehnte sich ihr zu Monaten aus. Sie wagte es nicht, ihr Zimmer zu verlassen, — nicht Mariannen, nicht die geringste ihrer Aufwärterinnen zu rufen. Sie glaubte, auf ihrer Stirne stehe, nicht blos, daß ein Kummer, sondern auch, w e l c h e r Kummer sie foltre? Sie fuhr noch bänger zusammen, als jetzt die Thür ihres Kabinetts wieder aufging, als ihr Gemahl wieder herein trat. Sie erkühnte sich nicht, die Augen gegen ihn aufzuschlagen. Doch mild nahm er sie bei der Hand.

„Sey ohne Sorgen!" sprach er. „Dein Richter verzeiht! Ja, noch mehr, er verzieh dir schon, bevor er hinweg ging. — Nur, um doch einigermaßen deinen Trug zu bestrafen, nur, um im eignen

Herzen desto sichrer zu seyn, daß nicht Ueberraschung allein, sondern auch Ueberlegung wirke, wählt' ich mir diese Bedenkzeit. Weib meiner Seele, Wonne meines Lebens, ich vergebe dir vom Grund meines Herzens. Ich segne die List sogar, die für mich ein Quell von so mancher Seligkeit ward. Sie hat mich nicht zum beglückten Gatten allein, sie hat mich auch zum Biedermanne gemacht. Dir gehörte meine Hand, auch ohne Anspruch der Mutter! — Wohlan, Marianne, meine angebliche Tochter sey hinfort auch meine angenommene; sey einst die Erbin meines ganzen Vermögens! Ich will dieß befestigen nach jeder Vorschrift der Gesetze. Doch ehe sie selbst das Geheimniß ihrer Geburt erfährt, soll Bardenburg es wissen, und wählen! Sein Wort bürgt mir für Schweigen auf jeden Fall."

Louise wollte noch einmal zu den Füßen ihres Gemahls sinken; er verhinderte es durch die zärtlichste Umarmung. Seine Küsse trockneten ihre Thränen. Bardenburg ward gerufen; er staunte gleichfalls bei dieser Eröffnung; doch wie er wählte, bedarf wohl kaum erst einer Meldung. Ja, um seine Schwiegereltern ganz zu überzeugen, daß er in seiner Braut bloß — Mariannen selbst, und nicht die gesetzliche Erbin liebe, bedung er sich, daß jede

Verfügung ihrenthalben erst nach der Hochzeit geschehe. Erst nach der priesterlichen Einsegnung und am ersten Morgen ihrer schon vollzognen Ehe ward die junge Frau mit sich selbst bekannter gemacht. Knieend dankte sie dann ihrem edlen Vater, küssend ihrem edlen Gemahl für ihre Güte. Nun erst verstand sie die ehmaligen Zähren ihrer zweiten Mutter; aber nie sah man deren eine wieder fließen.

Meißner.

# VII.

## Wer war der Weiseste?

### Eine Erzählung. *)

Wirbelnde Rauchwolken schlugen aus einem Schutthaufen empor, der einst Iliums Mauern, Tempel und Palläste hieß, und jetzt unter dampfenden Trümmern die Gebeine Priamus, seiner Kinder und seines Volkes barg; mit gesenktem Haupte folgten Troja's

*) Der Verfasser wünscht, daß die Bekannten mit der ausländischen Litteratnr das Vorbild, das dieser Erzählung vorschwebte, nicht verkennen, die Uebrigen aber keines ahnen mögen. Die Gründe, warum er von ihm sich eben so sehr, als von den Sagen des Alterthums entfernte, glaubt er rechtfertigen zu können.

edelste Töchter den übermüthigen Siegern, ein Spiel der Stürme und der Wogen, auf offenem Meere ihr Grab zu finden, oder den Tod von Ufer zu Ufer zu suchen; ruhig schlummerten auf den blutgedüngten Feldern Patroklus, Hektor und Achilles, und Ein Windstoß trieb die Asche von Tausenden durch einander, die sich im Leben feindselig bekämpft hatten: als — Prinzessin Helena und Prinz Menelaus, in der gemüthlichsten Stimmung, Lacedämon mit vollen Segeln zuflogen; sie, indem sie in ihrem Auge eine glänzende Thräne zerdrückte, daß der Prinz sie auch nur einen Augenblick im Verdacht hätte haben können; er, indem er bei allen Göttern des Olymps jeden Zweifel an ihrer Treue und ihrer Tugend verschwor; beide in der besten Laune von der Welt, und höchst verwundert, wie man um ein Nichts einen so entsetzlichen Lärmen hätte machen können.

„Es sollen“ fing die Prinzessin nach einer Pause an, und lächelte ihrem Bilde zu, das der Meeresspiegel strahlend zurück warf, „es sollen jetzt sehr schöne Athleten zu Sparta seyn.“ Der Prinz fuhr mit der Hand über die Stirn, und suchte nach einer Antwort: da warf ein plötzlich aufsteigender Sturm das Schiff durch die Cykladen, und drohete es an die umbrandeten Felsen von Kos zu zertrümmern.

„Unbeständigster,“ lispelte Helena mit einem dießmal aufrichtigen Seufzer, und ein goldner Dreifuß, — ihr einziges aus Troja's Flammengrabe gerettetes Kleinod, — sank aus ihrer Lilienhand in die empörten Fluthen, „Unbeständigster aller Götter, beschütze ein Weib, das dir nur zu sehr gleicht!“

Der Vorwurf des Flattersinnes aus einem schönen Munde hat noch keinen Sterblichen beleidigt. Auch der Gott schien nicht entrüstet. Die Stürme verstummten, die Wogen sanken, und Helenens Bild hüpfte wieder auf den gleitenden Wellen.

---

„Wie hoch der Zug?“ — riefen sechs hundert Jahre nachher zwei reisende Milesier einem Fischer zu, der am Gestade von Kos sein Netz ausspannte.

„Zwölf Drachmen.“

„Topp!“ sagten die Reisenden. Das Netz sank hinab; aber kaum vermochte des Fischers nerviger Arm, es mit der angestrengtesten Kraft herauf zu ziehn. Helenens Dreifuß lag auf dem Boden des Netzes.

Ein reicher Fang, wenn auch nicht für die Wettenden, doch für die Gerichtshöfe und die Sachwalter zu Kos. Den Dreifuß in gerichtliche Gewahrsam zu nehmen, war das Erste, was jene — den Handel nach den dunkelsten Auslegungen der

deutlichsten Gesetze zu verwirren, das Angelegentlichste, was diese zu thun hatten.

„Es ist," behaupteten die Anwälde des Fischers, „auf den Zug eines Netzes in den Händen eines Fischers gewettet, folglich nur auf die Fische, die der Zug enthalten würde."

„Nein," schrie die Gegenpartei, „es ist auf den Zug im Allgemeinen gewettet, ohne zu bestimmen, was er enthalten könne und möge."

„Die ganze Wette gilt nicht," replizirten die erstern, „eben weil der Gegenstand nicht bestimmt ausgedrückt ist."

„Was kann klarer und bestimmter seyn," duplicirten die andern, „als das Wort: Zug, das heißt: Alles und jedes, was mit einem Netze, oder auf was andre Weise herauf gezogen wird, und also gilt die Wette."

„Die Verordnungen unsrer Stadt von dem Jahre — —"

„Entscheiden nichts, weil sie eine ganz andre Erklärung zulassen, auch wenn sie nicht längst abgeschafft wären."

Und wirklich hatte im Verlauf des Prozesses die Verfassung von Kos eine gänzliche Umschmelzung erlitten. Der Fischer war mit seinen Hoffnungen lange hinüber geschlummert, und gern wären die

Erben der beiden Milesier jeden Vergleich eingegangen, hätten ihre Sachwalter es ihnen erlaubt.

Die Richter hatten so vieles und so verschiedenes Interesse in den Handel zu flechten gewußt, daß die vornehmsten Familien zu Kos, und bald auch die ersten zu Milet einen erbitterten Theil daran nahmen. Schon drohete — ihrem Plan freilich zuwider! — die Flamme des Krieges empor zu lodern. Um sie zu ersticken, mußten sie wohl oder übel, was sie für aufgelaufene Gerichtsgebühren im Geiste schon sich zugeeignet hatten, der Entscheidung Apollons überlassen.

---

Die Orakelsprüche haben vor den Sprüchen des gemeinen Menschenverstandes das voraus, daß sie auf eine dunkle Frage eine noch dunklere Antwort geben, ohne sich auf eine Erläuterung weiter einzulassen.

„Wem gebührt der goldne Dreifuß?" fragte die Gesandtschaft.

„Dem Weisesten," antwortete die Pythonissin.

Aber wer ist denn der Weiseste? Diese Frage setzte den Senat zu Kos in eine neue und nicht geringere Verlegenheit. Die guten Leute! Sie zählten in Allem nicht mehr als sieben Weise, und konnten nicht einmal den Weisesten heraus finden. Wie glück-

lich wir! In einem Zustrom von neuen Weisen, der jährlich einige ältere wegspühlt, — schämen würden wir uns, Dank sey es unsern kritischen Blättern, unsern gelehrten Ranglisten! wenn wir uns nur einen Augenblick besinnen könnten.

„Was zerbrechen wir uns nur die Köpfe?“ fing endlich das älteste Rathsglied an. „Die Weisen müssen es doch am besten wissen, wer von ihnen der Weiseste ist. Laßt uns sie selbst fragen!“

Die Sitzung hatte sich schon um die Mittagsstunde hinaus gezogen, und seine Meinung ging einstimmig durch.

Der Rathsschluß war vortrefflich; nur hatte er mit dem Götterspruch den kleinen Fehler gemein, daß er um ein paar tausend Jahre zu zeitig kam. Jetzt freilich, — und triebe jeder Tag einen neuen Weisen hervor, — würde der Erste, den sie fragten, ihnen aufs Haar vorrechnen, wie viel die Uebrigen sämmtlich — nicht wissen, und durch eine bescheidene Anwendung auf den Umfang s e i n e s Wissens ihnen alle weitere Nachfragen ersparen. Aber dazumal — die Zeiten ändern sich, sagt ein Sprichwort, und sagt auch diese Geschichte. Es würde mir nur leid thun, wenn sie dadurch an Glaubwürdigkeit verlieren sollte.

Wer gerade keine gelehrte Abhandlung, oder keine kurze Einleitung schreibt, oder überhaupt die Prolegomenen nicht liebt, fängt mit dem Nächsten an. Thales trug damals zu Milet unter einem ungeheuern Zulauf Physik und Metaphysik vor. Unsre Abgeordneten wandten sich daher zuerst an ihn.

Seinen Zulauf verdankte er vorzüglich zwei neuen Entdeckungen, die alle gelehrten Journale und alle philosophischen Clubs beschäftigten: dem Urstoff aller Dinge und der Weltseele. Jener war — das Wasser; diese wohnte, von ihr unzertrennlich, wie die Schnecke von ihrem Hause, in der Materie: Ansprüche genug, ihm den goldnen Dreifuß anzubieten.

Er kam eben mit einigen Falten mehr, als dazumal die Stirnen der Weisen trugen, von einem akademischen Vortrage.

„Meine Freunde," erwiederte er ihrer Anrede, mit der ich, so wohlklingend sie war, meine Leser verschonen will, „es stünde um meine Weisheit und meine Entdeckungen ganz gut, wenn ich mich selbst nur von ihrer Wahrheit überzeugen könnte. Ich definire und definire in meinen Vorlesungen; aber — unter uns gesagt — ich sehe deßhalb um keinen Stich heller. Gestern machte ich in meinem Hörsaale Feuer aus Wasser, und es gelang mir nicht übel, als einer meiner Zuhörer mit der Frage einfiel: wie denn alle nur mögliche Wassertropfen jenen Flam-

mensee bilden könnten, den wir die Sonne nennen? Was sollte ich antworten? Diesen Morgen schlug ich ihnen die Weltseele aus der Materie, wie den Funken aus dem Kiesel, und war eben im Begriff, einige Dämonen aus dem Bernstein springen zu lassen, als mich mitten in meinen Experimenten der Einwurf durchkreuzte: wie denn diese Eine, selbstständige, jedem Atom inwohnende Seele sich so verschieden in dem Habicht und der Taube, in dem Lamm und dem Tiger, in dem Maulwurf und dem Schmetterling ankündigen könne? Ich mußte die Auflösung für die nächste Stunde aussetzen. Zwar weiß ich wohl, wie ich mir helfen kann: durch die etwas dunkle Lehre von den Metamorphosen. Aber gegen euch, Gesandte Apollons, habe ichs kein Hehl: ich kann den Knoten nicht lösen. Indeß, — wenn ich meine Schüler nur nicht abschrecke, auf den verschlungnen Pfaden des Nachdenkens fortzuschreiten: mehr verlange ich nicht. Kann ich ihnen durch mein Beispiel Muth, Hoffnung und Ausdaurung einflößen, und hätte ich ihnen auch den Schleier nur gelüftet, der über das große Räthsel der Natur gebreitet liegt, und den einst Weisere vielleicht heben: mein Zweck ist erreicht. Nein, meine Freunde, Wißbegierde ist nicht Weisheit, Forschen nicht Ergründen. Und wie nun? wenn nun die Natur es keinem Sterblichen vergönnt hätte, sie in ihrer geheimen Werkstätte zu belauschen,

so wäre ja meine ganze Weisheit ein Schild nur, hinter dem — meine Thorheit verborgen wäre. Wollt ihr meinem Rathe folgen, so wendet euch an Solon. Er hat sich von den Steppen der spekulativen in das fruchtreiche Gebiet der praktischen Weisheit geflüchtet. Sein Studium ist der Mensch, und sein Zweck, ihn weiser, gerechter und glücklicher zu machen."

Die Abgeordneten folgten seinem Rath, und schifften nach Attika über.

---

Sie trafen den Gesetzgeber von Athen eben nicht in der heitersten Stimmung. Er ging mit starken Schritten auf und ab; im Winkel saß ein liebenswürdiges Geschöpf von etwa vierzehn Jahren, und weinte.

„Da habt ihr eure Zeit trefflich gewählt!" unterbrach sie Solon, als sie mit einer feinen Wendung von ihrem Auftrage zu seinen Verdiensten um den Staat überlenkten; „ich stehe auf dem Punkt, den Kopf zu verlieren! Was habe ich nicht gethan, um dieß Volk glücklich zu machen! Und wohin ich den Fuß setze: Undank, schreiender Undank! „Du hast das Landvolk vortheilhafter bedacht!" murrt mir der Seemann, — „du hast uns den Städtern nachgesetzt!" grollt mir der Landmann ent-

gegen. Thue ich einen Schritt in die Stadt, da tobt der Lärmen noch ärger. Jede Bürgerclasse, jedes Gewerk fällt mich an, daß meine Gesetze nicht ausschließend für sie, und zum Nachtheil aller übrigen sprechen. Mißmuthig und betäubt schleiche ich heim: zu Hause erst fängt meine Noth an. Da sitzt der kleine Dämon, den mir im Zorn die Götter ins Haus sandten und schmollt und weint. Das zählt noch keine funfzehn Sommer, und meistert mich, und will klüger seyn, als ich."

„Ja, das bin ich!" rief der hübsche Dämon, und stampfte mit seinem Füßchen, „und wärst du der einzige Weise in ganz Griechenland. Ich bin doch wenigstens billig, und hindere Keinen, und lasse Jeden thun, was ihm gut dünkt.

„Da hört ihr den Trotzkopf," fiel der Gesetzgeber ein, „und worauf trotzt er? Daß ihm gewisse Leute weiß machen, sein Lärvchen wäre hübsch. — Aber sie sollte sich einmal sehen, wie häßlich sie ihr Eigensinn macht!"

„Nun gut," versetzte Glycere, „ich will häßlich seyn! Warum verkaufst du mich nicht? warum hältst du mich?"

„Und wo wolltest du hin, Unbesonnene? Wo fände sich ein Andrer, der so gut, so nachsichtig wäre, wie ich?"

„Eine schöne Güte, eine schöne Nachsicht, mir nicht einen Zollbreit Freiheit zu lassen!“

„Und wißt ihr,“ wandte sich Solon zu der Gesandtschaft, „was sie ihren Zollbreit Freiheit nennt? Täglich und stündlich einen jungen Wildfang zu sehen, in den sie sich vergafft hat, und der von früh bis in die Nacht, wie ein Dieb, um mein Haus schleicht. Kaum habe ich den Rücken gewandt, um mich in den Senat oder ins Lyceum zu begeben, wie vom Winde ist er ins Haus geweht; und wenn ich sie zusammen ertappe, ist ihre Rechtfertigung: er sey jünger und hübscher, als ich.“

„Das ist er auch,“ rief Glycere, indem sie aufsprang, „er ist jünger und hübscher! Ich hole ihn selbst, und die Fremden mögen entscheiden.“

Hier riß dem Legislator die Geduld; er befahl ihr ernstlich, sich zu entfernen.

„Der junge Brausewind,“ fuhr er fort, „über den wir in einem ewigen Krieg leben, heißt Pisistratus, ein Schüler von mir, an dem ich als Vater gehandelt, den ich gezogen und gebildet habe. Zum Dank dafür, macht er sich über meine Lehren und meine Gesetze lustig.“

Die Abgeordneten erstaunten.

„Ja, ja,“ sagte Solon. „Meine Lehren nennt er Krücken für Sieche, welche die Gesunden wegwerfen; meine Gesetze Gespinnste, worin die Stuben-

fliege

fliege hängen bleibt, und welche die Raubfliege zerreißt."

„Warum verschließt du denn dem Unverschämten dein Haus nicht?"

„Da kennt ihr ihn! Verriegelte ich die Thür, durchs Fenster würde er sich herein stehlen; vermauerte ich das Fenster, er würde doch einen Spalt finden, wo er einschlüpfen könnte. Meine Sklaven hat er Alle auf seiner Seite; heute verkaufe ich sie, morgen stehen die neuen sämmtlich in seinem Sold. Alle Schleifwege zum menschlichen Herzen liegen ihm offen. Entzieht euch dem Druck seiner Hand, er angelt euch mit einer Thräne im Auge; widerstrebt der Ueberredung auf seinen Lippen, er fängt euch mit einem noch beredteren Schweigen. Nein, der soll noch geboren werden, der ihm widerstünde! Hundertmal habe ich es mir gelobt, auf ihn böse zu seyn; vergebens! „Warum," schmeichelt sich der Schlaue an mich, „warum, mein ehrwürdiger Lehrer, uns um eine Sklavin entzweien? Mein Jugendfeuer in deiner Brust, dein Silberhaar auf meiner Scheitel, und ich würde nicht einen Augenblick anstehen, sie dir abzutreten. Sage selbst einmal aufrichtig, wem sie entbehrlicher ist, dir oder mir?" Ehe ich mich's versehe, hat er mich umgestimmt, und, was das Schlimmste ist, ich muß ihm im Grunde Recht geben."

„So würde ich doch," meinte einer der Deputirten, „förmlich mit ihm brechen, um mir nur den Ruhestörer vom Halse zu schaffen."

„Das darf ich wieder nicht," versetzte Solon. „Er würde mich bei dem Volke für verliebt, für eifersüchtig, für neidisch, — weiß ich's, wofür Alles? ausschreien; und, was er ihm vorschwatzt, das Volk glaubt dem glattzüngigen Jüngling. Da ist kein Stand, dem er nicht schmeichelt, kein Unzufriedener, dem er nicht sein Ohr leiht, kein Narr, mit dem er nicht Geduld hat. Versprechungen strömen aus seinem Munde, Geschenke aus seinen Händen. Und wenn das Volk, indeß ich mißmuthig vom Markte schleiche, ihn im Triumph nach Hause geführt hat, so kommt er zu mir, und behauptet mir in's Gesicht, ich würde mit diesem Volke nun und in Ewigkeit nicht zu Rande kommen; ich kenne die Athener nicht; eitel und unbesonnen, flatterhaft und eigensinnig, undankbar und nur aufs Neue erpicht, spotteten sie meiner Gesetze, und würden unaufhörlich Kinderstreiche begehn, bis sich ein gewandter und entschlossener Kopf fände, der sich an ihre Spitze stellte, und sie am Gängelbande zu führen wüßte, und dieser — wäre Niemand, als er!"

„Der Mensch wird von einem Dämon regiert!"

„Und von einem sehr gefährlichen! Wie ich euch sagte, er liebkost die Menge, und das ist der

wahre Talisman, sie zu beherrschen. Er sagt es laut; er vermißt sich hoch und theuer, er wolle sie noch Alle, wie einen Bienenschwarm, einfangen; und wenn ich über seine Großsprechereien endlich die Geduld verliere, so fordert er mich heraus, ihn nicht mehr zu lieben, und schwört bei allen Unsterblichen, daß ich sein Freund seyn und bleiben werde, ich möge mich sträuben, wie ich wolle. Entscheidet nun selbst, ob ein Mann, der sich von zwei tollen Plagegeistern so in die Enge treiben läßt, daß er nicht aus noch ein weiß, der Weise seyn könne, den ihr sucht. Ihr habt ja in eurer Nähe Thales von Milet. An den wendet euch. Der Friede, der in seinem Innern herrscht, wird von keinen Stürmen getrübt."

„Ach," sagten die Abgeordneten etwas kleinlaut, „er eben hat uns zu dir gewiesen, er ist mit sich nichts weniger als zufrieden."

„Wie," entgegnete der Gesetzgeber, „hat er etwa auch eine kleine Sklavin, die ihm den Kopf warm macht, einen Hausfreund, der in seiner Abwesenheit ihr die Zeit vertreibt, und ein unlenksames Volk, das sich nicht Zügel und Gebiß anlegen läßt?"

„Das nicht. Aber dagegen eine Weltseele, die ihm die Stirn so heiß macht, als dir deine Sklavin; einen Urstoff, der ihn so sehr plagt, als dich dein Hausfreund; und Zweifel, die er so wenig, als

du dein Volk, zur Ruhe bringen kann. Er quält sich, sagt er, zu erklären, was er nicht weiß."

„So geht zu Bias! In ruhiger Abgeschiedenheit vergißt er in seinem Städtchen Priene die Welt, und giebt sich mit keinen Erklärungen ab, als höchstens der Räthsel, die der König von Aegypten, und der Gryphen, die der König von Aethiopien verfertigt. Er läßt die Geheimnisse der Natur Geheimnisse seyn, die Welt gehen, wie sie will, und hat, um den Frieden in seinem Innern zu sichern, der Wissenschaft, wie der Welt, ewiges Lebewohl gesagt."

Die Abgeordneten begaben sich zu Bias.

---

Eine trübe Wolke hing über Bias Stirn, als man die Gesandtschaft einführte.

„Ach, meine Freunde," rief er ihnen entgegen, und sein Gesicht heiterte sich plötzlich auf, „ihr bringt mir gewiß eine frohe Bothschaft. Habt ihr etwa meinen Hund gefunden?"

Die Abgeordneten machten große Augen; das Wort erstarb auf ihren Lippen.

„So wißt ihr doch wenigstens, wo er ist?"

Die Abgeordneten konnten noch immer keine Sylbe aufbringen.

„Nicht?" dehnte der Weise in dem trostlosesten

Tone. „Was in aller Welt denn kann euch zu mir führen?"

Jetzt entledigten sie sich ihres Auftrages, und überreichten ihm den goldnen Dreifuß.

„Was?" schrie Bias. „Mir einen goldnen Dreifuß? Sagt mir nur, was ich damit anfangen soll! Das Orakel, das ja Alles weiß, thäte besser, wenn es mir sagte, wo mein Hund ist. Die Barbaren! Mir das Einzige, was noch einen Werth für mich hatte, mir meinen Hund zu rauben! Von Allem hatte ich mich losgerissen, auf Alles Verzicht gethan, auf Ehrenstellen, Glücksgüter, auf alle Freuden des Lebens. Nichts verlangte ich. Ich selbst bauete meinen Acker, mein Gärtchen; wo ich säete, wo ich pflanzte, mein Hund begleitete mich. Er folgte mir unter mein Strohdach, theilte mein ärmliches Mahl, schlief an meiner Seite, und sprang, wie ich die Augen aufschlug, liebkosend auf mein Binsenlager. Und auch dieß Glück gönnte mir der Neid nicht. Sie ruheten nicht, bis sie uns getrennt, ihn mir entrissen, — ach, wer weiß, ob sie ihn nicht gar getödtet haben? Nein, es ist himmelschreiend! Eine Boßheit, für die sich keine Strafe aussinnen läßt!"

„Wir nehmen," erwiederten die Deputirten, halb erstaunt, halb gerührt, „herzlichen Theil an einem Verlust, der dir allerdings empfindlich seyn muß. Aber sollte er nicht zu ersetzen seyn?"

„Unersetzlich,“ rief Bias, und schlug die Hände über den Kopf, „unersetzlich für den, der auf der ganzen Welt nichts weiter zu verlieren hat! Alle Schläge des Schicksals, mit ruhiger Brust habe ich sie aufgefangen: meinen Lippen entfloß keine Klage, meinem Auge keine Thräne. Mein Vaterland, das ich vom Untergange rettete, lohnte mir mit Undank: ich ertrug es. Jüngere, für die nichts sprach, als ihre Geburt und ihr Gold, wurden mir vorgezogen: ich schwieg. Meine Rathschläge wurden verachtet: ich zog mich von den öffentlichen Angelegenheiten zurück, und gab keinen Laut von mir. So mancher Wittwe hatte ich ihr Scherflein, so manche Waise aus den Klauen der Habsucht, so manche schutzlose Unschuld von der Verfolgung eines mächtigen Wollüstlings gerettet, und wohl that es meinem Herzen, war die Rede von einem ungerechten Handel, und ein ehrlicher Bürger drückte mir die Hand, und flüsterte: „Bias würde sich der Sache annehmen!“ — und mich brachte die offenbarste, die schreiendste Chikane um ein sauer erworbenes Vermögen: ich ließ es fahren, und murrete nicht. Meine Gattin, die ich aus dem niedrigsten Sklavenstande zur Geliebten meines Herzens, zur Gefährtin meines Lebens hob, entfloh mit meinem Jugendfreunde: ich sandte ihnen kein bittres Wort nach. Meine Kinder wandten mir den Rücken, und verließen den gebeugten

Greis: ich habe meinen Kindern verziehn. Trete einer auf, und sage, daß es Bias an Muth fehle, zu dulden! Aber wenn mir nun noch der einzige Freund, der mir in die öde Einsamkeit folgte, und mich in ihr nicht verließ, wenn mir nun noch mein Hund entrissen wird, — nein, da hat meine Standhaftigkeit ein Ende."

„Aber," wandten die Reisenden ein, und suchten nach dem mildesten Ton, der ihnen zu Gebothe stand, „wie kann an einer solchen Klippe der Weiseste der Weisen — —"

„Der Weiseste?" fiel Bias ein. „Und wer sagt euch, daß ich der Weiseste bin? Wann habe ich mich dafür ausgegeben? O nein, den Göttern sey Dank! so thöricht bin ich nicht."

„Und doch, wo wir nur fragen, tönt uns, wie aus einem einstimmigen Echo, die Antwort entgegen: der Weiseste ist Bias."

„Ist Bias! Ist Bias! Sie sprechen davon, wie der Blinde von der Farbe. Aber wenn Bias außer sich geräth, wenn er Feuer und Flammen sprüht, weil man ihm seinen Hund geraubt hat, so werden sie da stehen, und die Augen aufreißen. Nein, Bias ist ein guter, ehrlicher Mensch, dem man wehe thut, und der es fühlt, daß man ihm wehe thut. Sucht euch einen von einem gediegnern Charakter, von einer Stahlhärte, die keinen Rost

und keine Scharte fängt. Chilon zu Sparta ist euer Mann."

„Auf denn nach Lacedämon!"

---

„Wo wohnt," war die erste Frage der Abgeordneten, als sie in Sparta eintrafen, „wo wohnt der weise, der standhafte — —"

„Chilon?" fing man ihnen den Nahmen aus dem Munde. „Er ist nach Pisa zu den olympischen Spielen gereist."

Sie nahmen sogleich Extrapost, und kamen noch zu rechter Zeit an, um dem Wettringen und dem Faustkampf beizuwohnen.

In stummer Erwartung hingen Aller Augen an einem Athleten von herkulischem Körperbau, der in der Mitte des Stadion's trotzig und herausfordernd stand. Der Ruf seines Nahmens, der ihm voraus geeilt war, die Menge von Kränzen, die er errungen hatte, hielten Jeden ab, sich mit ihm zu messen, und die Wenigen, die es gewagt, hatten gleich in den ersten Gängen die Riesenkraft seines Armes so empfindlich gefühlt, daß sie beschämt abtreten, oder sich mußten wegtragen lassen. Er allein, und ohne alle Waffen, — war noch das Wenigste, was man von ihm erzählte, — hätte auf einem Gebürge einen Löwen mit bloßen Faustschlägen erlegt, einen wüther-

den Stier bei den Hinterfüssen so fest gefaßt, daß das Thier nur mit Verlust seiner Hufe sich hatte losreißen können, und auf einem überöhlten Granitblock dem stärksten Anlauf unerschütterlich widerstanden. Es war Polydamas aus Thessalien.

Endlich trat ein Jüngling, kühn und entschlossen, in die Schranken; der Herold rief seinen Nahmen: Epitelides, Chilons Sohn, aus Sparta! und sogleich flogen alle Blicke nach dem Vater, der, das flammende Auge unverrückt auf den beginnenden Kampf geheftet, zwischen zwei Ephoren saß.

Das ganze Wettringen mahlte sich in dem Muskelspiel des alten Spartaners. Mit gesenkten Häuptern stießen die Kämpfenden gegen einander; Knie gegen Knie, Stirn gegen Stirn gestemmt, drangen sie, wie eingewurzelt, auf einander ein: der Greis saß mit steif vorgespanntem Nacken, und Ströme von Schweiß rieselten ihm von der aufgetriebnen Stirn. Nun rangen sie mit in einander gewundenen Armen: Chilon's Arme rankten sich krampfhaft um seine Brust. Es gelang dem Jüngling, den Thessalier niederzubeugen: der Vater drückte die geballte Faust in das aufgestemmte Knie. Wiederum riß Polydamas den Jüngling nieder: die Muskeln des Alten zuckten im fieberhaften Zittern. Jetzt faßte überwältigend Epitelides den Thessalier um den Leib: Chilon war aufgesprungen, und stand, beide

Arme athemlos um eine Säule geklammert. Polydamas stürzte zu Boden, eine aufgehobene Hand bekannte sich überwunden; der Kampfplatz ertönte vom jubelnden Geschrei: Epitelides Sieger über Polydamas! — Chilon lag in den Armen der Ephoren, bleich und ohne Besinnung.

Sobald er sich etwas erholt, und die Umarmungen seines Sohnes, die Glückwünsche der vornehmsten Spartaner empfangen hatte, naheten sich die Abgeordneten, und bezeugten ihm ihre Freude über seinen doppelten Triumph: den Sieg seines Sohnes, und — Chilon horchte hoch auf — den goldenen Dreifuß, der, nach Apollons Ausspruch, dem Weisesten, folglich ihm gebühre.

„Ja, ich verdiene diesen beißenden Spott!" sagte Chilon, indem er sie bei Seite führte.

„Spott?" fragten die Gesandten erstaunt.

„Oder wäre es wirklich euer Ernst? — — Ihr solltet es wirklich nicht wissen, daß nur der ein Weiser ist, der, eben so gleichmüthig bei den Liebkosungen, als bei den Schlägen des Schicksals, sich nie von keiner Leidenschaft bemeistern läßt? Mit einigen — den furchtbarsten, schmeichelte ich mir, — war es mir so ziemlich gelungen: ich hatte in meiner Brust die Ehrsucht, die Wollust, den Zorn, bezähmt; und gerade die, vor der ich mich am sichersten glaubte, gegen die ich am wenigsten auf

meiner Huth bin, — wie ein Schwächling unterliege ich ihr. Ich hatte den Neid zum Schweigen gebracht, selbst meine Feinde verstummten; das Glück lauscht mir den unbewachten Fleck ab, und giebt mich, wie ein Kind, mit dem es sein Spiel treibt, dem Spott von ganz Griechenland Preis."

„Wem könnte," versetzten die Deputirten, „nur der Gedanke an Spott bei einem Gefühle in den Sinn kommen, das dem Herzen eines Vaters so natürlich — —"

„Und doch nichts als Schwäche ist. Wie? weil mein Sohn mehr Muskelkraft hat, als ein Andrer, habe ich so wenig Seelenstärke, daß ich über seinen Triumph in Ohnmacht sinke? Weil mein Sohn als Sieger — im Ringen ausgerufen wird, sieht mich ganz Griechenland auf dem Punkt, für Freude den Geist aufzugeben? Was hätte ich denn thun wollen, wenn er, mit Wunden bedeckt, der Retter seines Vaterlandes, aus der siegreichen Schlacht in meine Arme zurück gekehrt wäre? O, ich höre im Geiste schon Alles, was die Spartanerinnen von mir sagen werden; sie, die, ohne Seufzer, ohne Wehklage, das thränenlose Auge dankbar zu den Göttern erheben, wenn man ihnen, auf Schilden gestreckt, die durchborten Leichname ihrer Söhne bringt. Nein, wer dem Glück so wenig gewachsen ist, darf es noch weniger mit dem Unglück aufneh-

men. Meine ganze Weisheit ist ein gebrochener Stab, auf den ich mich nicht mehr zu stützen wage. Ach, und wenn ich mit der Sonde noch tiefer fahren, wenn ich forschen wollte, warum denn eigentlich es mich so ärgert, daß ich mich dem Volke zur Schau gab: — nein, meine Freunde, bringt den Preis der Weisheit Myson, diesem ächten Spartaner; der ist nicht, wie ich, ein schwacher, eitler Greis."

---

Jedermann kannte Myson, Jeder wußte die Gesandtschaft zu ihm zu weisen; aber Niemand wollte gern sie bei ihm einführen. Alles pries seine Weisheit, ganz Sparta war stolz, ihn zu besitzen; aber Keiner kam ihm gern in den Wurf, wenn er — ein seltener Fall! — aus seiner Eremitenhütte sich unter die Menschen verirrte. Myson war eine Art von einsiedlerischem Waldbären, an dessen Höhle man in so weitem Umkreise, wie möglich, und nur mit einem geheimen Schauder vorüber schleicht.

„Habt ihr mich, oder hat euch das Orakel zum Besten?" fuhr der Troglodyt sie an, als kaum das erste Wort ihres Auftrages ihnen entfallen war. „Geht mir mit euerm Dreifuß! Wahrlich! Apollon müßte sich schlecht auf Menschen verstehn, wenn er mich hätte meinen können. Ich bin kein Weiser,

und, um meine Wassersuppe zu kochen, brauche ich euern Dreifuß nicht."

„Eben diese Verachtung des Goldes, diese Entfremdung von aller Weichlichkeit und Ueppigkeit, die selbst den Spartanern Bewunderung abzwingt; diese Freiheit der Seele, womit du, die Laster, die Schwachheiten dieser Welt tief unter dir —"

„Haltet ein!" rief der Mysanthrop. „Wollten die Götter, es wäre von dem Allen, was ihr da schwatzt, nur der zehnte Theil wahr! Aber den Heuchler — gegen Apollons Gesandte den Heuchler zu spielen: so schlimm bin ich denn doch nicht. Man hat mich euch als Menschenfeind geschildert? Man hat Recht. Ich bin es; ich hasse die Menschen; aber keinen mehr, als mich, weil von allen keiner meinen Haß mehr verdient, weil ich mit keinem so viel Ursache habe unzufrieden zu seyn, als mit mir selbst."

„Deine Bescheidenheit, die sich gegen deinen Werth auflehnt, — —"

„Ach, mit der Bescheidenheit hat es gute Wege! Ich kenne mich, und weiß recht wohl, auf welchem Pfade ich das ward, was ich bin. Ich entzog mich den geselligen Verbindungen: — etwa weil mich die tiefe Gesunkenheit, das Verderbniß unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse empörte? Nein! weil meine Empfindlichkeit zu reitzbar, mein Blut zu

schwer, meine Zunge nicht geschmeidig, meine Nerven nicht gelenk genug waren. Ich brach mit den Menschen: — weil ich nur in der Entfernung von so entarteten Wesen weiser und glücklicher werden könne, sagte ich laut; weil du dich ihnen gegen über nicht am rechten Platze fühlst, flüsterte ich mir leise zu. Alle die Martern, denen ich entfliehen wollte: die Langeweile, der Trübsinn, der Mißmuth, folgten mir in die Abgeschiedenheit, und umlagerten mich nur noch enger. Noch hätte ich umlenken können; aber meine Grundsätze waren so bestimmt ausgesprochen, mein Charakter so entschieden angekündigt: um ihn zu behaupten, zwang ich ihn in eine noch gewaltsamere Spannung, schwang ich mich zu einer Rauheit der Sitten hinauf, von der man selbst in Sparta keinen Begriff hatte, und stehe jetzt auf der beneidenswürdigen Höhe, — daß der freudenloseste Spartaner gegen mich ein Krösus an Genüssen ist."

„Auf die du aber verachtend herab blickst, da du ihrer so heroisch zu entbehren weißt."

„Aber warum verdrießt es mich denn, wenn Andre sich in ihnen glücklich fühlen? Warum kocht mein Blut, wenn ich mir den Athener, umringt von den MeisterWerken der Kunst, den Perser hinter goldenen Trinkgeschirren, den Sybariten auf seinem Rosenlager denke? Warum giebt es mir einen

Stich ins Herz, wenn ich über den Markt durch die Gruppen von Fremden schleiche, und hier von einem Gastmahle sprechen höre, wo man alle Sorgen im Syrakuser ertränkt habe, dort von einem Schauspiele, das noch in der Erinnerung entzücke, dort von den Reitzen einer Tänzerin, in deren Armen man sich zum Gotte träume? Warum werde ich nicht eher ruhig, bis ich zwischen meinen vier Mauern allen meinen Groll über die Weichlinge ausgeschüttet habe? „Thor," sage ich mir bei kühlerm Blut, „freuen solltest du dich! Ist es nicht ein Glück für dein Vaterland, daß seine Nachbarn weichlich sind? Gieb ganz Griechenland Sparta's Sitten, und Sparta ist morgen unterjocht. Das also ist deine gepriesene Weisheit? Greife in deinen Busen, Grollsüchtiger! Es ist Unzufriedenheit mit einer Lage, die du dir selbst schufst; der Stolz, der sich gegen die selbst aufgedrungenen Entbehrungen empört; der Neid, der aus dem Grunde deines Herzens in Menschenhaß aufgährt." — — Laßt mich meine Selbstgeständnisse abbrechen; aber für einen Weisen — sprecht selbst! — habe ich zu viel Galle. Eure Bestimmung erwartet euch zu Lindos. Im Besitz von Reichthümern, an welchen sein Herz nur hängt, um von ihnen einen wohlthätigen Gebrauch zu machen, mäßig im Genusse, der ihn nach ernsten Geschäften zu neuen Anstrengungen stärkt, lebt Kleobulos frei und glück-

lich, und läßt Jeden auf seine Weise frei und glücklich seyn."

„Er hat Recht," sagten die Deputirten zu einander; „wer des Lebens zu genießen weiß, ohne die schmale Grenze des Genusses zu überschreiten, muß der Weiseste seyn," und wollten von Myson Abschied nehmen. Aber Myson hatte die Thür hinter sich zugeschlossen, und war verschwunden.

---

Schon auf der Ueberfahrt nach Rhodos erfuhren sie, daß Kleobulos, der seit einiger Zeit das Staatsruder lenkte, jeden Dank seiner Mitbürger mit den Worten abzulehnen pflege: „Nicht mir diesen Dank, er gebührt meiner Tochter; sie ist meine ganze Weisheit, meine ganze Regierungskunst."

„Gebt Acht," witzelte einer ihrer Reisegefährten, „ihr findet sicher eine Philosophin, die jedem ihrer Ausdrücke Schwung und Tonfall giebt, auf jede Frage eine Antwort, auf jeden Zweifel ein mitleidiges Lächeln bereit hält, und alle Systeme der ältern und neuern Weisen, wie Perlen von einem Faden, von ihrer Zunge abrollen läßt."

„Oder doch," nahm ein Zweiter das Wort, „einen weiblichen schönen Geist, der, alle Nouveauté's auf der Toilette aufgeschlagen, euch die ganze Lebensweisheit epigrammatisch vorträgt; indem er

das Busentuch ordnet, euch eine Vorlesung über die Schönheit der Formen hält, und, während des Ankleidens, mit einer naiven Unbefangenheit über den Unterschied der Geschlechter philosophirt."

„Glück zu!" rief ein Dritter, „ihr seyd in dem Hafen eurer Wünsche. Lehnt der Vater den Dreifuß ab, die Tochter schlägt ihn sicher nicht aus." —

Wer mahlt ihre Ueberraschung, als sie in den Pallast traten! Eine ätherische Gestalt, die, wie eine Erscheinung aus lichtern Welten, Herz und Blick gefangen nahm, saß nicht weit vom Eingange des Vorsaales, auf dem Schooße ein holdes Mädchen, das sich liebkosend an sie schmiegte, neben ihr ein älteres Geschwister, das, — so drückte sich Eumetis gegen ihren Vater aus, — sie lehrte, was es auf dem letzten Spaziergange mit ihr erfunden hatte. Und als sie sich aus den holden Umgebungen wand, und mit einer Morgenröthe auf ihren Wangen den Fremden entgegen schwebte: — sie wußten es selbst nicht, worüber sie ihre Anrede vergessen hatten; ob über dem Nymphenwuchs, um den das weisse, mit einem blauen Bande umgürtete Gewand sich, wie angehaucht, schmiegte, oder über dem Kastanienhaar, das, mehr hebend als beschattend, um den Lilienhals seine Wellen schlug, oder über dem Blick voll unendlicher Huld und Milde, der aus ihrem schwarzen

Auge sich in sanften Strahlen brach? Ihr den Dreifuß anzubieten, daran dachten sie nicht; aber ein unwillkührlicher Seufzer hob ihre Brust, daß sich das Herz, das in ihr schlug, nicht um manche Jahre verjüngen ließ.

„Ihr wollt zu meinem Vater?" tönte jetzt ihre HarmonikaStimme. „Verzeiht, Fremdlinge, daß ihr euch einen Augenblick gedulden müßt. Er hört jetzt die Wünsche seines Volkes, die Klagen der Unglücklichen, die Bitten der Hülfsbedürftigen; ihr selbst würdet ihn in der süßesten, heiligsten Pflicht seines Berufs nicht unterbrechen mögen. So bald er frei ist, will ich euch melden."

Die Abgeordneten wünschten in ihrem Herzen, daß doch der Hülfsbedürftigen recht Viele seyn möchten, um nur diese Töne länger in sich zu trinken.

So angezogen sie sich fühlten, so unbegreiflich kam es ihnen doch vor, wie sich von diesen blühenden Lippen, um welche die kindlichste Unbefangenheit spielte, die strengen Lehren der Weisheit, die spitzfindigen Regeln der Politik einsammeln ließen.

Sie fingen an, von den Welthändeln zu sprechen: Eumetis hörte ihnen mit unerschöpflicher Geduld zu, aber das arme Kind hatte kein Wort davon begriffen. Sie lenkten das Gespräch auf die Philosophie: sie hatte von ihr so verworrene Begriffe, daß sie sie mit der heitern, treuen und standhaften Er=

füllung unsrer Pflichten verwechselte; — auf die neuere Litteratur: Eumetis kannte nicht einmal den neuesten Roman; — auf die Musik: sie sprach mit Innigkeit über die wohlthätigen Gefühle, die sie über ihre Seele ausströme, aber aus ihrem Gespräche hätte es Niemand errathen, daß sie die Laute auch für einen Kenner entzückend, und für das Herz manches edlen Jünglings nur zu gefährlich schlug; — auf den Umgang des weiblichen Geschlechts mit Männern: Eumetis Auge senkte sich beschämt, sie ahnete kaum ein andres Verhältniß, als das zu ihrem Vater und zu ihren Geschwistern.

Die Abgeordneten schwiegen, und waren, wie sie den Blick wieder empor hob, eben damit beschäftigt, der vermißten Weisheit in ihrem großen, seelenvollen Auge nachzuspüren, — woran sie, im Vorbeigehen gesagt, gleich vom Anfange am klügsten gethan hätten, — als die Thürflügel sich öffneten, und ein gedrängter Volksstrom heraus wogte. Ein Himmel voll Heiterkeit ergoß sich über das reitzende Oval ihres Gesichtes. „Den Göttern sey Dank!" lispelte sie, und drückte im überwallenden Gefühl dem ältesten Deputirten die Hand, „sie sehen zufrieden aus, auch mein Vater wird zufrieden seyn."

Das gute Mädchen hatte sich geirrt: ihr Vater war nichts weniger, als zufrieden.

„Nein, Eumetis," athmete er matt und entkräf-

tet, ohne in seinem Unmuth die Fremden zu bemerken, „sage, was du willst, es ist nicht zum Aushalten! Da ist auch nicht Einer, der von der Wuth, zu regieren, nicht besessen wäre. Weil sie mir ihre Stimmen gegeben haben, bildet sich Jeder ein, er habe mir nur seine Stelle abgetreten, und verlangt wenigstens Sitz und Stimme unter meinen GeheimenRäthen. Jeder strömt von Politik, Kriegskunde, Rechtsgelehrsamkeit, Finanzwissenschaft, Handlungskenntnissen, wissen die Götter, wovon Allem? über, und die Meinung, von der er nicht wankt noch weicht, ist sicher die tollste. Köpfe unter Einen Hut zu bringen, ist schon keine leichte Kunst, aber gar Rümpfe ohne Kopf — —“

„Geduld, mein Vater,“ fiel Eumetis bittend ein, und streichelte die Falten von seiner Stirn, „nur noch ein wenig Geduld! Die Eigenliebe bethört sie; sie ist ja immer so geschäftig, wenn wir nicht auf unsrer Huth sind! Hast du sie Alle gehört?“

„Alle, ohne Ausnahme!“

„Nun dann, Muth gefaßt! Sie werden sich's zu Hause besser überlegen, ihren eignen Vortheil einsehen, und vernünftiger zurück kehren. — Hier, mein Vater, sind Fremde, die dich zu sprechen wünschen.“

Die Abgeordneten hielten ihre Anrede, und bo-

ten ihm den Preis der Weisheit, den goldnen Dreifuß an.

Kleobulos wollte seinen Ohren nicht trauen. „Wie," rief er erstaunt und beschämt, „mir den Preis der Weisheit? Habt ihr nicht einen Solon zu Athen, einen Bias zu Priene, einen Thales zu Milet, einen Myson, einen Chilon; Männer, von denen Jeder zehnmal weiser ist, als ich?"

„Ach," seufzten die Deputirten, „wir haben die Reihe herum gefragt; sie spielen einander den Dreifuß, wie einen Fangball, zu. Keiner von ihnen will es Wort haben, daß er ein Weiser sey. Jeder klagt sich einer Schwachheit an, einer Blöße, woraus die Thorheit hervor scheine."

„Und habe ich die meinige nicht auch? Ich bin ein glücklicher Vater, aber ein Weiser bin ich nicht. Wollt ihr meine Weisheit sehn? — Hier steht sie." Er wies auf seine Tochter. „Ohne sie —"

Flehend drückte ihm Eumetis die Hand auf den Mund.

„Geh, meine Eumetis," sagte Kleobulos," dein bescheidnes Erröthen bürgt diesen Männern die Wahrheit meines Lobes."

Eumetis entfernte sich.

„Ja," fuhr Kleobulos gegen die Abgeordneten fort, „ich bin ein glücklicher Vater! Ohne dieß Mädchen, — was wäre ich? Die Bitterkeit meines

Herzens, die Schärfe meiner Säfte hätte mich längst mit den Menschen überworfen. Aus ihrem Auge voll Sanftmuth und Milde; aus diesem Herzen, das nur Liebe und Wohlwollen kennt, für jede Schwäche eine Entschuldigung, für jeden Fehler eine Beschönigung hat, und doch so strenge über sich wacht, Andern Alles, sich nichts verzeiht; bei fremdem Schmerz, bei fremdem Kummer in Thränen bricht, und doch, wenn es helfen gilt, so fest und entschlossen handelt; aus ihrem kindlichen, demuthsvollen Sinn, der seinen eignen Werth nicht ahnet, und selbst dem väterlichen Lobe erröthend ausweicht: aus ihnen schöpfe ich, so oft mein Blut überwallt, Geduld, Muth und Kraft zum Ausdauern. Wenn ich etwas werth bin, ich verdanke es meiner Tochter."

„An wen könnten wir uns also besser wenden, als an den Vater, der ein solches Geschöpf bildete?"

„Aber mit seiner eignen Ausbildung nicht fertig werden kann. Ach, meine Freunde, ich leide an einer eingewurzelten, selbst meinem Arzte: meiner Eumetis, unheilbaren Krankheit. Ich habe eine unüberwindliche Antipathie gegen die Hälfte des menschlichen Geschlechts; — ich kann die Dummköpfe nicht ertragen. Das — das ist der unvertilgbare Brandfleck an mir; der Geier, der von meiner Brust nicht weicht. Sie trieben mich aus meinem Vaterlande:

wohin ich kam, sie waren da. Ich flüchtete über's Meer: neben mir wiegten sie sich auf dem Verdecke. Ich rettete mich auf die unzugängigsten Gebürge; von den schroffesten Felsspitzen streckten sie mir die Hälse entgegen, bald als contemplative Denker, bald als empfindsame Reisende, in gedankenloser Verzückung in's Blaue des Himmels hinein starrend. Aus Osten floh ich vor ihnen, in Westen suchten sie mich auf; ich räumte ihnen den Norden, sie erwarteten mich im Süden. Wie ein Wespenschwarm, summten sie hinter mir drein, und je mehr ich sie von mir schütteln wollte, desto ärger fielen sie über mich her. Mich, mich allein schienen sie zum Wurfziele auserlesen zu haben. Sicher endlich, ihnen nirgends, auch bei den Antipoden nicht, entrinnen zu können, kehrte ich in mein Vaterland zurück, entschlossen, den Opfertod zu leiden; — ach, ich habe ihn hundertfältig erlitten!"

„Freilich," versetzten die Gesandten, „sind die Dummköpfe eine lästige, beschwerliche Brut, aber doch minder schädlich, als die Narren und die Bösewichter."

„Minder schädlich? Sie sind es tausendmal mehr! Der Narren giebt es wenige; man sperrt sie ein, und bemitleidet sie. Die Bösewichter stehen auf dem schwarzen Register der Polizei, und bis der weltliche Arm uns von ihnen befreiet, kann man sich

vor ihnen hüthen. Aber die Dummköpfe! die Dummköpfe! Das ist die unvertilgbare Rotte, die kein Gesetz erreicht, gegen die keine Vorsicht schützt. Keck werfen sie ihr Haupt empor; denn sie haben den Vortheil, daß ihre Stirn von Erz, ihre Zahl Legion ist, und diese Legion zusammen hält, wie ein geheimer Orden."

„Aber warum läßt du sie nicht ihr Wesen treiben, und lachst über sie?"

„Das frage ich mich vom Morgen bis zum Abend, ohne es mir beantworten zu können. Aber das Uebel steckt einmal in meiner Natur, es hat sich unauflöslich mit allen meinen Lebensgeistern vermischt. Schon aus der weitesten Ferne wittere ich sie; meine Nerven schaudern, meine Adern schwellen, mein Blut braust. Noch ehe sie den Mund aufthun, höre ich schon alle die faden Einfälle, die schiefen Ideen, den schielenden Witz, die er ausströmen wird. Wer könnte sich auch irren in dieser Miene voll Wichtigkeit, mit der sie sich überall voran drängen, und ihre Blöße zur Schau tragen, in dem Bewußtseyn ihres Werthes, das aus ihren Augen glänzt, in dem triumphirenden Lächeln, womit sie für jede Albernheit, die ihnen noch auf der Zunge ruht, den Beifall vorweg haschen? Und wenn sie nun den Mund öffnen, — ach, dieser verunglückte Ton von Persiflage, mit dem sie sich über Dinge lustig ma-

chen, die sie kaum von Hörensagen kennen; diese Vorschnelligkeit, mit der sie fragen, ohne die Antwort abzuwarten, antworten, ohne gefragt zu seyn, und dem Sachkundigsten das Wort im Munde abschneiden, um ihn zu lehren, — wovon sie nicht den mindesten Begriff haben; diese Verschrobenheit des Geistes, die sich aus einer Abgeschmacktheit in die andre stürzt, gegen den gesunden Menschenverstand anrennt, und alle Schranken des Anstandes und der Sitte über den Haufen wirft; diese unerhörte Vermessenheit, mit der sie heute die abgedroschensten Gemeinplätze, morgen längst widerlegte Irrthümer, als neu ausgebrütete Wahrheiten, ausschreien: — lieber unter den Pfeilen der Parther, als unter einer solchen Schlangengeissel!"

„Wir finden," sagten die Abgeordneten, „deinen Widerwillen gegen sie so natürlich, daß er bei einem Weisen am wenigsten befremden kann."

„Nein," sagte Kleobulos, „ich wäre es nicht werth, eine Eumetis meine Tochter, meine Freundin zu nennen, wenn ich mir selbst schmeicheln könnte. Mit welchem Rechte kann ich es denn verlangen, daß alle Bäume gerade empor streben? Die Natur wollte es einmal, daß es der Zedern und Palmen wenig, der verwachsnen, knotigen Stämme, des Strauchwerks und des Gestrüppes in Ueberfluß gebe: warum will ich mich gegen ihre Ordnung auf-

lehnen? Beklagt einen armen Geplagten, der mit den Dummköpfen nicht leben kann; habt Mitleid mit ihm; aber schwach ist und bleibt er. Giebt es in ganz Griechenland einen wahren Weisen, so ist es Pittakus. Mit einer unermüdenden Geduld, mit einer sich nie verläugnenden Güte empfängt er Jedermann, giebt er Jedermann Gehör, und kehrt nicht, das Fieber im Blute, von der Audienz zurück. Bringt ihm den Preis der Weisheit; er verdient ihn."

---

Die üble Laune, mit der sich die Gesandten, des Umherziehens ziemlich müde, eingeschifft hatten, wie schnell schwand sie bei dem Anblick von Lesbos lachenden Gestaden! Die blühenden, von reichen Kornfeldern eingefaßten Weinberge; die Myrrten- und Olivenwälder, die sich an die Gebürge hinauf zogen, und ihre Wohlgerüche über die fruchtbaren Thäler ausströmten; die Reinlichkeit der Dörfer, der Reichthum der Städte; das Gewühl in den Häfen, die Ruhe und Sicherheit auf den Landstraßen; der kraftvolle, üppige Wuchs der Einwohner, aus dem Liebe zur Arbeit und Ordnung so deutlich, als Wohlhabenheit sprach; die frohen Gesichter, die ihnen überall entgegen lachten, die muntern Lieder, die ihnen von den gesangreichen Insulanern überall entgegen tönten, und die, selbst wie sie der Residenzstadt näher ka-

men, jene nicht ernster wurden, diese nicht verstummten; die dankbare Vergleichung, die sie zwischen den vorigen drangvollen Zeiten und der Ruhe der jetzigen Tage überall anstellen hörten: Alles verkündete ihnen, daß ein weiser Regent die Insel beherrsche, daß sie endlich das Ziel ihrer Reise erreicht hätten.

Die Aufnahme spannte ihre Erwartungen nicht herunter. Nur glaubten sie gegen das Ende ihrer Rede, bei der Erwähnung ihres Auftrages einen ernsten Zug im Gesicht des Regenten zu bemerken, der gegen die heitere, offne Miene, mit der er sie empfangen hatte, merklich abstach.

„Ja," erwiederte Pittakus, „wenn das Orakel nur einen gerechten und guten Fürsten verlangte: ich glaube, dieser Fürst zu seyn. Aber ein Weiser . . . und noch dazu der Weiseste . . . Ihr speist diesen Mittag bei mir, nach Tische sprechen wir weiter von der Sache."

Das Mahl war selbst für die Tafel eines Privatmanns einfach. Aber die natürliche Leutseligkeit des Regenten, die selbst den Schein kunstloser Herablassung verschmähte; die Leichtigkeit, mit der er in jeden ihm fremden Gegenstand einging, und sich ihn anzueignen wußte; die ungezwungne Fröhlichkeit seiner Kinder, die es noch nicht ahneten, daß sie Fürstenkinder waren; die bezaubernde Anmuth ihrer

Mutter, die den edlen Anstand, der sie auch unter schönern Weibern auszeichnete, nicht von der Hoheit ihres Standes entlehnte, machten, daß man den königlichen Prunk nicht vermißte; oder vielmehr, man fühlte, daß er in diesen Umgebungen nicht an seiner Stelle gewesen wäre.

Im Kreise seiner Familie erschien Pittakus als der Glücklichste aller Menschen. Die ruhige Heiterkeit, mit der er sich zuvor ihnen dargestellt hatte, strahlte wieder aus seinen Augen, thronte wieder auf seiner Stirn, als, gegen das Ende der Mahlzeit, sich in der Ferne eine Zither hören ließ, die von zwei melodischen Stimmen begleitet wurde. Sie sangen eine der feurigsten Skolien. Unwillkührlich wandten die Abgeordneten ihr Ohr den lieblichen Tönen zu, und wollten eben nach dem Nahmen des Dichters fragen: — tiefe Falten lagen auf Pittakus Stirn, sein dunkel glühendes Auge begegnete den Blicken seiner Gemahlin, die schmerzhafte Theilnahme ausdrückten.

Mit dem sichtlichen Bestreben, seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu lenken, ließ sie sich von den Deputirten die ausführliche Geschichte des Dreifußes und ihrer bis jetzt vergeblichen Reise erzählen.

„So ist denn," fuhr Pittakus, als sie geendet hatten, aus tiefem Nachdenken auf, „so ist denn

Keiner mit sich zufrieden! Jeder von ihnen trägt einen Richter in seiner Brust, strenger als der bitterste Neid, unerbittlicher als der unversöhnlichste Feind. O glaubt mir, sie Alle haben ihren Ruf wohl verdient; auch sind sie allgemein geehrt. Sie haben nicht, wie ich — —"

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, sein Geist versank von neuem in düstres Nachsinnen.

„Kennt ihr Alcäus?" fragte er nach einem langen Schweigen.

Sie erwiederten, daß sie ihn zwar nicht, aber manches Tischlied, manche erotische Gesänge von ihm kannten, die wahres Dichterfeuer athmeten.

„Von ihm war die Skolie, die ihr hörtet. Kennt ihr auch die Verse, die er wider mich gemacht hat?"

Sie hätten davon gehört, versetzten sie, aber sie würden in ganz Griechenland als Schandsäulen betrachtet, die der Dichter sich selbst gesetzt hätte.

„Da hörst du es," sagte die Königin. „Sein schwarzes Herz ist überall anerkannt. Das Gift, wovon er strotzt, wirkt nur auf ihn zurück. Du konntest ihm verzeihn, so vergiß ihn denn!"

„Ja," versetzte Pittakus, „ich will es glauben: man verabscheuet den Pasquillanten, aber sein Pasquill weiß Jedermann auswendig."

Verschwunden war die frohe Laune, die das

Mahl gewürzt hatte. Die Tafel ward aufgehoben, die Königin entfernte sich mit ihren Kindern, Pittakus führte seine Gäste in die schattigen Gänge seines Parkes.

Schweigend wandelten sie unter hohen Ulmen einen sanft sich windenden Pfad zu einer Anhöhe hinauf, wo die Fremden das entzückendste Schauspiel überraschte. Vergoldet von den Strahlen der Sonne, die über die reitzende Landschaft mit zögerndem Wohlgefallen zu verweilen schien, breitete sich die ganze Insel mit ihren volkreichen Städten, Methymne, Mytilene, Eressus und Antissa, mit ihren prächtigen Häfen, ihren majestätischen Bergen, ihren reichen Kornfeldern, ihren blühenden Weinhügeln, ihren duftenden Olivenwäldern zu ihren Füßen aus, und das Gewimmel der Mytilener stieg in einem fernen Summen, worin man nur die Stimme der Fröhlichkeit unterschied, zu ihnen hinauf. Sanfter schienen die Weste um dieß elysische Eiland zu säuseln, melodischer die Nachtigallen zu schlagen.

Pittakus sandte einen ernsten Blick in die üppig reiche Tiefe hinab. „Der Himmel ist mein Zeuge," sagte er feierlich, „ich habe nach dem Scepter über diese Insel die Hand nicht ausgestreckt; nie buhlten meine Wünsche um die Krone. Weil ich den Tyrannen Melankros stürzte, der dieß kraftvolle, feurige Volk unter dem Sklavendruck hielt, weil ich

dem unglücklichen Kriege mit den Athenern ein Ende machte, und Friede, Ruhe, Muth und Hoffnung in dieß fruchtbare Land zurück führte, glaubten die Lesbier unter meiner Regierung sich für die Zukunft sicher und geschützt. Ich übernahm sie, weil die redlichsten Patrioten darauf bestanden. Ob ich ihre Erwartung getäuscht habe? die Fülle von Segen, die auf dieser Landschaft ruht, der Flor ihres Ackerbaues, ihres Handels, ihrer Schifffahrt mögen für mich sprechen. Ja, ich darf mir das Zeugniß geben: was ein besorgter Vater für seine Kinder thun kann, habe ich für sie gethan. Und doch — doch läßt dieser unselige Dämon, dieser Alcäus nicht ab, mich zu lästern, meine Regierung anzuschwärzen, und über meine wohlthätigsten Einrichtungen seinen Geifer auszuströmen. In seinen Gedichten sind meine Gesetze Ketten, mein Ansehen ein ehernes Joch, meine Milde eine Lockspeise, die den Widerhacken verbirgt. Selbst die Großmuth, mit der ich ihm verzieh, als er tollkühn an der Spitze der Geächteten zurück kehrte, und sein Leben in meiner Hand lag, deutet er auf Furcht vor der öffentlichen Stimme, oder auf die Hoffnung, mir in ihm einen Schmeichler zu gewinnen. Die Götter wissen es, daß ich nichts weiter von ihm verlange, als — Schweigen. Habe ich denn widerrechtlich den Thron an mich gerissen, auf dem mich sein flammendes Auge verfolgt? Er nen-

ne die Bedrückungen, die Gewaltthätigkeiten, die mich zum Ziel seines glühenden Hasses machen! Er fordre Lesbos, er fordre ganz Griechenland auf, ob mich Einer der Tyrannei anklagen kann!"

„Der Uebermüthige trotzt auf deine Langmuth; so zeige ihm denn, daß auch sie ihre Grenzen hat, über welche hinaus sie Schwäche wird. Laß ihn sein Gift innerhalb der Mauern eines Kerkers verspritzen, wo es wenigstens unschädlich bleibt."

„Kann ich denn, — auch wenn ich mich nicht zu groß dazu fühlte, — kann ich denn seine Gedichte vernichten, oder ihnen ihren Stachel ausreißen? Dauernder, als wenn sie in den Vorhöfen, über den Eingängen des delphischen Tempels eingegraben, als wenn sie in alle Denkmähler geätzt wären, werden sie auf die Nachwelt kommen, diese Verse, in welchen er mich mit den schwärzesten Farben mahlt. Zu meiner Züchtigung mußten die Götter dem schändlichsten Verläumder die schönste ihrer Gaben, — die ächte Flamme des Genies ertheilen! O, wie sehr widerlegt er die Sage, daß die Schlangen ihr Gift verlören, wenn sie sich von den Kräutern des Helikons genährt hätten!"

„Die Stimme der Weltrichterin, die unbestechliche Geschichte wird wider ihn zeugen, und seinen Nahmen mit ewiger Schmach bedecken. Wer hat kräftiger, als du, seinen Abscheu gegen allen Despo-

tismus ausgesprochen? Warst du es nicht, der auf die Frage: „Welches das schädlichste Thier sey"? die Antwort gab: „Unter den wilden Thieren ist es der Tyrann, unter den zahmen der Schmeichler?" Wer wird je seinen grundlosen Beschuldigungen Glauben beimessen?"

„Nein, den Göttern sey Dank! nie war ich ein Tyrann; und daß ich es nicht war, soll die Rechenschaft bezeugen, die ich, im Angesicht des Himmels und der Erde, von der Anwendung meiner Macht ablegen werde, indem ich die Krone vom Haupte nehme."

„Ist es möglich?" riefen die Abgeordneten. „Einem lügenhaften Lästerer zu Gefallen, könnte Pittakus vom Thron steigen, und der Macht, ein Volk glücklich zu machen, entsagen?"

„Ja, ich werde es thun, um die Verleumdung zu verwirren. Freilich hätte dieß Volk meiner noch in so mancher Hinsicht nöthig. Noch ist seine Verfassung nicht fest genug begründet, sein Hang zur Ueppigkeit und Weichlichkeit nicht ausgewurzelt, sein Sinn für die bürgerlichen Tugenden: Ordnung, Ruhe und Arbeitsamkeit, noch zu jung, zu neu. Noch schlummern in meiner Brust so manche wohlthätige Plane, die erst in der Zukunft sich zur Reife ausbilden können. Ich ziehe die Hand zurück, und es versinkt wieder in das alte Sittenverderbniß,

oder stürzt sich in eine wilde Zügellosigkeit. Ich fühle es, die weisesten Lesbier wiederholen es mir täglich. Aber so weit geht meine Schwäche! Vergebens, daß zehn tausend Stimmen zum Himmel empor steigen, welche die Milde meiner Regierung segnen: ein Einziger zerstört die Ruhe meiner Seele, vergiftet den Frieden meiner Tage. Wie ein böser Geist an meinen Fersen gebannt, wird er nie, nie aufhören, mich zu verfolgen. Jene Segnungen, sie werden verhallen; das Volk, das mich liebt und preist, stumm wird es im Staube schlummern, indeß Alcäus, unsterblich durch alle Jahrhunderte, meinen Nahmen dem Abscheu der fernsten Nachwelt Preis geben wird; und ihn, nur ihn wird man hören! Wohl darf er sich rühmen, daß er furchtbar ist! In den Versammlungen des Volks, unter meinem Thronhimmel, in dem Kreise meiner Familie tönen seine Gesänge in mein Ohr. Durch die Stille der Nacht höre ich diese Verse, glühend von Wuth und Begeisterung, schäumend von Geifer und doch so zaubervoll, überströmend von schaamloser Frechheit und doch so harmonieenreich! Ich höre sie in meinen Träumen von Munde zu Munde fliegen; ich sehe ihn, wie er, mitten unter den versammelten Völkern, in die Saiten stürmt, und donnernd jagen mich die schrecklichen Worte aus dem Schlummer auf: „Wie lange noch, feiges Lesbos, wirst du dich unter einem

Tyrannen schmiegen?" ... O nein, ich darf mich dieser Geistesstärke nicht rühmen, die unverwundbar, mit festem freiem Schritt, über die Schlangen des Neides und der Lästerung hinweg schreitet, und nicht aus dem schmalen Richtpfade der Pflicht weicht. Möchte doch, wäre ich ein wahrer Weiser, Alcäus sich in Schmähungen erschöpfen! Zufrieden im Bewußtseyn, mein Vaterland glücklich gemacht zu haben, stark in dem Willen, es noch glücklicher zu machen, würde ich ihn die öffentliche Stimme gegen mich aufwiegeln lassen, und mit dem ruhigen Blick der verkannten Größe selbst einer von ihm irre geführten Nachwelt entgegen treten. Ich würde mir selbst genug seyn, statt daß ich jetzt mit einer kindischen Unruhe ringe, bei dem Gedanken: „was spricht man von dir, was wird man von dir sprechen?" erbebe, im Rausche des Laubes die Stimme meines Widersachers, in jedem unbedeutenden Flüstern seine Sarkasmen zu hören glaube. Nehmt den goldnen Dreifuß zurück; der verzagte, kleinmüthige Pittakus ist seiner nicht würdig."

„Aber an wen denn sollen wir uns wenden? Giebt es denn noch einen achten Weisen, von dem ganz Griechenland nicht wüßte?"

„Einen achten nicht, aber wohl einen, der, wenn er auf der betretenen Bahn fort wandelt, vielleicht einst verdient, der achte zu seyn:

Periander von Korinth. Er kennt die Weisen alle, und weiß sie besser, als irgend Jemand zu würdigen. Gern sieht er sich in ihrer Mitte, oft versammelt er sie zu einem geselligen Mahle. Auf den ersten des nächsten Mondes sind sie sämmtlich zu ihm geladen. Findet euch bei ihm ein, er wird euch mit Vergnügen aufnehmen. Dort, den Becher in der Hand, die Freimüthigkeit auf der Zunge, mögen sie es unter einander ausmachen, wem der Preis der Weisheit gebühre."

Die Gesandten beurlaubten sich, und begaben sich nach Korinth.

---

Daß die Abgeordneten bei Perianders festlichem Mahl zugegen waren, brauche ich nicht erst zu sagen; aber nicht so leicht erräth man es, daß unter den ehrwürdigen Greisen auch Eumetis an der Seite ihres Vaters erschien.

Daß über Eumetis holdem Anblick und ihrem lieblichen Gespräch Solon seinen Hausdämon, Thales seine Weltseele, Myson seinen Menschenhaß, Chilon das Wettringen, Pittakus die Verse seines Erbfeindes, selbst Bias seinen Hund, ja sogar, der holden Tochter gegen über, Kleobulos die Dummköpfe vergaß, wird jedem meiner Leser einleuchten; aber weniger natürlich finden es vielleicht meine Leserinnen,

daß Eumetis in dem Kreise dieser Grauköpfe keine Langeweile empfand.

Das wunderliche Mädchen hatte unter mehrern Besonderheiten auch die Grille, daß es einem lehrreichen Gespräch, selbst wenn es unter Silberhaaren verblüheten Lippen entfloß, mit größerer Aufmerksamkeit und einer lebhaftern Theilnahme zuhörte, als dem tönenden Wortschwall, der von einem Paar feurigen Augen und glühenden Wangen einen dürftigen Gehalt entlehnte. Sie trieb die Lächerlichkeit so weit, daß sie selbst den feinern Schmeicheleien gebildeter Jünglinge nicht Stich hielt; ehe man sich's versah, hatte sie eine ihrer Gespielinnen ins Gespräch gezogen, und der Unterredung eine allgemeine Wendung gegeben. Dafür mußte sie es denn auch dulden, daß mancher von den siegreichen Coryphäen der Gesellschaft, wenn er allen seinen Zauber, allen seinen Witz vergeblich auf sie hatte spielen lassen, sich auf dem Absatz von ihr drehete, und seinen Brüdern im guten Ton und feiner Lebensart mit einem mitleidigen Achselzucken erklärte: Eumetis sey ein äußerst fades Geschöpf. Wo es in einem Hause zu Korinth eine ehrwürdige Matrone gab, Eumetis hatte sicher einen Stein bei ihr im Brete; aber sie zog sich bald zurück, wenn die Söhne oder Enkel von der Akademie in die Arme des Mütterchens zurück brausten.

Mit Blumengewinden umschlungen, mit einem Myrtenkranze gekrönt, prangte der goldne Dreifuß in der Mitte des Tafelrundes, und hatte zu manchem scherzhaften Einfall, aber auch zu mancher ernsten Bemerkung Gelegenheit gegeben.

Nach langen und lebhaften Debatten über die endliche Bestimmung desselben, „Wie wäre es," schlug sich Periander ins Mittel, „wenn wir, ehe wir weiter streiten, uns über den wahren Begriff der Weisheit vereinigten? Sage uns Jeder von Euch, worin sie bestehe; und dem, der nach dem einstimmigen Urtheil Aller, den Forderungen der richtigsten Erklärung am meisten entspricht, falle der Preis zu!"

Es herrschte noch dazumal bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften der eintönige Gebrauch, daß Einer nach dem Andern, und nicht Alle zugleich sprachen. Und so kamen denn, der Reihe nach, folgende Definitionen zum Vorschein.

„Weisheit," erklärte sie der Eine, „ist der unerschütterliche Gleichmuth der Seele im Glück und im Unglück."

„Sie ist," definirte der Zweite, „tiefe Selbstkenntniß, verbunden mit dem Bestreben, sich besser und glücklicher zu machen."

„Sie ist," der Dritte, „die Beschränkung unsres Begehrens auf die Bedürfnisse der Natur."

„Die unbegränzte Herrschaft der Vernunft über den Willen.“

„Die Wissenschaft der wissenswürdigsten Dinge.“

„Die Fertigkeit, aus dem Vergangnen die Vorschriften unsers Verhaltens für die Gegenwart und die Zukunft zu ziehn.“

„Die Losreißung von allem Sinnlichen, um durch das Anschauen des Unwandelbaren sich zur Vereinigung mit der Gottheit aufzuschwingen.“

Der Kreislauf war jetzt geschlossen, und man wollte zum Abstimmen schreiten. Aber Periander bestand darauf, daß auch Eumetis ihre Meinung sagen müsse. Vergebens sträubte sich die Bescheidne, vergebens lehnte sie das Ansinnen des ungestümen Wirthes auf ihn selbst zurück, vergebens berief sie sich auf das Vorrecht ihres Geschlechts, in dem Streit der Männer zu hören und zu schweigen. Periander erhob sie feierlich zur Pairschaft des kritischen Gerichts, und Alle, die Weisen wie die Abgeordneten, selbst Kleobulos, schlugen sich zu ihm.

Von allen Seiten bestürmt, lispelte endlich Eumetis schüchtern und hoch erröthend: „Ich glaube, daß die Weisheit das Alles zusammen sey, was ihr sagtet: eine Vollkommenheit, die keinem Sterblichen beschieden ward, sondern welche die Götter sich vorbehielten.“

„Und der Dreifuß?“ fiel der glückliche Vater, der seine Tochter errieth, mit funkelnden Augen ein.

„Auch er nur einem Gotte gebühre.“

Weg flog der Myrtenkranz von dem goldenen Tripus, und schlang sich um Eumetis reine, jungfräuliche Stirn, und beschattete ihre glühende Wange.

Der Dreifuß ward der Pythonissin gesandt.

N. P. Stampeel.

# VIII.

# Lolli und Rosa.

## Ein Mährchen.

### Erste Scene.

### Die Blumen.

Lolli stand hinter den Pfirsichbäumen, und sah unverwandt nach der Thür des Pallastes. Endlich öffnete sie sich, und die schöne Rosa trat in den Garten; aber dießmal nicht allein. Myrha, ihre Aufseherin, begleitete sie. Lolli's Auge war feucht, seine Wange glühte, sein Herz pochte. Da die schö=ne Rosa näher kam, trat er hinter den Pfirsichbäu=

men hervor, und überreichte ein Körbchen mit Blumen. Seine Hand zitterte.

„Lieber Lolli," sagte die schöne Rosa und erröthete, — „Lieber Lolli!" wiederholte sie, und nahm die Blumen aus dem Körbchen, und drückte heimlich einen Kuß darauf. — „Der Sohn unsers Gärtners" — sagte sie zu ihrer Begleiterin.

„Ein schöner Jüngling!" erwiederte Myrha, „warum bringst du mir nicht auch Blumen?" — Lolli sah Rosa an, Rosa winkte ihm, und er flog davon und brachte Blumen; sie waren aber nicht so ausgesucht, wie die vorigen.

„Wo bist du her?" fragte Myrha.

„Ich bin aus Hindus," antwortete Lolli, „der Ganges fließt um die Weinberge meines Vaters, aber die Tonkogulen haben mich aus meinem schönen Vaterlande weggeführt, und haben mich und meinen Vater an den König der sieben Inseln verkauft."

„Armer Lolli!" sagte Myrha, „sehnst du dich nicht nach deinem Vaterlande zurück?"

„Ich sehne mich nicht," erwiederte Lolli, und sah Rosa an. Rosa bedeckte ihr glühendes Gesicht mit den Blumen, die sie in der Hand hielt.

„Hast du denn keine Freunde in deinem Vaterlande zurückgelassen?" fuhr Myrha fort.

„Zwei Schwestern," sagte Lolli. „Mein Vater

weint oft, wenn er an sie denkt, und ich weinte sonst auch, aber jetzt sehne ich mich nur nach ihnen, wenn ich singe; denn da ich in der Hütte meiner Mutter lebte, da saßen die Schwestern an meiner Seite und sangen mit."

„Ach, singe mir ein Lied, Lolli!" sagte Rosa.

„Du befiehlst, Gebieterin; erlaube mir, daß ich meine Mandoline hole."

Er sprang fort. Rosa ging mit ihrer Begleiterin in die Platanenlaube.

Nicht lange, so hörten sie ihn wieder durch das Gebüsch schleichen; er setzte sich neben die Laube ins hohe Gras, und sang:

„Wo kommst du her, so bleich und blaß,
Du armes liebes Kind?"
    Ich kam aus meinem Blumenland,
    Aus meiner Mutter Haus.
    Die Liebe hat mein Herz entwandt,
    Ich muß in die Welt hinaus.
„Geh wieder heim ins Blumenland,
Eh noch das Herz dir bricht.
Denn, ach! auf diesem öden Strand
Wohnt treue Liebe nicht."
    Der Himmel ist mein Blumenland,
    Das Grab meiner Mutter Haus.
    Da ist es so still, dort ist es so licht,

Dort welkt die Myrte der Liebe nicht.
Drum geh ich heim ins Blumenland!
In meiner Mutter Haus!

„Bist du traurig, Lolli?“ fragte Rosa.

„Als ich noch unter den Bäumen meiner Jugend saß,“ sagte Lolli, „da sang ich fröhliche Lieder, von Tanz und Spiel und der Jagd, aber hier im fremden Lande ist mein Herz so wehmüthig geworden.“

---

## Zweite Scene.

## Der Divan.

Es war Nachmittag nach drei Uhr, als man von der Moschee des Pallastes ein Zeichen gab, welches die Mitglieder des Divans zum Gebet versammelte, und den König der sieben Inseln aus seinem Harem, wo er im Kreise seiner schönen Weiber die Mahlzeit eingenommen hatte, abrief, um dem Divan beizuwohnen, und mit den eisgrauen Steuermännern seines Staates zu überlegen, wie es anzufangen wäre, daß heute Alles so bliebe, wie es gestern war.

Der König hielt bei beiden Geschlechtern sehr viel auf die Anciennität; nur mit dem Unter-

schiede, daß das schöne Geschlecht dadurch verlor, und das häßliche dadurch gewann. Denn in dem Königreiche der sieben Inseln konnte man die Aemter nur erleben, nicht erwerben; und die Kunst, das menschliche Leben recht lang und langweilig hinaus zu ziehn, die der Leibarzt des Königs in einer langen und langweiligen Schrift gelehrt hatte, war zugleich die gründlichste Anweisung, Vezier und Mufti, Minister und General zu werden.

Die Mitglieder des Divans waren versammelt, der große Prophet war um die Weisheit gebeten worden, die dem Cabinett mangelte, und nun eröffnete der Vezier die Sitzung mit einer Rede, auf welche Niemand hörte, weil sie Jedermann schon unzählige Mahl gehört hatte. Auch diese Sitzung würde so friedlich abgelaufen seyn, wie seit undenklichen Zeiten alle, wenn nicht etwas Außerordentliches an die Tagesordnung gekommen wäre. Wer hätte glauben sollen, daß sich ein abgelebtes Collegium eines alten Reichs über die Hand eines Mädchens streiten könnte? Aber so wenig hat die Liebe mit der Anciennität zu thun! Die Herren des Divans, die über die wichtigsten Angelegenheiten mit einstimmiger Gelassenheit entschieden, waren zum erstenmal in ihren Meinungen getheilt, und was unerhört in der Geschichte dieser ehrwürdigen Versammlung war, der

Streit ward von beiden Theilen mit Hitze und Erbitterung geführt.

In gemüthlicher Ruhe saß der König der sieben Inseln auf dem Throne, den seine Vorfahren mit eben der Ruhe besessen hatten, und bewunderte die Weisheit seiner Räthe, und die Gabe, eine und eben dieselbe Sache tausendmal zu wiederholen, die sein Vezier in so hohem Grade besaß. Wovon eigentlich die Rede war, wußte er nicht, und würde es auch wohl nie erfahren haben, wenn man nicht den ganz unerhörten Entschluß gefaßt hätte, die streitige Sache seiner Entscheidung zu überlassen.

Nun erst fragte der König, welche Angelegenheit seinen alten Divan in solch ein jugendliches Feuer versetzt habe, und der Vezier trug ihm vor: der Erbe des benachbarten Reichs, der mächtige Prinz Mansor, habe um die Hand der schönen Rosa angehalten, und es sey gefährlich, ihn durch eine abschlägige Antwort zu beleidigen. Hundert Stimmen erhoben sich gegen diese Behauptung, und der König fragte: „Warum wollt ihr denn meine freundliche Rosa verkaufen?"

„Das Wohl des Reichs ist an diese Verbindung geknüpft," sagte der Vezier.

„Bei dem Paradiese des Propheten!" erwiederte der König, „mein Reich ist mir lieb, und meine Provinzen sind mir werth; aber lege sie alle in eine

Wagschale, und meine liebliche Rosa in die andre, so leg' ich mein Herz mit hinein, und die letzte Schale sinkt. Da sahen sich alle Räthe verwundert an, und sprachen unter einander: „Unser König ist weiser, als wir dachten, und vernünftiger, als wir vermutheten." Das hörte der König, und freute sich über die Klugheit seiner Räthe.

Schon war der Divan zwei Stunden versammelt gewesen. Einer so langen Sitzung konnten sich die ältesten Leute nicht erinnern; unruhig über die Ursache einer so langen Berathschlagung, versammelte sich das Volk vor der Thür des Pallastes; Alles drängte, endlich einen schnellen und entscheidenden Schluß zu fassen. Da erhob sich der Vezier noch einmal, und wandte sich zu dem Könige.

„Nachfolger des Propheten! Stellvertreter aller Vernunft auf Erden, befiehl deinen Knechten, was geschehen soll."

Und der König der sieben Inseln blickte seufzend zu seinem goldnen Thronhimmel empor und sagte:

„Bei dem Barte des Propheten! heute ist der schwerste Tag meiner Regierung. Alle meine Vorfahren haben die Ruhe geliebt, und ich liebe sie auch; denn der weise Ali Ebu Abutaleb hält sie für das höchste Gut der Erde. Will also die Prinzessin Rosa den mächtigen Prinz Mansor heira-

then, so sey es! weigert sie sich aber, so sollt ihr mein freundliches Kind nicht betrüben!“

Mit dieser Entscheidung ging der Divan aus einander, und die Räthe sprachen zu dem versammelten Volke: „Geht ruhig in eure Wohnungen, und seyd unbesorgt! Unser König ist weiser als wir dachten, und vernünftiger als wir vermutheten!“

## Dritte Scene.

## Der Papagey und die Ambassade.

Rosa saß im Garten unter den Olivenbäumen, und ihr Liebling, der kleine Jako, ein bunter Papagey, saß auf ihrer Schulter, und liebkosete sie mit seinem bunten Halse, und nahm Mandelkörner aus ihrer Hand. Da kam ein fremder Papagey geflogen, und setzte sich auf den Olivenbaum und lockte und rief. Der kleine Jako ward unruhig, er fraß keine Mandeln mehr, er blickte ängstlich zu dem fremden Vogel hinauf, und endlich flog er von der Schulter der schönen Rosa weg, und setzte sich zu ihm auf den Baum. Der fremde Papagey schlug ihn sanft mit den Flügeln, spielte mit dem krummen Schnabel an seinem bunten Halse, und lockte und girrte so zärtlich, daß der kleine Jako gar nicht auf Rosa

hörte,

hörte, die immer seinen Nahmen rief, und ihm schneeweiße Mandelkerne entgegen hielt.

Nicht lange, so flog der Papagey auf einen entfernten Baum. Jako folgte ihm nicht, und wollte schon wieder auf die Schulter der schönen Rosa herab fliegen; da hörte er wieder das Locken und Rufen und Girren, und er flog zu dem entfernten Baume, und dann wieder zu einem andern, und dann hoch hinaus in die Luft dem Walde zu. Rosa war untröstlich.

„Jako! Jako!" rief sie dem Flüchtling nach, aber Jako hörte sie nicht. Ach, Rosa wußte nicht, was dem kleinen Jako den Muth gab, so kühn in die ungewohnte Freiheit hinaus zu fliegen!

Lolli arbeitete im Garten, und hörte das ängstliche Rufen der schönen Rosa. Er eilte zu ihr. „Ach Lolli!" rief sie ihm weinend entgegen, „mein treuer Jako ist fortgeflogen, ein fremder häßlicher Vogel hat ihn in den Wald geführt; Lolli, er war mir so lieb! so lieb! fast so lieb wie du!"

„Ich bringe dir ihn wieder, Gebieterin," sagte Lolli.

„Gewiß? gewiß?" rief Rosa, und hüpfte vor Freude hoch auf.

„Gewiß, Gebieterin, oder ich komme nie wieder vor deine Augen!"

„Ach nein! Lolli, nein! bleibe du nicht auch

weg! Wie sollte denn die arme Rosa das Leben ertragen, wenn alles Liebe sie verließe?"

„Hast du mich lieb, Gebieterin?" fragte Lolli, und eine Thräne brannte in seinen großen Augen.

„Nenne mich nicht mehr Gebieterin, nenne mich deine Rosa, du guter Lolli!" sagte das freundliche Kind, und strich ihm lächelnd das lockige Haar aus der Stirn.

„Ach, Lolli hat sein Vaterland wieder gefunden!" rief der Jüngling begeistert aus, und eilte davon.

Die schöne Rosa sah ihm mit thränenden Augen nach, und schlich traurig nach dem Pallaste zurück. Sie wollte eben die Marmortreppe hinauf steigen, als plötzlich beide Flügelthüren aufgerissen wurden, und der Großvezier mit einem prächtigen Gefolge in den Garten herab kam.

Rosa wollte wieder umkehren; aber der Vezier trat auf sie zu, warf sich vor ihr nieder, und seine Begleiter folgten seinem Beispiele.

„Blume des Reichs," sprach er, „du bist aufgeblüht in deiner Einsamkeit, und der Ruf deiner Schönheit verbreitet sich unter den Völkern des Morgenlandes."

„Du guter alter Mann, was willst du denn von mir?"

„Uns sendet der König der sieben Inseln, dein Vater, dem Gott das Alter der Eiche geben wolle! und läßt dir bekannt machen, daß Mansor, der mächtige Fürst der Kalaren, um deine Hand angehalten hat, und bereit ist, den Thron seines Reichs mit dir zu theilen, wenn du ihm vergönnest, in deinen Armen zu ruhen."

„Ach lieber Mann! Jako ist fortgeflogen, und Lolli ist ihm nachgelaufen; ich bin recht traurig, und daher kommt es vielleicht, daß ich dich gar nicht verstehe."

„Dein königlicher Vater wünscht, du möchtest dem Prinzen deine Hand geben."

„Wünscht es mein Vater? Guter Mann, sage meinem Vater, seine Rosa thut Alles gern, was er wünscht."

Da rief der Vezier und sein ganzes Gefolge: „Heil der schönen Rosa! sie ist würdig, die Krone des Morgenlandes zu tragen."

Aber Rosa antwortete: „Was that ich euch denn, daß ihr mich so hoch erhebt? Mir war so wohl in meinem einsamen Garten!"

## Vierte Scene
## Das Begräbniß.

„Warum bin ich so glücklich?“ sprach Lolli, „und warum will mein Herz vor Freude die Brust zersprengen? Es war doch schön in dem Lande meiner Jugend, und ich war frei wie der Adler, der auf den Gebürgen meiner Heimath sein Nest bauet, und hier bin ich ein armer Sklave, zu niedrigen Diensten verkauft! Aber, daß ich heute in ihr Himmelsauge gesehen habe, und daß ich weiß, daß sie mich liebt, das hebt mich empor aus meiner Niedrigkeit, und macht mich so glücklich, daß ich mein Vaterland vergesse, und meine Mutter, die zu Hause um mich weint!“

Es fing schon an, Abend zu werden, und er irrte immer noch im Walde herum. Er sah auf alle Bäume, durchsuchte alle Gebüsche, — Jako war nirgends zu finden. Immer weiter war er vom Wege abgekommen, er befand sich in einer einsamen, wüsten Gegend. Es war ein Thal von hohen Bergen umgeben, Ulmen und Maulbeerbäume standen an dem Ufer eines Bachs, wilde Ranken schlängelten sich am Boden hin, kein menschlicher Fußtritt schien je dieses abgelegne Thal besucht zu haben; aber Lolli, in seine glücklichen Träume vertieft, ward nur erst spät, da die Sonne hinab gesunken war, und die

Berge ihre Riesenschatten über das Thal hinwarfen, gewahr, daß er sich verirrt habe. Er ging am Bache hinab, um einen Ausweg aus dem Thale zu finden. Es ward still und heimlich um ihn her, die Raubvögel verließen ihre Felsenklüfte, und suchten ihren Raub. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne verglühten auf den Gebirgen, und der Abendwind wiegte sich auf den Wipfeln des Waldes.

Lolli suchte einen Baum, auf welchem er übernachten könne, um sich vor den wilden Thieren zu schützen; da hörte er in einiger Entfernung das Bellen eines Hundes. Er sah um sich, und siehe, ein kleines Gärtchen stieg an dem Abhange eines Berges empor; er eilte darauf zu. Mitten im Gärtchen stand eine Hütte mit Baumrinde gedeckt, grüne Weinranken hatten ein Netz um sie gestrickt, und zwei Palmen schützten mit ihren verschlungenen Aesten das niedrige Dach.

Lolli ging leise durch die angelehnte Thüre des Gärtchens, und trat zu dem offnen Fenster der Hütte, aus welchem ihm ein Licht freundlich entgegen schimmerte. Er sah hinein, und — ach! eine Mutter kniete bei der Leiche ihres Sohnes; sie hielt das geliebte blasse Haupt auf ihrem Schooß, und wand frische Wiesenblumen in das lockige Haar, und sang mit gedämpfter Stimme, als befürchtete sie, ihren Liebling aus seinem süßen Schlummer zu wecken:

„Ach, wie ist dir so wohl in deiner kalten Brust, du mein liebstes Kind!“

„Wenn es Morgen wird, und der Thau auf der Myrte steht, dann wiegt sich der Vogel auf dem Aste des Lorbeerbaums, und fliegt dem Tage entgegen mit Gesang und Freude.“

„Aber der Mensch erhebt sich vom Lager der Träume, und vor ihm steht ein schwerer Tag voll Schweiß und Mühe.“

„Ach, wie ist der Weg so lang zum Paradiese des Propheten, und das Menschenherz zu gering für die Geschenke der Götter und für die Spiele der Engel!“

„Wen aber der Vater im Himmel liebt, der hat einen kurzen Tag, und wenig Mühe.“

„Denn die Engel legen sein heißes Herz unter die kühlen Blumen, und bereiten ihm seinen Abend, ehe denn die Sonne untergeht.“

„Darum will ich nicht weinen, daß du gestorben bist, du mein liebstes Kind!“

„Es hat dich ja dein Engel eingewiegt unter den Spielen deiner Kindheit, und hat dich von dem Herzen deiner Mutter weggenommen in den Schooß seines glänzenden Himmels, und dir ist wohl in deiner kalten Brust, du mein liebstes Kind!“

Also sang die Mutter, und flocht frische Wiesenblumen in das Haar des Kindes. Lolli sprach zu

ihr: „Verzeihe, daß ich deinen Schmerz störe, ich habe mich verirrt, und der Abend ist eingebrochen; gönne mir ein Nachtlager in deiner Hütte."

„Du bist mir willkommen, Jüngling," erwiederte das Weib, „ich will dich gern in meine Hütte aufnehmen, aber hilf mir das letzte Lager für meinen Liebling bereiten; denn ich bin allein, und der Schmerz hat meine Kräfte hingenommen."

Da trat Lolli in die Hütte, und half der Mutter, den Leichnam ihres Kindes in weisse Leinwand einhüllen; dann gab sie ihm eine Schaufel, und führte ihn hinaus zu einem wilden Lorbeerbaum, der sich über ihr Gärtchen hinbog.

„Es ist der Spielplatz meines Kindes gewesen," sagte sie, „mache ihm hier sein Grab."

Und Lolli grub die weiche Erde auf, und machte ein Grab. Wie es vollendet war, ging er wieder in die Hütte, und die Mutter legte ihm den Leichnam ihres Lieblings auf die Schulter, und ging weinend nach. Und wie sie in die Nacht hinaus traten, da stieg der Mond über das Gebirge herauf, und beleuchtete das bleiche Todtengesicht des Kindes, und glänzte in den Thränen der verlaßnen Mutter.

Lolli war unter dem Lorbeerbaum angekommen. Er wandte das Angesicht des Kindes gegen Morgen, der Sonne des zweiten Lebens entgegen, und die Mutter warf in das Grab hinab, was das Leben

der Menschen hat, — Blumen und Thränen! und half dann ihren Liebling in das letzte Lager hinab senken. Lolli legte ihm nach der Sitte seines Vaterlandes eine Handvoll Erde auf die Stirn, und eine auf die Brust, und die dritte auf die Füße, und küßte seinen erblaßten Mund.

„Du bist abgefallen vom Baume des Lebens, eine schöne Blüthe! Der Kuß der Liebe hat dich empfangen, wie du auf die Erde kamst; der Kuß der Liebe geleite dich in deine stille Nacht hinab und in deinen langen Schlaf!“ — Und wie er dieß gesagt hatte, goß er die schwarze Erde über die geliebte Leiche hinab, und wölbte einen Hügel über das Grab.

Die Mutter lag auf ihren Knieen, und ihr Auge suchte über den Wolken das unbekannte Land, über welches der Glaube sein trostreiches Amen ausspricht.

Aber Lolli setzte sich, nach der Gewohnheit der Völker am Ganges, auf den frischen Hügel, und sang die heiligen Worte aus dem Scheham-Beda:

Licht und Sonne der Geisterwelt,
Nimm ihn auf, o ewige Liebe!
Und leucht' ihm vor mit deinem Gottesglanz
Durch alle Pforten deines schönen Himmels,
Daß er vergesse dieses arme Leben,
Und würdig werde, an Brama's Brust zu ruhn!

## Fünfte Scene.

## Das Geheimniß und der Abschied.

„Bleibe bei mir,“ sagte die Frau am andern Morgen, „denn seit ich mein Liebstes der Erde wieder gegeben habe, bin ich ganz verlassen.“ Lolli erwiederte: „Darf wohl ein armer Sclave seinen Wohnplatz wählen, wo es ihm gefällt? Ich bin von den Ufern des Ganges, aus dem berühmten Stamme der Sittri, aber ich bin verkauft in dieses Land.“

„Soll ich dich denn von mir lassen, ohne dir ein Zeichen meiner Liebe zu geben? Sage mir, Jüngling, was wünschest du dir?“

„Du bist ein liebes Weib; das Bild meiner Mutter, die ich nie wieder umarmen werde, steht vor mir, wenn ich dich ansehe, aber den Wunsch meines Herzens kann ich dir nicht sagen.“

„Nicht mir sollst du ihn nennen; aber weil du mein Kind in die Erde gelegt hast, will ich dir ein Geheimniß anvertrauen, das dich glücklich machen wird. Wenn ein Wunsch auf deinem Herzen liegt, oder das Leben seine schwarzen Wolken über deinem Haupte versammelt, dann komm zu mir, ich will dich zu meinem Vater führen, er wird dich hören, und dir deine Bitte gewähren.“

„Wer ist dein Vater?“

„Ich nenne ihn nur so, weil ich ihn so liebe.

Es ist der mächtige Greis, der diese einsame Gegend bewohnt, er läßt sich gern zu den frommen Wünschen der Menschen herab."

„Und hat dir doch deinen Sohn nicht gerettet?"

„Ich habe ihn darum gebeten, aber er hatte das Kind lieber, als seine schwache Mutter."

„Führe mich zu ihm!"

„Jetzt nicht, mein Sohn! Störe durch kindische Neugier seine erhabne Einsamkeit nicht; denn abgesondert von allem Irdischen, sieht er bloß in seine eigne Brust, und in die unendliche Tiefe seines großen Geistes. Aber wenn ein Schmerz auf deiner Seele ruht, den keine Menschenhand heilen kann, dann will ich dich zu ihm führen."

„Vielleicht siehst du mich bald wieder, liebe Mutter. Die Sonne steigt höher, und Rosa wartet mein. Lebe wohl!"

Die Frau zeigte ihm einen Weg, der an den Bergen hinlief, und ihn bald wieder in den Wald zurück führte. Er war noch nicht weit gegangen, da hörte er ein Flattern und Girren in den Zweigen, und — wie freute sich Lolli, als er den kleinen Jako erblickte, der sich, des weiten Fliegens ungewohnt, in den verschlungenen Aesten einer Pinie gefangen hatte! Lolli befreite den kleinen Flüchtling, verbarg ihn in seinen Busen, und eilte zu seiner geliebten Rosa.

## Sechste Scene.

# Die Braut.

Das freundliche Kind hatte die ganze Nacht schlaflos zugebracht. „Ist Lolli noch nicht wieder zurück?" hatte sie jeden Augenblick gefragt, und als man ihr immer mit Nein antwortete, schickte sie Boten nach allen Gegenden aus, um ihn aufzusuchen.

Keiner traf ihn, aber Lolli kam eher zurück als sie.

Der Pavillon, wo Rosa schlief, stieß an den Garten, das Fenster ihres Schlafzimmers war offen, Lolli schlich sich leise hinan, und spielte auf der Mandoline.

„Lolli!" rief Rosa entzückt, und sprang nach dem Fenster; da flog der kleine Jako lustig herein, und liebkoste seine schöne Rosa. Aber sie achtete seine Liebkosungen wenig.

„Ach, Lolli! wie bin ich um dich besorgt gewesen!" sagte das göttliche Kind, und zerdrückte mit ihren kleinen Fingern die Freudenthränen, die in ihren schönen Augen perlten.

„Denke nur, Myrha, er hat die ganze Nacht meinetwegen im Walde zugebracht! Er bringt mir meinen Jako wieder; erlaube doch, daß er herein

kommen darf, und daß ich ihm ein Glas Cypern Wein reiche; ach der arme Lolli!"

Myrha lächelte bejahend, und Rosa flog hinaus, und zog ihn in das Zimmer.

„Und nun setze dich, du lieber Lolli, und erzähle, wo hast du denn übernachtet? wo war der kleine Flüchtling, über dem ich dich beinahe selbst verloren hätte? Du siehst so blaß aus. Nimm und trink, dann will ich dir auch erzählen."

„Wie ich dich gestern im Garten verließ, schöne Rosa, . . ."

„Nenne die Prinzessin nicht mehr so," unterbrach ihn Myrha. „Rosa ist eine Braut, der mächtige Prinz Mansor hat um ihre Hand geworben, und in wenigen Tagen wird sie auf dem größten Thron de^s Morgenlandes sitzen."

„Freue dich, lieber Lolli! Du gehst mit mir, mein Vater hat es mir versprochen; ich freue mich bloß darüber, weil du mitgehst. Aber was fehlt dir? du zitterst?"

„Ich habe in der vorigen Nacht ein Kind begraben," sagte Lolli, „und wie ich es hinein senkte in sein letztes stilles Bett, da hätte ich gern mein heißes Herz neben sein kaltes hingelegt, wenn mich nicht eine Gestalt und ein Traum zurück gehalten hätten, aber jetzt ist Alles zerronnen!"

„Ach, Lolli! du bist krank; wie ist dein Auge so trübe, deine Wange so bleich!“

„Laß mich hinaus, Gebieterin, unter den blauen Himmel, unter die freien Wolken! Wie darf ein armer Sklave seine Fesseln vergessen?“

Lolli stürzte zum Zimmer hinaus, und Rosa fiel weinend in die Arme ihrer Freundin. „Ach, sage mir, Myrha, was fehlt meinem Lolli, daß er mich so schnell verließ? Ach, wenn er traurig ist, wie kann Rosa fröhlich seyn?“

---

## Siebente Scene.

# Die Illumination.

Das Gerücht von der Vermählung der Prinzessin durchlief die Stadt; die Müßiggänger der Residenz freuten sich auf neue Feten; der abgelebte Zeremonienmeister des Hofs rieb sich die Stirn, um welche zu erfinden; und selbst der eisgraue Vezier erschien mit einem verjüngten Gesichte bei Hofe.

Im Garten waren eine Menge Arbeiter mit Anstalten zu einer Illumination beschäftigt, die noch diesen Abend Statt finden sollte; das Volk belagerte in froher Erwartung die Ringmauern des Pallastes, Freude lag auf allen Gesichtern: — nur Rosa, das geliebte Kind, war in ihr einsamstes Cabinett ver-

schlossen und weinte, und Myrha, mehr besorgt für ihre Schönheit als für ihren Kummer, bemühte sich vergebens, sie zu trösten. Die unschuldige Freiheit, die man ihr bis jetzt gegönnt hatte, war verschwunden; der Zwang des Hofes umgab sie mit seinem lästigen Zeremoniel; ihre einsamen Spatziergänge im Garten hatten aufgehört, und schon waren drei Tage verflossen, wo sie ihren geliebten Lolli nicht gesehen hatte. Selbst des Nachts, wenn sie aus ihrem Fenster dem Gesange der Nachtigallen lauschte, hörte sie nicht mehr seine Lieder, wie sonst, und doch sehnte sie sich jetzt weit mehr nach Lolli's Stimme, als sonst. Denn seit ihre schönen Augen die ersten Thränen des Kummers geweint hatten, klopfte die Liebe mächtiger in ihrer Brust als vorher; woraus man schließen könnte, der weise Ali Mansaris, dem die Hofpoeten Zeit seines Lebens so gram waren, habe doch so unrecht nicht, wenn er sagt: die Liebe sey eine Pflanze, die in Thränen wachse, im Kummer reife, im Glück verwelke, und im Unglück neue Blüthen treibe.

Endlich kam der Abend heran. Die Sterne fingen an zu glänzen; aber sie erblaßten bald wieder vor den unzähligen Lampen, die nach und nach im Garten des Pallastes aufflammten, und die Nacht in Tag verwandelten. Die Mitglieder des Divans begaben sich in die Allgemeine HofApotheke, wo sie

das berühmte Lebenspulver des königlichen LeibArztes verschluckten, um sich vor Erkältung zu sichern. Die besorgten Mütter der Residenz gaben ihren geputzten Töchtern weise Ermahnungen, um sie vor Erhitzung zu warnen, und die jungen Stutzer rüsteten sich in ihrer Kühnheit, und entwarfen Plane, wie sie das glänzende Fest durch PrivatBelustigungen verherrlichen wollten.

Auch im Pallaste hatte man den Abend mit Ungeduld erwartet: Rosa, weil sie ihren Lolli wieder zu sehen hoffte; die schönen Sultaninnen des Harems, weil sie endlich einmal die Freiheit haben sollten, andre Gesichter zu sehen, bei welchen sie nicht zu gähnen brauchten; und die Dienerschaft, weil die ewige Langeweile, die auf dem ganzen Hofstaate lag, endlich einmal durch etwas Neues unterbrochen werden sollte.

Ach, wer hätte denken sollen, daß die allgemeine Freude so plötzlich gestört werden würde? Welche Verwirrung! welch ein Geschrei durch einander! Waffen blitzten im Scheine der Lampen; die Sultaninnen fielen in Ohnmacht vor den kräftigen Männergesichtern, die ihnen unter die Augen traten; die Mitglieder des Divans flüchteten sich zu dem Leibarzte; der König der sieben Inseln schwur bei dem Barte des Propheten, diesen Gräuel schrecklich zu ahnden; die dienstbaren Schwarzen röchelten in

ihrem Blute, und Lolli schlang seinen Arm um die geliebte Rosa, und deckte mit seiner Brust die ihrige.

Aber ich will die Geschichte erzählen, wie sie damals, als officieller Artikel, im unpartheiischen Hoftrompeter gemeldet ward.

„Um neun Uhr Abends" — sagt dieses Blatt, das die Wahrheit auf der Stirn trägt, — „begab sich der ganze Hofstaat in den bunten Saal, wo der König der sieben Inseln die Abendmahlzeit einzunehmen geruhte. Ihro Majestät aßen mit gutem Appetite, und ordneten dann Höchstselbst den Zug an, wie er in die erleuchteten Gärten des Pallastes hinab defiliren sollte. Jedermann erstaunte über die taktischen Kenntnisse, welche Se. Majestät hierbei an den Tag legten, indem sie verordneten, der Zug sollte sich nur immer zusammen halten, dann würde er nie aus einander kommen, und zu dem Ende die Elbogen als ein Glied des Körpers empfahlen, das besonders zum Zusammenhalten von Gott erschaffen worden wäre."

„Hierauf setzte sich der Zug in folgender Ordnung im Marsch:"

„Zuerst der GroßTrommelträger nebst dem Chore der geheimen Hofmusikanten. Ihnen folgten die geheimen OberLeibSchüsselträger, nebst einem Theile der königlichen Hoflivree. Hierauf kamen Ihro Eminenz, der Großkreutz des PastetenOrdens,

nebst

nebst sämmtlichen Rittern in GallaKleidung. Ihnen folgte ein Chor schwarzer Sklaven, welche die Sultaninnen des Harems in ihrer Mitte hatten. Nach ihnen Ihro Großheit, der oberste Vezier, geführt von dem geheimen OberHofNeuigkeitsträger, dann die Mitglieder des Divans, sämmtlich in GallaPelzstiefeln. Nach diesen kamen Ihro Majestät, der König der sieben Inseln Höchstselbst, und an Ihrer Seite die allgeliebte Prinzessin Rosa, deren schöne Augen — vermuthlich von dem blendenden Scheine der Fackeln — etwas roth aussahen. Ihrer Majestät wurde von dem Zeremonienmeister das Wappen des Reichs, welches bekanntlich aus sieben Schaafen in grünen, und sieben Scheermessern in rothen Feldern besteht, vorgetragen. Hierauf folgten die hohen Personen der königlichen Familie nach ihrem Alter und Range. Dann der Mufti, der Leibarzt und der HofApotheker nebst sämmtlicher Dienerschaft, und eine Abtheilung der königlichen Leibwache beschloß den Zug."

„Als nun die hohen Herrschaften in dem Garten angekommen waren . . ."

Doch ich muß dem unpartheiischen Hoftrompeter ins Wort fallen, er erzählt zu langsam.

Unter dem Chore der Schwarzen, die den Harem unter sich hatten, waren immer einige auswärts, um schöne Mädchen für Ihro Majestät anzu-

werden. Wer etwas von Werbungs-Geschäften versteht, wird einsehen, daß das nicht immer auf dem Wege des Rechts gehen kann, und wird also nichts Arges darin finden, daß einer dieser Schwarzen so pfiffig war, zwei schöne Mädchen von einer angesehenen Familie aus Persien zu entführen, die in Kurzem an zwei reiche und vornehme Jünglinge verheirathet werden sollten. Aber unverzeihlich dumm war es, daß man die Sache nicht geheimer hielt. Die Jünglinge erfuhren, daß ihre Geliebten im Harem des Königs der sieben Inseln eingeschlossen waren, und brannten vor Verlangen, sie zu befreien. Nur die Unmöglichkeit hatte sich bis jetzt ihren Planen entgegen gestellt; aber der heutige Abend bot ihnen auf einmal die beste Gelegenheit dar, sie auszuführen. Durch ihr Geld hatten sie sich einen Anhang in der Residenz verschafft; mit einer kleinen Anzahl entschloßner Männer standen sie im Garten versteckt; die übrigen waren unter die Menge verstreut, um die Verwirrung im entscheidenden Augenblicke zu vermehren. Wie nun der Zug bei ihrem Hinterhalte vorüber kam, stürzten sie auf die schwarzen Sklaven los, hieben nieder, was Widerstand leisten wollte, bahnten sich einen Weg zu ihren Geliebten, und eilten im Angesichte des ganzen erschrocknen Hofes mit ihnen davon.

Der GroßTrommelträger schlug ein Loch in die

Trommel, weil er außer sich war; die Leibwache schoß nicht, weil sie nicht geladen hatte; der Großvezier zitterte am ganzen Leibe, weil er nichts anders zu thun wußte; der Zug trennte sich, weil er die Elbogen vergaß; der König schwur bei dem Barte des Propheten, in den Wappen des Reichs gingen die sieben Scheermesser entzwei; Alles flüchtete in Verwirrung nach dem Pallaste, und nur Rosa war glücklich: denn Lolli hielt sie fest in seinen Armen umschlungen, und führte sie aus dem Getümmel hinweg in die stille PlatanenLaube, ohne daß sie von der erschrocknen Menge bemerkt wurden.

Das liebliche Kind schmiegte sich zitternd vor Schreck und vor Freude an seine Brust, und sagte: „Ach, Lolli, könnte ich auch so mit dir entfliehn!"

„Rosa! meine geliebte Rosa!" lispelte Lolli, und preßte sie an sein klopfendes Herz.

„Rette mich, Lolli!" sagte das freundliche Kind.

„Liebst du mich?" fragte Lolli.

„Ewig!" antwortete Rosa.

Da sanken beide einander in die Arme. Ein seliges Herz klopfte an dem andern, eine Lippe brannte an der andern, ihre Freudenthränen vermischten sich, und die Vergangenheit war vergessen, die Zukunft war ihnen aufgegangen, wie ein heller

Stern, und ihre freudetrunknen Seelen konnten nur stammeln und lallen.

Ach, nur einmal fällt der Strahl aus der Geisterwelt in das dumpfe, finstre Leben des Menschen! aber wiegt nicht die Seligkeit dieses Augenblicks den Kummer des ganzen frostigen Lebens auf?

„Als ich von den Tonkogulen gefangen war,“ sagte Lolli, und hielt die schöne Rosa umschlungen, „warf man mich in ein Boot, und setzte mich mit mehrern Gefangenen über den Ganges. Es war Nacht, und der ewig heitre Himmel meines Vaterlandes war mit tausend Sternen bedeckt, und wie ich hinab blickte in die reinen Wellen des heiligen Stroms, da spiegelten sich alle Sterne in der tiefen Fluth. Ach, dachte ich, ein Himmel über dir, und ein Himmel unter dir, und du zwischen beiden, gebunden, gefangen, ein elender Sklave! Es war, als wenn eine Stimme mir zurief: Hinab! und ich wollte mich in die Fluthen des Stroms hinab senken; aber man hatte die Gefangenen zusammen gebunden, und ich konnte nicht, ohne ein andres Leben mit mir nieder zu reißen. — Als ich gestern am Falle des Ghiara stand, und die Wellen herrlich und wild bei mir vorüber flogen, und der Bogen der Hoffnung sich in ihrem Schaume mahlte, da drängte es mich wieder hinab, wie damals; aber ich dachte an dich und die Mutter, deren einziges Kind unter

dem frischen Hügel schlummert, und an den frommen Greis im Gebirge, und ich beschloß, sie aufzusuchen."

Die schöne Rosa fragte nach der Mutter und nach dem Greise, da erzählte ihr Lolli die Begebenheiten jener Nacht.

„Ich gehe mit dir," sagte das freundliche Kind. „Morgen, wenn die Nacht anbricht, erwarte ich dich unter den Fenstern meines Pavillons. Jetzt führe mich in den Pallast zurück, man wird mich vermissen."

---

## Achte Scene.

# Die Wallfahrt.

Am andern Morgen waren fünf Stellen im Divan erledigt, deren Besitzer ihr Leben nur bis zu jenem außerordentlichen Vorfall hatten fristen können. Sechs andre arbeiteten mit aller Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, um in ihrem Posten zu bleiben. Hundert andre glaubten, das Glück nun erlebt zu haben, in den Divan zu kommen. Der ganze Hof glich einem Lazarethe. Der HofApotheker schwitzte im Laboratorium; die Leibärzte flogen; die Sultaninnen weinten, daß sie nicht alle entführt worden waren; und der König der sieben Inseln

verwünschte die Illumination, seinen Hof und die ganze Heirath; denn der Schreck war ihm in sein königliches Bein gefahren, und er lag auf dem Sopha, und laborirte Höchstselbst am Podagra.

Die Leibwache war im Galopp durch die Stadt gejagt, und war draußen, zur Schonung der Pferde, Schritt geritten, um die Verbrecher einzuholen. Sie kamen wieder zu Hause, und berichteten dem Könige: „der Feind wäre durch ein geschicktes Manövre so zurück gedrückt worden, daß er sich nicht einmal hätte sehen lassen; wahrscheinlich hätte er in Unordnung die Flucht ergriffen, sie aber wären in vollkommner Ordnung, wie auf dem Paradeplatze, wieder nach der Stadt gezogen. Der König lobte sie, so gut es ihm die Schmerzen am Beine zuließen, und befahl, auf künftige Nacht alle Wachen im Garten auf der Seite des Harems zu verdoppeln. Die Leibärzte riethen dem ganzen Hofe, zeitig zu Bette zu gehen, und somit war also die Ruhe von Innen und Außen gesichert.

Die schöne Rosa befolgte die Vorschrift des Arztes, um sich desto früher in ihr Cabinett verschließen zu können; aber seine Warnung vor der Schädlichkeit der Abendluft hielt sie doch nicht ab, das Fenster, das nach dem Garten hinaus ging, zu öffnen, und Lolli zu erwarten.

Der Himmel war den ganzen Tag so trübe ge-

wesen, wie alle Hofgesichter. Finstere Wolken zogen am Abend den Horizont herauf, und ließen nur dann und wann einzelne Sterne durch ihre Zwischenräume blicken. Der Wind wiegte sich auf den Wipfeln des Waldes, spielte mit den Blumen im Garten, und trug die Stimmen der Wachen, die sich anriefen, herüber. Rosa's Herz klopfte voll ängstlicher Erwartung. Sie hatte den Befehl ihres Vaters gehört, daß die Wachen verdoppelt werden sollten, und obgleich die Seite des Harems, die an den Garten stieß, weit von ihrem Pavillon entfernt lag, so befürchtete sie doch, Lolli möchte entdeckt werden.

Schon seit einer Stunde herrschte völlige Todtenstille im Pallaste, und Rosa lag am Fenster, und horchte auf das Brausen des Windes in der einsamen Nacht. Horch! da raschelte etwas im Gebüsche, eine Gestalt schlich sich unter den Bäumen weg; „Rosa!" lispelte eine Stimme unter ihrem Fenster. Es war Lolli. Zitternd schwang sich die schöne Rosa aus dem niedrigen Fenster herab, und lag in Lolli's Armen. Sie wagten beide nicht zu sprechen. Lolli führte das zitternde Mädchen durch die dunkle Allee nach dem Bache, der auf der westlichen Seite den Garten begränzte. Rechts und links hörten sie das Patrouilliren der Wachen, aber der Wind wehte frisch durch die Zweige, und verbarg die Schritte der Liebenden. Wie sie an den

Bach kamen, nahm Lolli das liebliche Kind in die Arme, und trug es hinüber. Am jenseitigen Ufer hatten sie nichts von den Wachen zu fürchten. Rosa setzte sich ermattet unter einen Baum, und Lolli suchte den Weg, der nach der Gegend des Waldes führte, wo das einsame Thal lag; er konnte ihn aber nicht finden, und würde ihn auch wohl schwerlich gefunden haben, wenn sich nicht noch ein dritter Reisegefährte zu ihnen gesellt hätte, — der kleine Jako.

Seit jenem Tage, wo er die Flucht ergriffen hatte, war er sorgsam verwahrt worden; aber die wenigen in der Freiheit zugebrachten Stunden hatten ihm doch so wohl gefallen, daß er seitdem die Versuche, sich wieder in Freiheit zu setzen, wiederholte. Heute war das Fenster offen geblieben, Jako glaubte die Gelegenheit wahrnehmen zu müssen, und so wenig er auch Freund von Nachtreisen war, so eilte er doch seiner schönen Gebieterin nach. Die Gegend des Waldes, wo er zum erstenmale von den Vorzügen des geselligen Lebens vor dem einsamen überzeugt wurde, war ihm genau bekannt, lustig flog er also den Liebenden voraus, und brachte sie bald auf den Fußsteig, den sie suchten.

Der Mond brach eben durch das trübe Gewölke, das den Himmel bedeckte, als sie den Berg hinab stiegen, an dessen Fuß die einsame Hütte der Mutter

lag. Sie traten zu der Thür des Gärtchens herein, und fanden die Mutter auf dem Grabe ihres Lieblings. Frische Blumen waren auf dem Hügel gepflanzt, und die Zweige der Bäume waren zu einer Laube zusammen geflochten, die sich über das Grab wölbte. Rosa eilte auf sie zu, und weinte an ihrer Brust. Lolli sagte: „Mutter, ich komme wieder zu dir, führe mich und die schöne Rosa zu dem frommen Greis, der diese einsame Gegend bewohnt!“

„Seyd mir willkommen!“ erwiederte die Frau. „Habe ich dir nicht gesagt, ich will dir vergelten, daß du mein Kind in die Erde gelegt hast? Du hast es sanft gebettet und weich, aber mein Kind hat mich doch nicht verlassen; es besucht mich in meinen Träumen, und liegt bekränzt an meiner Brust, und lächelt mich an, wenn ich weine!“

„Kommt, meine Kinder!“ fuhr sie fort, „ich will euch zu dem heiligen Walde führen, wo der Greis wohnt.“

Und die Mutter führte die Liebenden einen steilen Berg hinauf, und zeigte ihnen einen Fußsteig. „Dieser Weg,“ sprach sie, „führt nach dem heiligen Walde. Ich will euch hier erwarten!“

Lolli und Rosa verfolgten den schmalen Fußsteig, er führte sie immer bergauf in eine einsame, stille Gegend. Sie gingen in dem Nebel der Wolken, unter sich hörten sie das Brausen des Waldes,

die Brandung des Meeres, aber in dieser heiligen Höhe wohnte eine ununterbrochene Ruhe. Sie traten endlich in einen kleinen Wald. Alte Eichen und Tannen breiteten ihre Aeste aus, und verhüllten den Mond. Rosa schmiegte sich ängstlich an Lolli's Brust. Lolli sprach dem lieblichen Kinde Muth ein. Langsam gingen sie weiter, denn kein Strahl des Mondes fiel durch die dicht verschlungenen Aeste des Waldes; aber nicht lange, so wendete sich der Fußsteig, und sie sahen einen freien, von Felsen umgebenen Platz vor sich, und an dem einen Ende desselben eine Grotte, die in den Felsen gehauen war. Der Mond schien hell, der Himmel blickte mit allen seinen Sternen rein und unbewölkt auf sie herab. Rosa athmete wieder leicht.

Wie sie sich der Grotte naheten, trat der Greis heraus, und kam ihnen entgegen. Auf seinem Gesichte stand noch die Kraft und Munterkeit des männlichen Alters, aber ein weißer Bart floß bis auf seinen Gürtel herab, und sein Haupthaar glänzte wie Silber.

„Was wollt ihr meine Kinder?" fragte er mit freundlicher Miene.

Lolli sagte: „Mein Vater, ich war einst glücklich und frei und geachtet; aber ich bin jetzt ein armer Sklave, und die du hier bei mir siehst, die liebliche Rosa, ist herrlich und groß und die Tochter

eines mächtigen Fürsten. Die Welt will uns trennen, aber unsre Herzen sind unzertrennlich. Man hat uns gesagt, du seyst ein gütiger Geist, und ließest dich zu den unschuldigen Bitten der Menschen herab; darum kommen wir zu dir und bitten dich, hilf uns, ehrwürdiger Greis!“

Und die schöne Rosa umschlang seine Kniee und sagte: „Du bist ein heiliges Wesen, denn dein Angesicht ist nicht, wie das Angesicht der Menschen; erfülle unsre Wünsche, und rathe uns mit deiner Weisheit!“

Mit freundlichem Lächeln versetzte der Greis: „Das Leben der Menschen ist mir bekannt. Das Hohe kämpft in ihrer Brust mit dem Niedrigen; die Ewigkeit ruft ihnen, aber die Endlichkeit hält sie fest. Der Lorbeer des Verdienstes wird befleckt, der Myrtenkranz der Liebe wird zerrissen; aber doch glänzen zwei lichte Sterne von dem reinen Himmel auf die unreine Erde hinab, sie heißen der Glaube und die Liebe! Wer ihnen folgt, trägt das Leben leicht, sein Geist wird groß in der Gefahr, und seine Liebe wächst in den Verfolgungen.“

Das Angesicht des Greises verklärte sich, wie das Angesicht eines Engels.

„Ich kenne euch lange,“ fuhr er fort, „eure Herzen sind unschuldig und rein; vor der stillen Nacht, im Angesicht der ewigen Sterne lege ich eure

Hände zusammen; was in der Welt der Geister verbunden ist, bleibt ewig verbunden. Das Schicksal der Welt zieht vorüber, aber der heilige Bund besteht, und wen die Erde nicht bekränzt, dem ist ein ewig blühender Kranz in einem schönern Lande bewahrt. Geht wieder hinab zu euern Wohnungen, und dieser Glaube stehe fest in eurer Brust!" — So sprach der Greis, und legte ihre Hände in einander, und umarmte sie, wie ein Vater seine Kinder, und lächelte ihnen Muth und Trost zu.

„Ach, mein Vater!" sagte Rosa, „also wirst du unsre Bitten erfüllen?"

„Was dir auch widerfährt," erwiederte der Greis, „trage geduldig, und traue auf den unendlichen Verstand über dir, und auf das große Herz, das du nicht verstehst!"

„Darf ich wieder zu dir kommen, mein Vater?" fragte Lolli.

„Wir sehen uns bald wieder," sagte der fromme Greis, und ging in die Grotte zurück.

Rosa und Lolli stiegen den Berg wieder hinab. Schweigend umarmten sie die Mutter, die ihrer wartete. Rosa brach eine Blume von dem Grabe des geliebten Kindes, und kam, da eben der Tag zu grauen begann, wieder zu Hause; Niemand hatte ihre Abwesenheit bemerkt.

## Neunte Scene.

# Die Vermählung.

Der ganze Hof hatte die Nacht ruhig geschlafen; der Anfall vom Podagra hatte den König verlassen; die schönen Sultaninnen des Harems waren zwar erst spät zu Bette gegangen, wie die Nacht eingebrochen war, und man die Leibgarde vor ihrem Fenster nicht mehr erkennen konnte, aber süße Träume hatten ihnen bald die Augen zugedrückt. Nur dem armen Zeremonienmeister war kein Schlaf auf die müden Augen gesunken; denn er befürchtete, die mißlungene Fete würde ihm seine Stelle kosten, wenn es ihm nicht gelänge, durch eine neue, noch nie gesehene die Gnade des Königs wieder zu erwerben.

Der Tag brach an, und noch hatte ihm kein freundlicher Genius einen Gedanken zugeflüstert, der ihm brauchbar schien; in Verzweiflung stand er vom Lager auf, und ging in den Garten; er sann und sann, aber nichts schien ihm ungewöhnlich und überraschend genug. In dieser Verlegenheit erblickte er Lolli, der eben beschäftigt war, junge Weinranken an Pfähle zu binden; er kannte den Jüngling und rief ihn.

„Sage mir, Sklave,“ fragte er, „welche Feierlichkeiten sind in deinem Vaterlande gebräuchlich, wenn eine Vermählung mit festlicher Pracht gefeiert wird?“

„Mächtiger Herr," sagte Lolli, „bei uns gehen die Verlobten vor SonnenAufgang in den Tempel und bringen ihre liebenden Herzen dem großen Brama zum Opfer; dann versammeln sich ihre Verwandten, und begleiten sie in einem feierlichen Aufzuge nach dem Ganges. Hier stehen eine Menge Boote, von bekränzten Ruderern besetzt, mit bunten Wimpeln und köstlichen Stoffen geschmückt; der ganze Zug besteigt die Boote, Gesang und Musik erschallen, und die Neuvermählten waschen sich in den heiligen Wellen; dann . . .

Der Zeremonienmeister ließ ihn nicht ausreden; er hätte den Jüngling umarmt, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit eingefallen wäre, daß er das Amt eines Zeremonienmeisters bekleidete. Der glücklichste Gedanke war in ihm geweckt worden: eine Wasserfahrt! köstlich geschmückte Boote! bekränzte Ruderer! prächtige Musik! — er eilte, was er konnte, davon, und ehe noch eine Stunde verging, war Alles im Hafen beschäftigt. Die königlichen Fahrzeuge wurden, so gut es in der Eile möglich war, ausgerüstet, eine große Menge Boote wurden gemiethet, prächtige Zeuge wurden aufgekauft, und bei allen diesen Anstalten ein so geheimnißvolles Wesen beobachtet, daß die Müßiggänger der Residenz sich vergebens die Köpfe zerbrachen, und die Politiker ein geheimes LandungsProjekt um so eher vermutheten, da die

officielle Zeitung ein völliges Stillschweigen darüber beobachtete.

Unterdessen waren die Abgeordneten des Prinzen Mansor, welche die schöne Rosa abholen sollten, im Lager angekommen. Essen und Trinken waren bei Hofe an der Tagesordnung. Jeder gab sich dem süßen Rausche hin, den die Gegenwart darbot; aber Niemand war frölicher, als der Zeremonienmeister, weil er noch mit einem glänzenden Feste im Hinterhalt war, und Niemand war so traurig wie der König, weil er seine geliebte Rosa verlieren sollte.

Rosa schien dem ganzen Hofe verändert; schöner und liebenswürdiger war sie noch nie gewesen. Gefällig ertrug sie den Zwang, den ihr die geräuschvollen Feste auflegten; mit heitrer Ergebung sah sie dem Augenblicke entgegen, der sie von dem Lande ihrer Jugend trennen sollte; und wenn auch dann und wann eine Wolke von Schwermuth über ihr Gesicht zog, so war es nur eine Wolke, und ging im Augenblicke vorüber. Niemand wußte, was ihr diese Ruhe gegeben hatte. Wie hätten auch die gemeinen Höflinge ahnen können, daß ein hoher Glaube in ihrer Brust lebte, der ihr Muth gab, sich über ihr Schicksal empor zu schwingen, und daß eine heilige Liebe ihr Herz erwärmte, die über alle Zufälle des Lebens erhaben war?

Der Tag war nun gekommen, wo die schöne Rosa den Gesandten des Prinzen feierlich übergeben werden sollte. Der ganze Hofstaat versammelte sich in der Moschee, die Dienerschaft stand in langen Reihen von den Flügelthüren des Pallastes bis zu den Thoren der Moschee. Die feierlichen Gesänge begannen, und Rosa ward von der königlichen Familie durch die Reihen nach der Moschee geführt. Lolli stand blaß, zitternd, das starre Auge auf den Boden geheftet. Rosa ging bei ihm vorüber, und flüsterte ihm zu: „Denk' an die Worte des Greises!“ Aber Lolli vermochte nicht zu antworten, sein gepreßtes Herz fühlte nur die Größe seines Verlustes; Glaube und Hoffnung hatten ihn verlassen.

Als man in der Moschee angekommen war, übergab der König vor dem Koran seine geliebte Tochter den fremden Gesandten.

„Nehmt sie hin,“ sprach er, „sie ist mein liebstes Kind, das köstliche Geschenk meiner unvergeßlichen Gemahlin, der schönen Solitara.“

Er konnte vor Wehmuth nicht weiter sprechen.

Rosa fiel weinend in die Arme des geliebten Vaters.

---

## Zehnte Scene.

# Das Meer.

Die ganze Residenz war in Bewegung; man bedauerte den Verlust der schönen Rosa, aber man freute sich über die Feste, die dabei gegeben wurden, und erwartete begierig das lezte und prächtigste, wovon mit so geheimnißvollen Mienen gesprochen wurde. —

Der Triumph des Zeremonienmeisters nahte heran.

Die schöne Rosa und ihr Gefolge sollten nun auf die Schiffe der Gesandten gebracht werden, die auf der äußersten Rhede des Hafens vor Anker lagen, und der Zeremonienmeister kündigte dem Hofe an, daß er alle Anstalten zu einer glänzenden Begleitung getroffen hätte. Ein beifälliges Lächeln des Königs belohnte ihn, und er fühlte sich wieder fest in seiner Stelle, und kannte sich selbst nicht vor Entzücken.

Im Hafen standen eine Menge Gondeln und Fahrzeuge, zahlreich genug, den ganzen Hofstaat einzunehmen, in Bereitschaft; sie waren mit bunten Wimpeln und Flaggen geziert, sehr viele mit prächtigen Stoffen ausgeschlagen, alle mit bekränzten Ruderern besetzt. — Kriegerische Musik tönte durch die Straßen, die Truppen besetzten den Weg nach dem Hafen, und der Hof erhob sich von der Tafel, und

trat — dießmal mit mehr Vorsicht, wie bei der letzten Illumination — den Weg an. Rosa und ihr Gefolge waren mit frischen Blumenkränzen geschmückt; Lolli folgte unter den vornehmsten Dienern. Myrha ging an der Seite der schönen Rosa.

Jetzt hatte man den Hafen erreicht; da warf sich die schöne Rosa nieder, und küßte mit Thränen den Boden ihres Vaterlandes. „Schönes Land, wo meine Mutter begraben liegt," sprach sie, „ich danke dir für die Freuden meiner Kindheit und für das sorglose Leben meiner Jugend." Ihr Vater hob sie auf, und schloß sie in seine Arme.

Die königliche Jacht ruderte heran, Rosa stieg hinein, der König setzte sich an ihre Seite, und Lolli regierte das Steuer.

Das Signal zum Absegeln wurde gegeben, die Kanonen donnerten, die Segel schwellten sich auf, die Ruderer sangen, das Volk jauchzte: „Heil und Wohlergehn der schönen Rosa!" und langsam bewegte sich die kleine Flotte — die königliche Jacht an ihrer Spitze — aus dem Hafen.

Schon war sie den großen Schiffen nahe, das hohe Meer wogte um sie, das Jauchzen des Volks tönte nur noch von fern herüber: da flog plötzlich eine schwarze Wolke daher, und ein Wirbel im Meere bezeichnete die Bahn, die sie lief. Lolli strengte alle Kräfte an, um dem Wirbel zu entgehen, — aber

vergebens. Er ergriff die Jacht, schleuderte sie im weiten Kreise herum, und zertrümmerte sie unter seinen Wellen.

Ein allgemeines Angstgeschrei unterbrach das frohe Jauchzen, den Gesang der Ruderer und die wirbelnden Töne der Musik. — Lolli und Rosa wurden noch einmal von den Wellen empor gehoben; noch waren die Kränze in ihren Haaren, sie hielten sich fest umschlungen. — „Er hat Wort gehalten!" rief Lolli; „er hat Wort gehalten!" sagte Rosa, und die Wellen schlugen über die geliebten Häupter zusammen und begruben sie.

Man versuchte Alles zu ihrer Rettung, aber umsonst. Man fand nur den Leichnam des Königs. Lolli und Rosa waren verschwunden.

Wiege sie sanft in deinem Schooße, heiliges großes Meer! und bringe sie an eine gastfreundliche Küste, wo man von ihrem Range nichts weiß, und ihnen vergönnt, in Einem Grabe zu ruhn!

August Mahlmann.

# IX.

## Die Nacht im Prado.

Die heiterste Sommernacht ruhte über den Ufern des Manzanares; eine jener lauen Nächte, wie sie unter Spaniens heißem Himmelsstrich dem brennenden Tage folgen.

Das Geräusch der Straßen verstummte, und in den Alleen des Prado schimmerte das magische Helldunkel, welches den südlichen Himmel mit tieferem Blau und helleren Sternen schmückt.

Einzelne Gruppen durchstreiften noch die Hauptgänge des weiten Gartens, die bald in gedrängte Haufen vereint, bald unter sich vereinzelt, darin auf und ab wandelten. Die vollen Töne der Guitarre erklangen hier in dem Kreis einer horchenden Menge, dort begleiteten sie die leichten Bewegungen des Vo-

lero, beim taktmäßigen Schlage der Kastagnetten; indem sich die Tänzer, vom lauten Beifall der Umstehenden ermuntert, um die hohen Ulmen schwenkten, und einander bald zu fliehen, bald aufzusuchen schienen.

Nur die entfernteren Gebüsche lagen still und unbesucht, wenn nicht zuweilen ein einsamer Spaziergänger seine Freuden oder Schmerzen schweigend dahin trug.

Eine der abgelegensten SeitenAlleen, die nach dem botanischen Garten sich hinzieht, endigt in einen Kreis blühender Granatbäume, von Ulmen und Pappeln überschattet, und die mannichfaltigen Düfte balsamischer Pflanzen wallen aus dem nachbarlichen Garten in lieblicher Mischung herüber. In der Mitte des Rundes steigt hier ein Wasserstrahl, mit den Gipfeln der Bäume im Wettstreit, rauschend empor, und stürzt sich schäumend in das weite Marmor Becken, um dessen Rand die Fluth in stets bewegten Wellen spielt.

Hieher flüchtete sich Alonzo de Hiédra aus dem Getümmel der Hauptstadt, deren düstere Mauern ihn mit ungewohnter Bangigkeit umfingen. Unter einem noch schöneren Himmel, im Schooße der freien Natur aufgewachsen, lernte er, seit kurzem erst, Geselligkeit und Sklaverei als gleich bedeutende Worte erkennen.

Er bewohnte seit wenigen Tagen Madrid, wo ein alter Hausfreund seiner Aeltern ihn mit offnen Armen und väterlichem Herzen empfing. Der scharfsichtige Greis blickte in Alonzo's klares Auge, und fühlte, daß er keines Führers bedürfe. Frei schweifte der Jüngling in einer neuen Welt umher, und konnte, wie in einem andern Element, sich nicht anders als fremd darin vorkommen.

Jeden Abend folgte er der strömenden Menge in den nahgelegnen Lustgarten, dessen Nahmen er kaum kannte, und gesellte sich gern zu dem lärmenden Zuge, der diesem reitzenden Gefilde zueilte. Die friedlichen Schatten seiner Heimath schienen ihn hier zu umfangen, die Düfte der gewürzreichen Ebene, von gleich lauen Lüften getragen, ihm daraus entgegen zu wallen; — aber wenn er dem Haufen fröhlicher Müßiggänger unwillkührlich dahin gefolgt war, verlor er sich dann in die tieferen Laubgänge, und vergaß das rauschende Geleit, das er hinter sich zurück ließ. So geht die beßre Natur, vom allgemeinen Strom nur scheinbar hingerissen, ihren eigenen schöneren Weg, und der Kreis, in dem sich Alles strebend und genießend um sie her bewegt, dient ihr als Einfassung zu dem höheren Bilde des Lebens, welches dem reinen Auge allein bedeutungsvoll darin erscheint.

Alonzo ruhte in einer beschatteten Nische, über

die sich dicht verwilderte AcacienZweige herab neigten, und befand sich in jenem angenehmen Mittelzustand von Wachen und Träumen, wo in unbestimmter, übereilter Folge, Gedanken und Bilder sich jagen, und die Seele leiser ahnet, weil der Geist scharf zu unterscheiden aufhört, als das Geräusch nahender Fußtritte seine Aufmerksamkeit weckte.

Sein erster Blick fiel auf die Allee, die der Vollmond vor ihm erleuchtete, indeß ihr Ende sich in das zweifelhafte Dunkel der Nacht verlor. Noch hatten die Nahenden kaum die Hälfte des Ganges hinter sich, und es war unserm Jünglinge vergönnt, sie aus seiner Verborgenheit nach Wohlgefallen zu betrachten, und zu sehen, wer gleich ihm sich aus dem Getümmel der Einsamkeit zuwandte, und von den Uebrigen abgetrennt, ihm dadurch näher anzugehören schien.

Des Unerfahrnen scheues Gemüth sucht nicht leicht unter Vielen den Freund: es rechnet die Masse gleichsam für Eins, und verschließt sich für die fremdartige Erscheinung. Doch mit Zutraun naht es dem ersten Wesen, das mit ihm auf gleichem Wege einsam wandelt, und glaubt — oft zu eilig — in diesem zufälligen Zusammentreffen dem verwandten Sinn zu begegnen.

Schon wallte das Herz des Jünglings zwei Un-

bekannten entgegen, die sich ihm allmählich näher und deutlicher zeigten.

Der größere, ein junger Mann von vortheilhaftem Wuchs, eilte mit nachlässigen leichten Schritten vorwärts. Seine Kleidung verrieth den höheren Stand. Die starken Züge des Gesichts erheiterte eine sorglose Miene, aus der jedoch mehr Leichtsinn als wirkliche Fröhlichkeit hervor blickte.

An seinem Arm hing eine zarte Gestalt, wie Raphael den Jüngling Amor mahlt; ein Knabe noch an Reitz und Unschuld, schien sie, zwischen beiden Altern schwebend, die Anmuth zweier Lebens Perioden in sich zu vereinigen. Ein Mantel umgab die zierlichen Schultern; der übrige Anzug bezeichnete einen Diener; doch der edelste Ausdruck von Freiheit, der jede Bewegung begleitete, stand mit dieser niedern Bestimmung in einem so auffallenden Widerspruch, daß auch ein wenig geübtes Auge unter dieser Hülle ein Geheimniß ahnen mußte.

Dieser liebliche Gefährte umfaßte den Arm seines eilenden Nachbars, den er vergebens aufzuhalten schien, indeß dieser mit verdoppelten Schritten dem Ort nahte, wo Alonzo unter dem Schatten der natürlichen Nische ruhte.

Nur unterbrochene Worte waren diesem bis jetzt dann und wann hörbar, bald aber vernahm er sie deutlicher und zusammenhängender. Doch die

Stimme des jüngeren Gefährten, die wohlklingend, aber klagend — wie die tiefen Töne der Laute — zu vernehmen war, verschlang das Flüstern bewegter Zweige und das Plätschern der nahen Fontaine.

„Was soll ich deinen unüberlegten Wünschen noch entgegen setzen?“ rief der Aeltere, indem er unwillig seinen Arm befreite. „Vielleicht bin ich schon zu tadeln, daß ich deinen ersten Bitten Gehör gab; doch strafbar wär' ich zu nennen, wenn ich mein Ohr der Stimme der Vorsicht verschlösse. Du befindest dich auf dem Platz, den du so ungestüm zu sehen begehrtest, und hier mußt du verweilen, um unter meinem Schutz eben so von hinnen zu kommen. Denn jenem lärmenden Haufen, in den ich mich für einen Augenblick mische, darf ich dich nicht wieder zuführen. Dieser Platz ist angenehm und sicher, er schließt die längste Allee des Prado; hieher wird der ausgelassene Schwarm sich nicht verirren, und käme ein Neugieriger, dich aufzustören, so bist du ja Don Silvio's Page, und führst so gut den Degen, als der tapferste Raufer im Königreich Kastilien.“

Hier kehrte der Sprecher seinem jungen Gefährten den Rücken, und verlor sich bald in einen Seitenpfad. Schüchtern blieb dieser auf dem Platze, wo er stand, und senkte das Haupt auf die Brust. Endlich wagte er einige Schritte vorwärts, und fand

sich an dem Rande des Wasserbeckens. Jetzt erhob sich sein dunkles Auge, und in dem vollen Strahl des Mondes zeigten sich die zarten Züge, die der tiefe Hut bisher beschattete.

Der Unbekannte heftete den Blick mit Staunen auf die hohe Wassersäule, die ihm ein ungewohntes Schauspiel darzubieten schien, wie sie, kaum empor-gestiegen, in Millionen Krystalltropfen — wie in eben so viel Sterne zerstiebt — brausend herab stürzte, bis ermüdet sein Auge sich von diesem wechselnden Schimmer abwärts kehrte, gleichsam in den grünen Schatten der Nacht einen Ruhepunkt zu finden.

Hoch schlug Alonzo's Herz, als der Jüngling sich nach der beschatteten Seite des Kreises wandte, wo er kaum athmend den Ausgang dieses Abenteuers erwartete. Noch hatte der Unbekannte ihn nicht entdeckt; denn Alonzo, in einen dunkeln Mantel ge-hüllt, und unter dem Schutz herab hangender Acacien Zweige, saß so tief versteckt, daß auch ein helleres, vom Silberschimmer der Wassersäule nicht geblendetes Auge ihn in seiner Verborgenheit schwerlich bemerkt hätte.

Schon wollte der Fremdling, der sich allein glaubte, den Rasensitz einnehmen, als Alonzo für nöthig fand, ihn durch eine leichte Bewegung auf-merksam zu machen, daß er hier einen Gesellschafter anträfe. Ueberrascht von dieser unerwarteten Ent-

deckung, sprang der Jüngling einige Schritte zurück, und faßte stumm den Degen. Alonzo aber fragte ihn freundlich: „Warum mißgönnst du mir einen Ruheplatz, den du aufsuchst? bietet er nicht uns beiden seinen geselligen Schatten?"

„Kennst du mich?" erwiederte der Unbekannte so bestimmt und ernst, als die Weichheit seiner melodischen Stimme es vermochte. Noch stand er entfernt, und schien mißtrauisch jede Bewegung des unverhofften Gesellschafters zu beobachten.

„Mußt du mich denn kennen, ehe du diesen kühlen Sitz mit mir theilen magst?" versetzte Alonzo, „das bedarf es bei mir nicht, holder Jüngling!" — Nun trat dieser näher, und Alonzo fuhr also fort: „Gern überredete ich mich, daß du aus freier Wahl diesen stillen Ort aufgesucht habest: denn daß der junge Mann, der dich hieher geleitete, dein Gebieter sey, dem widersprichst du selbst, so wie du schweigend vor mir stehst; und warum wolltest du dich aus diesen einsamen Schatten entfernen, weil ein Anderer dir hier zuvor kam?"

Wie durch einen raschen Entschluß bestimmt, setzte sich der Unbekannte jetzt an Alonzo's Seite, und nachdem er denselben einige Augenblicke scharf beobachtet hatte, sprach er heiter:

„Ich erkenne deine Freimüthigkeit und erwiedre sie. Das unerwartete Zusammentreffen mit dir soll

mir dieß einsame Gebüsch nicht verdächtig machen. Du siehst mich entschlossen, hier die Zurückkunft des Don Silvio zu erwarten, dem ich angehöre, und der mir zu gebieten hat."

Schweigend saßen die beiden Jünglinge einige Minuten neben einander, und so wie jeder allmählich des andern Züge bestimmter aus den Schatten hervorgehen sah, schienen auch ihre Seelen sich wunderbar zu erkennen, und ein freundlicher Genius hauchte mit den lauen Abendlüften, die sie umwehten, Vertrauen und Sicherheit in ihre dem Wohlwollen geöffnete Brust. Der Unbekannte nahm zuerst das Wort.

„Dein Gesicht," sprach er, „dünkt mir bekannt, obgleich sich mir in der Erinnerung kein heitrer Augenblick zeigt, darin du mir erschienen seyn könnest. Dein Betragen deutet auf einen höheren Sinn des Lebens; du gehörst nicht zu der Schaar unsrer Jünglinge, die in den Straßen Madrids müßig umher schweifen, oder die Gänge des Prado schwärmend durchirren. Bist du ein Fremdling, — so sag' es mir, daß ich das Vaterland liebe, dem du angehörst. Bewohnst du diese Stadt: so gönne mir den Genuß, mich des Mitbürgers in dir zu erfreuen."

Hier schwieg der Fremde, und als ob er fürchte, zu viel gesprochen zu haben, schlug er die schattenden Wimpern nieder. — So unbefangen näherten sich zwei freie reine Gemüther einander; indeß

die vornehmern Sklaven der Welt, bei stets sich berührenden Verhältnissen, dennoch sich mit spähendem Mißtrauen aus der Ferne beobachten, und nach Jahre langem Forschen nichts empfangen, als was sie selbst geben — Täuschung! —

„Ja," entgegnete Alonzo, „ich bin diesem Lande und den Zerstreunngen dieser Hauptstadt fremd, junger Freund. St. Domingo nenne ich mein Vaterland, wiewohl ich in Spanien zuerst das Licht erblickte. Viel mögen meine Aeltern in diesem Lande gelitten haben; denn nie erwähnten sie desselben ohne schmerzliche Bewegung, — und doch sendeten sie mich, ihren Sohn, an dieses unbekannte Ufer. „Was soll mir das ferne Land?" fragte ich meinen Vater, als er mir dieß Vorhaben ankündigte, „hier ist euer Alonzo glücklich!" und die stille Zähre in dem Auge meiner Mutter sagte mir, daß man es über das weite Meer dort nicht immer sey. „Laßt mich bei euch bleiben!" rief ich, indem ich beide Aeltern bittend umschlang. „Unter den Schatten der Platanen will ich, wie bisher, unsre Negern über die Arbeit des verfloßnen Tages vernehmen, und die Geschäfte des folgenden bestimmen; ich will gut bleiben, wie ihr es seyd, und gut werden, wie euer Beispiel mich es lehrt; denn laut spricht es zu mir: Nur der Genügsame ist beglückt!" — Meine Mutter weinte, aber Don Pedro, mein Vater, schüt-

telte sein graues Haupt und sagte, nur der könne ganz glücklich genannt werden, der aus den Wogen wechselnder Wünsche sich ein selbst gewähltes Glück, gleich einem blühenden Eilande, schaffend erhoben habe. „Nicht die Stille," fuhr er fort, „ziemt der Jugend! Der frische Ostwind treibt das Fahrzeug in den Ocean des Lebens; Hoffnung schwellt die Segel, und des Jünglings hellem Blick erscheinen die günstig leitenden Sterne. Sieh, wie der Fischer früh den kleinen Nachen vom Ufer stößt, und Abends, auch mit geringer Beute, fröhlich singend in die sichere Bucht zurück kehrt. Sollte der Morgen deiner Jugend müßig verdämmern, indeß der Nachen deines Glücks im Moder des Meerschilfs ruht? Nicht zur zwecklosen Zier schmückt der Frühling die Bäume mit Blüthen: dieses prangende Farbenspiel ist nur das Symbol der Früchte, welche die reiche Natur verspricht. Die Lüfte verwehen die weichen Blätter, und die goldene Frucht reift dem späteren Herbst entgegen. Dieß, mein Sohn, sey das Bild deines Lebens! Ich übergab dir bis jetzt die Aufsicht über die weiten Savanen und die Negern unsrer Pflanzungen; denn zuerst lerne die Jugend Ordnung und Milde. Doch auch gebieten sollst du lernen, indem du dich selbst beherrschest; denn nur der kann die Leidenschaften Anderer besänftigen, der in den Tiefen seiner eigenen Brust sie zu bezähmen weiß.

Nicht hier im Schooße der Ruhe und in dem einfachen Kreise der Häuslichkeit wirst du mit deinen Wünschen und Kräften bekannt; dort, wo der Ehrgeitz dir zu seinen Höhen winkt, wo die Begierde dich in ihre Schlingen herab zieht, dort wirst du dich vielleicht verirren, — doch sicher dich selbst wieder finden. Auf die Gefahr muß ich es wagen."

Als mein Vater diese mir unvergeßlich gebliebenen Worte ausgesprochen hatte, umfaßte mich Donna Maria; die zärtliche Mutter schaute mir sorgenvoll ins Auge, als wolle sie darin die Bestätigung lesen: daß ich mich selbst nie verlieren würde. Dann rief sie unter frommen Thränen: „Geh, und die Obhuth der heiligen Jungfrau, die auch Mutter war, und mein Gebet um dich huldreich aufnehmen wird, geleite dich auf deinem Wege!"

Während meine Aeltern also redeten, trugen unsre Schwarzen mein Gepäck auf das Schiff, welches mich aufnehmen sollte. Die Abendsonne, die glühend sich in den Ocean tauchte, färbte schon die Wellen, die unser Fahrzeug durchschnitt; nur der Wind, der uns abwärts von St. Domingo trieb, führte mir noch die balsamischen Gerüche der heimathlichen Insel zu."

Eine ernste Stille feierte hier die Rührung jener aufgeregten Erinnerungen. — Aber in des Unbekannten Brust schien ein schmerzlicheres Gefühl sich

den Empfindungen des Antheils beizumischen, welche der nachbarliche Erzähler unbewußt geweckt hatte. Sein Busen hob sich unter leisen Seufzern, und mit höherer Theilnahme betrachtete er Alonzo's Züge, deren seelenvoller Ausdruck seine Aufmerksamkeit fesselte. Dann fragte er in einem Tone, worin sich kindliche Neugier und lebhaftes Mitgefühl schwesterlich vereinigten: „Warum mochten so liebevolle Aeltern den Sohn ihres Herzens freiwillig in die Ferne treiben? Oder," setzte er hastig und bedeutend hinzu, „hattest du vielleicht Geschwister, die man mehr liebte als dich? die in den Armen des Vaters zurück blieben, aus welchen man dich gebieterisch entfernte? — Glückliche Geschwister!" seufzte er, „die Pflichten erfüllen dürfen, von deren Ausübung man dich grausamer Weise losspricht!"

„Nein," unterbrach ihn Alonzo, „Niemand bestritt mir die Ausübung kindlicher Pflichten, und ich genoß im vollsten Maaße ungetheilt den älterlichen Segen, wie ihre Zärtlichkeit. Doch mit Freuden theilte ich diese Liebe, hätte das Schicksal mir einen verschwisterten Gefährten zugesellt, einen Freund, am gleichen Busen genährt, meiner einsamen Kindheit geschenkt. Wie oft schlich ich als Knabe, wenn ich Don Pedro im ernsten Gespräch mit meiner Mutter sah, mich leise hinweg, durchlief unsre Pflanzungen, oder tummelte mich, wie die fröhlichen

Kinder

Kinder der Heerde, in den weiten Savanen umher! Unter den Schatten hoher Bäume, die sie umschließen, sprang ich dort wohl jauchzend auf und nieder: doch der stille Tummelplatz, der mir keine Stimme zurück gab, wurde mir bald traurig und öde. Kein Gespiel lief wetteifernd mir zur Seite; keiner lagerte sich neben mich ins hohe Gras; Niemand half mir, die fröhlichen Plane des Knabenalters ersinnen und ausführen; ja von manchem kühnen Wagstück hielt mich der niederschlagende Gedanke zurück, daß kein ermunternder Gefährte den Triumph der bestandenen Gefahr mit mir theile. O wie viel reicher an Genüssen muß die Kindheit seyn, wenn im geschwisterlichen Kreise sich jeder Jubel vervielfacht! Jedem raschen Streben wachsender Kräfte winkt dann ein höherer Preis am Ziel entgegen, wenn wir, nacheifernd oder als Muster, den edleren Zweck des Lebens schon bei dem ersten Eintritt in dasselbe lebhafter ahnen. — Und o! wie viel süßer noch ist der Wettstreit kindlicher Sorgen für die, welche uns früher lieben, als wir zu empfinden anfangen! Wie wohlthätig ist es, wenn bei unsern kleinen Fehlern stets ein freundliches Herz bereit ist, unser Geständniß aufzunehmen, und eine weiche Kindeshand sich vermittelnd mild zwischen den Schuldigen und den ernsten, liebenden Richter legt!" — „O du," rief Alonzo, indem er lebhaft die Hand auf des Nachbars Schulter legte, „der

du vielleicht, beglückter als ich, die Freuden geselliger Kindheit kanntest, von der meine Seele nur sehnsüchtig träumt, verbanne jedes eigennützige Gefühl aus deiner Brust, wenn sie die Welt mit fremden Wünschen füllt, und liebe deine Brüder!" —

„Gewinne mir erst die Liebe einer Mutter!" sprach der unbekannte Jüngling, „der du unwissend die Tiefen meines Herzens erschütterst, und mir Pflichten nennst, deren Gewicht du nicht kennst. — Wenn die Jungfrau mein Herz heiligt, kann ich einst vielleicht die lieben, welche mir mehr als das Leben rauben; ein Gut, dessen Werth ich in diesem Augenblick doppelt schätzen lerne, um es bald auf immer dahin zu geben!"

Der Ton, mit welchem der Jüngling dieß sprach, drückte die tiefste Schwermuth aus, und bezeichnete jenen Gemüthszustand, wo, durch einen großen Schmerz besiegt, die Erbitterung gegen ein feindliches Schicksal sich in stille Trauer auflöst.

Alonzo fühlte, obwohl zu spät, daß er sein Herz zu unbedachtsam aufgeschlossen, und das erste Wesen, das ein milder Geist der Liebe ihm in einer neuen Welt zuzuführen schien, auf eine unsanfte Weise berührt habe. Er las in seines jungen Freundes Antlitz den ganzen Umfang seiner eignen Schuld; denn, ohne mit dessen Schicksal bekannt zu seyn, hatte er die innigsten und zartesten Beziehungen

menschlicher Bande ausgesprochen, und dadurch die Brust tief verwundend getroffen, die er sich öffnen, und zu Antheil und Liebe erwärmen wollte.

Ohne klar zu durchschauen, wodurch es geschehen, errieth er die Schmerzen, die er erregt hatte; denn dem reinen Sinn, durch Natur und Liebe gebildet, zeigen sich die Erscheinungen der moralischen Welt im unverfälschten Licht, und eine innre Stimme spricht ihre Verhältnisse zu ihm aus: so wie dem gesunden Auge die Gegenstände der sinnlichen Natur klar und auch aus der Ferne her in sicheren Formen erscheinen.

„Fremdling!" rief Alonzo — und nicht inniger hätte er den BruderNahmen aussprechen können — „verzeih dem Unbesonnenen, der dich an tief gewurzelte Schmerzen erinnerte. Erspare mir das peinliche Gefühl, dich noch einmal zu betrüben, und biete mir das Mittel dar, dich zu trösten: — gieb mir dein Zutraun! Das meine eilte dir zuvor, es folgte dem Herzen, seinem einzigen Führer. Doch einseitiges Vertrauen ist unfruchtbar wie der Same der Pappel, den der Wind den verschlingenden Wogen zuführt; der Wechseltausch verwandter Empfindungen aber gleicht dem BanianBaum, wenn er die gebogenen Aeste in die Erde senkt, und aus ihrem Schooß den nachbarlichen Sprößling aufstreben sieht, der mit dem Urstamm gleiche Nahrung saugt,

und im verbrüderten Daseyn den Stürmen trotzt. — „Wohl magst du dich einem Manne vertrauen," hört' ich meinen Vater sagen, „den du als deinen Freund ansiehst; erst, daß er dein Vertrauen erwiedert, entscheidet, ob er es wirklich sey."

„Was soll ich dir sagen," erwiederte der Unbekannte traurig, „das dir in deiner Welt faßlich wäre? Däucht es mir doch, als könntest du kaum meine Sprache verstehn, die, dem ungeordneten Lallen des Kindes ähnlich, gegen den reichen Wohlklang der deinen sich in schwachen Lauten der Klage verliert. Deine Gedanken umfassen die Schätze der Erde, wie deine Blicke heiter und zu muthiger Hoffnung gestärkt, die Welt als ein angeerbtes Eigenthum überschauen; diese schöne geheimnißreiche Welt, die wie ein goldnes Zauberbuch verhüllt vor uns liegt, und — bald — hinter mir liegen wird! Deine Bildung zeigt mir einen jugendlichen Mann, der Alles ergreifen darf; der jede Kraft, die er gebraucht, nach eigner Willkühr, durch eigne Kraft ordnen kann. Dich lehrte man wirken und genießen: mich wies man zum Dulden — zum Entbehren an. Nur solche Tugenden kenne ich, die man in dunkeln Klostermauern übt, die dort unser Leben vor Erniedrigung und unser Gemüth vor Verderbniß schützen. Und wenn ich alle kindischen Sorgen meiner ersten Jahre und die Bekümmernisse, womit die Zukunft mich be-

droht, gegen die hohen Erwartungen stelle, welche die Aussichten deiner Jugend umgeben: so scheint es mir unwürdig, Leiden zu bejammern, deren ganzer Umfang nicht eine der Thaten aufwiegt, die deine Zukunft erfreuen und verherrlichen sollen."

„Wie?" unterbrach ihn Alonzo heftig bewegt, „der Knabe soll der Welt entsagen, ehe er sie im vollen Sinne betreten hat? Und du selbst sprichst so ruhig ein Urtheil nach, das, wie der unwiderrufliche Todesspruch des geheimnißvollen Gerichts, dich den Abgeschiedenen zugesellt?"

„Du siehst, wie die stumme, eherne Gewalt der Nothwendigkeit schon allgemach an mir zum Meister geworden ist," versetzte der Unbekannte, „und wie sie, im Bunde mit der Gewohnheit, das Joch erleichtert, das sie über meinen Nacken beugt. In dumpfer Erwartung verlebte ich bisher die einförmigen Tage, wie sie zwecklos vorüber schlichen, ohne mir Furcht noch Hoffnung zu bringen: nur wenige sind noch übrig, bis jener furchtbare Tag erscheint, der die Welt für mich mit einem dunkeln Schleier auf ewig verhüllt. — Aber öffne du getrost mir deine Seele, und laß mich in dir die wechselnden Gefühle kennen lernen, aus denen, wie man sagt, das Glück des Lebens besteht; laß mich für dich hoffen, und mit dir zittern. Und kannst du gleich

meine Gefühle nicht nachempfinden, so kann ich doch die deinen treu in meinen Busen aufnehmen."

„Beantworte mir, seltsamer Knabe," rief Alonzo, „zwei Fragen, die ich an dich thun muß. — Doch vor allen sage mir, wie ich dich nennen soll? damit sich dein ätherisches Wesen durch einen bekannten Laut vor mir verkörpern, und mich an die Wirklichkeit erinnern möge, wenn du — vielleicht bald — wie eine Erscheinung dem Blick verschwindest." —

„Nenne mich — Antonio!" —

„Reiche mir deine Hand, Antonio!" fuhr Alonzo fort. „So fühle ich mich dir näher, und wähne ein Recht an dich zu haben: Was ist es, das deine künftige Bestimmung entscheidet? und welcher Gewalt ist dein Schicksal unterworfen?"

„Der höchsten und heiligsten — dem älterlichen Ansehn. — Dringe nicht weiter mit Fragen in mich; denn ich kann dir keine Antwort zurück geben, — und tief würde es mich kränken, gegen den die Sprache der Verstellung zu versuchen, der sich so herzlich mir näherte. Das erste heitere Verhältniß meines Lebens will ich nicht doppelsinnig mir verfälschen. Doch glaube nicht, daß ich vor deiner Prüfung zittre. — Nur deine Neugier habe ich zu fürchten. Mein Schicksal muß verhüllt bleiben; doch in die Tiefen eines Herzens magst du schauen, darin bis jetzt nur Gott und der Schmerz wohnte!"

„Kennst du die Welt, um die du trauerst?" war Alonzo's zweite Frage.

„Ich glaube es verneinen zu müssen," erwiederte Antonio, „und doch däucht mir in diesem Augenblick, ich wäre mir Alles dessen bewußt, was ich scheidend verlasse. Ich sah die Sonne herauf steigen, und im Gluthmeer des Abendhimmels hinter den GuadaramaGebirgen versinken. Diese Bäume streben in ungefesselter Kraft empor, der Manzanares durchströmt im selbstgewählten Bett die lachende Ebene. Unsre Dichter singen holde Lieder von Glück und Freiheit, und aus den blühenden Sträuchen erklingt die Melodie geselliger Freude. — Rings um den Menschen vernimmt man der Stimmen so viel, die das Glück aussprechen, und ihm zurufen, es mit zu genießen. Und jetzt noch an den Pforten der Gruft, die uns lebend ummauert, diese erste — diese letzte Stunde freien Selbstgenusses, — und die Hand des Freundes faßt mich, — die durch das Gitter mich nicht mehr erreichen wird! — Laß mich sie halten diese warme Hand, daß ich ganz die Seligkeit dieses Augenblicks schmecke!"

Höher hob sich des Jünglings Brust. Er trat einige Schritte vorwärts. Kein Hut beschattete das jugendliche Antlitz. Das reiche Haar faßte ein silbernes Netz, aus dem nur einige dunkle Locken sich hervor drängten, und Stirn und Nacken beschatteten.

„Ha!“ rief er schwärmend, versunken im Anschaun der ihn umgebenden Gegenstände, „verwandelt sich nicht selbst dieser unbelebte Aufenthalt durch den milden Einfluß der Freiheit zum heitern Lustgefilde! — Wie ganz anders schienen diese Gänge, wenn der Zug prunkender Wagen sich in einförmiger Reihe langsam bewegte! Schön zwar waren diese Alleen, aber traurig, — ihre Schatten so düster, ihre Länge ermüdete mein Auge! — Jetzt rauscht der Abendwind freudig in diesen Zweigen, die der Schimmer des Mondes durchirrt, — hell umfängt uns sein Licht in milder Klarheit.“

Bewußtlos stand hier der begeisterte Jüngling an dem Rande des Wasserbeckens, der herab stürzende Springquell benetzte sein empor gerichtetes Antlitz mit den fallenden Tropfen seines Staubregens, und Alonzo fühlte, als er, ihm die feuchten Locken zu trocknen, mit leiser Hand über die freie Stirne strich, daß sie brennend heiß glühte, und fuhr, wie von elektrischer Flamme berührt, hastig zurück.

„Knabe, du erschreckst mich!“ rief er mit lebhafter Sorge. „Gefährlich ist dieß kühle Bad, das auf deine erhitzte Stirn herab strömt. Entferne dich von diesem Platz. Fasse dich, und theile mir die Gefühle, die deine Seele in zerstreuten Bildern beschäftigen, mit ruhigem Sinne mit.“

Hier umfaßte er die schlanke Hüfte des Jünglings, und zog ihn neben sich auf die Rasenbank nieder. Antonio hatte sich auf einen Augenblick seinem Arm überlassen; aber er glich einem rasch erweckten Träumer, der die gestörten, allgemach zerrinnenden Bilder seiner Phantasie noch einen Augenblick fest zu halten sich ängstlich bestrebt, und das Wirkliche nur hinter dem Schleier jener Traumgestalten zu erblicken glaubt. Doch plötzlich schien eine seltsame Furcht sich seiner Sinne zu bemächtigen, und, wie vor sich selbst erschreckend, drängte er sich scheu von Alonzo's Seite. Gleich als müsse er sich von dem, was mit ihm vorgegangen, versichern, und auf seine Vertheidigung bedacht seyn, griff er nach dem Degen, drückte den Hut tief über die Stirn, hüllte sich enger in seinen Mantel, und schaute unbeweglich vor sich hin. — Kein freundliches Zureden seines warmen, bittenden Freundes schien ihn mehr anzusprechen; Alonzo's Liebkosungen blieben, so wie seine Fragen, unerwiedert.

Aber eben zeigte sich in der Tiefe der Allee eine Gestalt. Der Jüngling erkennt sie und springt auf. Alonzo, der ihm folgen will, sieht sich durch eine verneinende Bewegung der Hand zurück gewiesen.

„Werde ich dich wiedersehen, Antonio?" ruft er dem Scheidenden zu.

„Du wirst es," war die Antwort.

„Und wo?" fragte er hastig.

„Hier oder nirgends mehr!" erscholl es, indem Antonio mit pfeilschnellen Schritten davon floh. — Lange schaute der Zurückgelassene ihm nach; er sah, wie der schlanke Wuchs sich im langen Schatten vor ihm her zeichnete. Bald erreichten sich die beiden Unbekannten, und schienen sprachlos mit einander fortzueilen, — ihre Gestalten zerflossen in den Schatten der Ferne."

Da sank Alonzo, von einer ihm dunkeln, ahnungsvollen Wehmuth ergriffen, mit verhülltem Gesicht zurück, und heiße Zähren rollten über seine Wangen herab. Er lebte diese bedeutende Stunde noch einmal in der Erinnerung, — ihre lieblichen Bilder schwebten ihm lebhaft vor, ohne daß er sie zu einem geordneten, beruhigenden Gemählde sammeln konnte. Und je mehr er sich in Muthmaßungen und Erwartungen verlor, je dunkler wurde es in seiner Seele. — So zwischen Wähnen und Träumen verfiel er in einen unruhigen Schlummer, der ihm die zarte Knabengestalt in seltsamen, wechselnden Bildern vorüber führte, bis das Wehen der schärferen Morgenluft ihn ermunterte, als schon die Sterne am aufdämmernden Himmel verschwanden, und Purpurstreifen in Osten den nahen Tag verkündeten.

Als Alonzo an der Wohnung des gastfreundlichen Anselmo angelangt war, sah er sich genöthigt, durch wiederholtes lautes Klopfen sein Begehren, eingelassen zu werden, kund zu thun, bis endlich eine alte Magd ihm die Thür geheimnißvoll öffnete. Ohne auf die Fragen des Mütterchens: wo er so lang geblieben? was ihm begegnet sey? u. s. f. zu achten, eilte er auf sein Zimmer, um sich dort ungestört den neuen Gefühlen zu überlassen, die sich seiner bemächtigt hatten.

Die feierliche Stille des Morgens stimmte seine Seele zu ruhiger Betrachtung, und als der junge Tag die Gegenstände um ihn her mit heiterem Licht erhellte, schien auch über seine Empfindungen eine freundliche Klarheit sich zu verbreiten. Aber so wie die Morgensonne nur die Spitzen der Cypressen- und Pomeranzenbäume vergoldete, die Alonzo's Fenster umschatteten, eben so stand, nur theilweise erleuchtet, der Gipfel seiner Gefühle vor seinem Auge. Wohlwollen, Theilnahme und zarte Sorge glänzten ihm, gleich goldenen Früchten und duftenden Blüthen, entgegen; aber der Grund, aus dem sie aufstrebten, wie der Stamm, der sie trug, sollte noch vor ihm im Schatten der Frühe ruhn, bis der Strahl des Mittags sie mit vollem Lichte treffen würde.

Ja, wie der neu erwachte Tag hier ein passendes Bild für Alonzo's Anschauungen geben konnte,

eben so standen die heitern Erscheinungen dieser Stunden im auffallenden Contrast mit des Jünglings Stimmung.

Die frische Morgenluft berührte seine heiße Stirn, ohne sie zu kühlen, und jetzt, da sich alle Augen dem Leben öffneten, schloß der Jüngling die seinen, um innern Gesichten den von der Erde abgezogenen Sinn inniger zuzuwenden.

Der ruhige Kreislauf gleichförmiger Geschäfte begann mit dem Tage sich um Alonzo her zu bewegen, indeß ein nie gefühlter mächtiger Zug ihn selbst abwärts von allem dem führte, was er sonst wohl gedacht und gewünscht hatte. Rastlos trieb es ihn einer Neigung zu, für die er noch keinen Nahmen fand; und dennoch dünkte es ihn, als habe er nur bis hieher gelebt, um durch dieß Gefühl seines eignen Wesens bewußt zu werden. Die Bestimmung seines Daseyns, von welchem Uebereinstimmung die Basis, und Liebe das Element war, erhob sich klar vor ihm. Aber eben deswegen verwirrte ihn jetzt zum erstenmale das Unbestimmte seiner Zukunft, welche sonst nur seine Phantasie flüchtig reitzte; denn er fühlte, daß er nicht mehr mit freiem Gemüth ein neues Verhältniß beurtheilen könne, noch daß er fähig sey, sich dessen fremdartiges Wesen anzueignen.

Die Jugend hat ein weiteres Herz und einen engeren Sinn, als das reifere Alter. Wenn sie das

Leben ernsthaft anschaut, dann scheint ihr eine Begebenheit hinlänglich, um es ganz auszufüllen. — Aber das Schicksal zerreißt ein Band um das andre, das der liebende Sinn als das Einzige und Letzte faßte, und ehe wir es uns versehen, haben wir deren viele geknüpft, die sich gewaltsam oder leise endlich von unserer Hand lösen, und sie blutend lassen; wie jenes Gras, aus dem die Mädchen Knoten schlingen, welches dem, der es unvorsichtig fest hält, die Finger verwundet.

Der alte Anselmo hatte den Jüngling Alonzo zu sich rufen lassen. Er empfing ihn mit unbefangener Herzlichkeit, und schien unwissend über den Vorfall der verwichenen Nacht.

Ohne sich der Ursache deutlich bewußt zu seyn, fühlte auch Alonzo sich darum leichter, und näherte sich mit weniger Befangenheit dem klugen Alten, dem er sonst nicht ohne leise Scheu gegen über stand. Nachdem der Jüngling auf Anselmo's Geheiß neben dessen Lehnstuhl seinen Sitz genommen, redete ihn dieser vertraulich also an:

„Deine Aeltern, mein Sohn, ließen dich in Unwissenheit über die Begebenheiten, welche das Schicksal deiner ersten Jahre bestimmten. Dieses Betragen war so klug als gütig. Deine heitre Jugend verschonten sie mit der Vorstellung der Leiden, welche den Sommer ihrer Tage getrübt hatten, und ent-

fernten zugleich von deiner Seele die zerstörenden Leidenschaften, die gekränkter Stolz und getäuschte Erwartung in dem Gemüth erregen. Rein und fest konntest du dich ausbilden, ohne durch Sorge gedrückt, oder durch Ehrgeitz übereilt, vorwärts getrieben zu werden. In meine Hand legte dein Vater die Leitung deines Schicksals. Ich muß dir Rechenschaft über die Vergangenheit ablegen, damit du selbst berechnen könnest, wie viel dir die Zukunft geben kann."

„Nur selten bietet sich dem Jüngling das Leben so rein dar, daß er nach freier Willkühr den Kreis seiner Thätigkeit darin zu bestimmen vermag. Ehe er geboren wurde, bezeichnet ihn meist schon eine höhere Macht; nehmlich die Verhältnisse, unter welchen er in die Welt tritt, — und das waltende Schicksal wird nur dann dem Menschen ein feindseliger Dämon, wenn er diesem widerstrebend entgegen arbeitet."

„In einer bunten Welt, wie diejenige ist, in welche du dich seit kurzem versetzt siehst, muß nothwendig manches als neu, und reitzend dich anziehen. Die verschiedenen Stände, die sich — gleichsam zur Wahl — deiner Beobachtung darbieten, können Wünsche und Plane für die Zukunft in dir erwecken. Schmerzen würde es mich, wenn diese dem festgesetzten Plan entgegen stünden, den ich für dich im Herzen trage,

und der, von deinen Aeltern gebilligt, sie zu dem schweren Opfer bewogen hat, dich von sich zu lassen."

Hier hielt Anselmo mit einem forschenden Blick auf Alonzo inne. Der Jüngling versetzte: „Ich wünsche, mein Vater, daß dieser Zweck dem Opfer angemessen, und wichtig genug sey, meine Kraft wie meine Neigung zu bestimmen. Wenn Ihr mir mehr sagt, werde auch ich mehr versprechen können; darum nennt mir das Unglück, welches Don Petro so ernst macht, und lehrt mich den Quell der warmen Zähren kennen, die aus meiner Mutter Augen so oft auf die KnabenWange fielen, wenn sie mich in ihre Arme schloß."

„Mein Sohn," erwiederte Anselmo," schon fange ich an zu fühlen, was dein erster Anblick mich hoffen ließ: Du scheinst einer der wenigen glücklichen Jünglinge zu seyn, die ihren ältern Freunden nur zwei Empfindungen einflößen: Stolz und Hoffnung. — Diese rühmlichen Eigenschaften stehen dem wohl an, der den Urhebern seines Daseyns einen edlen Namen dankt, und einen Sinn, um dessen würdig zu handeln. Denn wisse, in dir lebt der letzte Abkömmling des alt catholischen Hauses de Hiedra. Deine tapfern Vorfahren verspritzten im Dienst ihrer Könige und gegen die Feinde der Christen ihr Blut. Nur wenige erfreuten sich der reichen Besitzungen ihres Hauses; meist in der Blüthe des Lebens auf dem Schlachtfelde wurden sie hingerafft."

„Allein trauriger noch war die Feindschaft, mit welcher ihre Enkel sich den Besitz dieser Güter streitig machten. Dieser ein halbes Jahrhundert hartnäckig geführte Prozeß erbte auch auf deinen Vater und seinen nächsten Verwandten, Don Lorenzo de Hiédra fort. Das Schicksal entschied endlich weiser, als die Richter, durch welche es sprach; denn es erkannte den Verlust eines beinahe fürstlichen Vermögens demjenigen zu, welcher diesen Schlag mit festerm Muth zu ertragen fähig war."

„Don Pedro verließ sogleich ein Vaterland, das für ihn keine Spanne Erde mehr hatte, und kaufte von den Trümmern seines vorigen Glücks in St. Domingo ein kleines Besitzthum, das ihn zugleich gegen die dringenden Sorgen der Dürftigkeit, wie gegen den Ekel eines geschäftslosen Lebens sicher stellte."

„Dein Vater, Alonzo, war eitel und stolz, so lange er sich reich glaubte; er hörte auf es zu seyn, und seine Fehler verschwanden mit den nichtigen Gütern des Glücks."

„Sein edler, reich geschmückter Geist ließ ihn den Quell der Zufriedenheit bald in den Tiefen seiner selbst finden, und die neidischen Blicke seiner Gegner theilten ihm nicht mehr das Maaß seiner Glückseligkeit zu. Weisheit und Liebe bereiteten ihm ein ernstes, aber höheres Wohl. Doch wenn deine Aeltern

mit

mit Ruhe über die Vergangenheit nachdachten, und ohne beunruhigende Wünsche für sich selbst in die Zukunft sahen; so war dein Schicksal, mein Sohn, ihnen keineswegs gleichgültig. Ja, sie konnten die Hoffnung nicht aufgeben, dich einst noch im Besitz deines rechtmäßigen Vermögens zu sehen, und ein Gut, das schon lange aufgehört hatte, für sie ein solches zu heißen, schien deinen Aeltern darum nicht minder wünschenswerth für einen geliebten Sohn, dessen Jugend nicht in der Dunkelheit des Mittelstandes zu verstreichen bestimmt war." —

„Ja, Alonzo," fuhr der Greis fort, „dir ward es aufbehalten, Reichthum und Glanz, mit dem Nahmen de Hiedra vermählt, auf glückliche Nachkommen zu vererben."

„Ich, — der Jugendfreund deines Vaters, und bei Don Lorenzo wohl gelitten, dessen Vertrauen ich zu gewinnen wußte, — meldete vor kurzem deinen Aeltern, daß endlich der günstige Augenblick erschienen sey, den ich langsam selbst vorbereitet hatte. Dieß ist's, was deiner Ankunft in Spanien voran ging." —

„Wie?" unterbrach Alonzo den Erzähler, „Mein Vater lebt zufrieden im Schooß der Ruhe und Mittelmäßigkeit, und konnte mich grausam dem ungetreuen Meer stürmischer, mir bisher noch unbekannter Leidenschaften übergeben? Reich will er mich

wisse und er selbst fühlt sich nur glücklich, seitdem er die Schätze verloren, die er zu besitzen nicht mehr achtet?"

„Junger Mann," erwiederte der Greis mit Ernst, „bedenke, daß du bestimmt bist, den alten Groll zu versöhnen, der verderblich bisher zwischen so nahen Blutsverwandten obwaltete."

„O mein Vater," rief hier der Jüngling, „wie seltsam scheint mir dieses! Ich werde um einen veralteten Zwist beizulegen nach Madrid gerufen, — wo die Richter so ungerecht, und selbst die Könige, mit so viel Kräften ausgerüstet, so schwach sind! Ja, wenn ich als ein kleiner Knabe unter unsern Negern umher sprang, um ihnen früher die Feierstunde anzukündigen, und die rauhen Aufseher mir auswichen, wenn ich ihrer Strenge Einhalt that; dann hört' ichs wohl gern, daß die Schwarzen unter einander sich zuriefen: „Seht unsern jungen Gebieter, der edel ist wie sein Vater, und freundlich wie seine Mutter!" Einstmal fand ich dort zwei Männer in heftigem Streit, die unter wilden Ausbrüchen wechselseitiger Wuth einander grimmig anfielen, und als sie mir, dem Knaben gehorchten, da ich zwischen sie trat, und mit meinen kindischen Armen ihre geballten Fäuste entnervte, — nicht höher war ich, als die Kaffestaude in der Zeit ihrer ersten Blüthe — als ich hier zuerst die Macht ken-

nen lernte, die nicht auf der Ueberlegenheit der Stärke beruht: da lief ich triumphirend zu meinem Vater, und rief ihm zu: „Ja, du hattest Recht, als du mir so viel erzähltest von jenem Lande, wo man Ehrenzeichen erhält, und Ehrfurcht gebietende Nahmen führt, und wo ein König herrscht. Denn wo dieser wandelt, kann kein blutiger Zwist seyn zwischen den weissen Sklaven; da hier schon der kleine Alonzo dem Zorne der Männer gebietet." — Aber wo ist denn ein König, wenn er nicht zwischen die Menschen tritt, die sich anfeinden, und die Säle besucht, wo treulose Richter ungerechte Urtheile sprechen?"

„Jüngling," sagte hierauf Anselmo, „der Arm der Könige reicht nicht überall hin! Laß uns die Mächtigen bedauren, in deren Hände so viel Gewalt gelegt ist, als freudiger Wille oft ihre Brust erwärmt; aber nicht immer auch die Weisheit, durch welche die Macht erst zur hülfreichen Gottheit wird, und die allein die Herrscher der Völker über die Beherrschten erhebt; — jene Weisheit, die einzig den Gewaltigen vor dem Haß der Zeitgenossen und der Verachtung der Nachwelt schützt."

„Uebrigens, mein Sohn, führt das Unrecht überall seinen unbestochenen Richter mit sich. Auch dein Oheim erfreut sich daher keineswegs seines Besitzes. Ein ehrsüchtiges Weib, das dem alternden

Lorenzo den Verlust einer geliebten Gattin doppelt fühlen läßt, beherrscht den schwachen Mann; ein eitler Stiefsohn verschwendet mit gedankenlosem Leichtsinn die Schätze, welche der sorgsame Vater seinem einzigen Kinde zu sparen glaubte; und so sieht er trostlos die letzte Frucht eines ungerechten Glückes in Staub verwandelt. Ein Mittel bleibt indeß deinem Oheim, das Schicksal zu versöhnen, wenn er Stärke genug hat, um seinen Entschluß auszuführen. Auf deinem Haupte soll sich der Segen wieder sammeln, der sich von dem unrechtmäßigen Besitz abgewandt hat, wenn du ein Vaterland liebgewinnen kannst, zu dessen Ufern du als Fremdling wiederkehrtest, und wenn nicht tiefe, unauslöschliche Eindrücke — wie sie die Jugend zu nennen pflegt — dich an St. Domingo fesseln."

Der Jüngling, welcher den versteckten Sinn dieser Frage nicht zu verstehen schien, antwortete: „Noch weiß ich nicht, ob ich St. Domingo je vergessen kann, obschon ich anfange, mich weniger fremd in Spanien zu fühlen. Dort habe ich in dem warmen Sande des SeeGestades die ersten Schritte versucht, und in jenen Wäldern zuerst den schlanken Ahorn erklettert. Die heitern Gefühle der Kindheit sind in die Thäler der grünenden Insel eingeschlossen; — aber — vielleicht knüpfen sich mir auch an die Schatten d i e s e r Haine glückliche Erinnerungen!

— Ihr werdet mich immer folgsam finden, wenn ihr mir Don Pedro's Namen nennt. Ich kenne keinen Wunsch, der sich dem väterlichen Befehl entgegen stellen dürfte, da dieser stets für mich das Gesetz der Vernunft und Billigkeit war." Als Alonzo dieß gesprochen hatte, rief Anselmo mit freudiger Geberde: „Gieb mir deine Hand, mein Sohn! Du bist wie ich dich haben wollte, so gehorsam als freimüthig. Nun kann ich unbesorgt für dich handeln, und verlaß dich auf mein Wort: Du wirst dich wohl dabei befinden."

Kaum hatte der Alte unsern Alonzo entlassen, als dieser ungesäumt dem engen Zimmer und den schwülen Straßen entfloh, — um sich dem einzigen Orte zuzuwenden, der ihn jetzt anziehen konnte. Dem Prado eilte der Jüngling zu, und wandelte voll Erwartung unter den hohen Bäumen auf und nieder, die die Reihen der mannichfachsten Kutschen umschlossen. Mit jeder Minute verlängerte sich der Zug: aber Alonzo suchte noch immer umsonst an den vergoldeten Schlägen der Carossen, unter den reich gekleideten Pagen das liebliche Antlitz seines neuen Freundes auf. Oft auch richtete er forschende Blicke auf die SpatzierReuter, welche den Raum zwischen den Wagen ausfüllten, und wenn eine freie jugendliche Gestalt, im leichten Galopp daher sprengend, die übrigen hinter sich zurück ließ, so glaubte er aus

der Ferne Antonio's schlanken Wuchs zu erkennen. Allein, so wie der muntre Reuter näher kam, zeigte sich unserm Alonzo meist nur eines jener unbedeutenden jugendlichen Gesichter, an denen allein die Weichheit der Formen ihre gedankenlose Leere erträglich macht, die aber, wenn mit dem männlichen Alter dieser vorübergehende Reitz verschwindet, alsdann in den schlaffen Zügen nur rohe Charakterlosigkeit darstellen.

Mit vergeblichem Suchen hatte Alonzo schon einige Stunden zugebracht; aber die getäuschte Hoffnung, statt seine Erwartung niederzuschlagen, spannte diese nur höher, und er verließ seinen Standpunkt nicht eher, als bis auch die letzte Carosse aus den Alleen verschwunden war, die jetzt nur von den zurückgebliebenen Fußgängern belebt wurden.

Der Jüngling schweifte nun gedankenvoll in den stillern Gängen umher, und nachdem er alle romantischen Möglichkeiten erschöpft hatte, fiel er endlich auf den wahrscheinlichsten Grund von Antonio's Außenbleiben: daß nehmlich die Herrschaft des Knaben sich nicht unter der Zahl derer befunden haben müsse, die sich heut' im Prado versammelt hatten. Als sich Alonzo über diesen, ihm so wichtigen Punkt beruhigt fühlte, fand er endlich auch Zeit, über das Gespräch mit seinem alten Freund nachzudenken,

dessen Inhalt so bedeutend für ihn seyn mußte, da das Resultat desselben des Jünglings Schicksal wahrscheinlich bestimmte. Auf welche Art er die Aussöhnung seiner Verwandten bewerkstelligen könne, blieb ihm noch ein Räthsel. — Nur eins stand klar vor ihm: daß er von jetzt an Madrid als den Ort seines Aufenthalts anzusehen habe. Ohne es sich bewußt zu seyn, zeichnete seine Phantasie hier in jedes Bild der Zukunft auch den unbekannten Jüngling mit helleren oder mit dunkleren Farben, bald als NebenFigur, und bald als HauptGegenstand. Antonio's Bild erheiterte jedoch immer das ganze Gemälde, und goß lebendige Farben über die schwankenden Umrisse. Daß Antonio sich in Madrid befinde, und daß Alonzo ihn hier endlich finden müsse, war für's erste außer Zweifel. Mit diesen angenehmen Vorstellungen verließ Alonzo heiter den schönen Garten, in dem die Nacht sich früher in die grünen Schatten herab zu senken schien. Für den morgenden Tag hoffte der Jüngling sich eines günstigern Glückes zu erfreun. —

Wie der gestrige Abend vergangen war, eben so verstrich auch der nächste, und der darauf folgende Tag unterschied sich nur dadurch von dem vorhergehenden, daß Alonzo's Sehnsucht brennender, seine fehlgeschlagenen Hoffnungen schmerzlicher wurden, so

wie seine Ungeduld sich bis zur unerträglichsten Qual erhöhete. Schon die Morgenstunden hatte er damit zugebracht, alle Straßen der Hauptstadt zu durchkreuzen, und in jedes ansehnliche Gebäude einen spähenden Blick zu werfen, ob nicht einer oder der andre seiner geheimnißvollen Unbekannten sich ihm darin zeige. — Aber alles sein Forschen war fruchtlos gewesen. Der Jüngling wähnte sich nun durch einen feindseligen Zauber verblendet; denn daß zwei Menschen drei Tage lang in Madrid seinem Blick entgehen könnten, dünkte seiner Ungeduld unmöglich. Er kehrte heute mit dem Vorsatz, seine Achtsamkeit zu verdoppeln, an seinen Posten zurück, und der durchdringende Blick, mit welchem er aufs neue jede Kutsche musterte, wie sie nach und nach bei ihm vorbei fuhren, erregte die Aufmerksamkeit einiger Cortejo's, die mit eifersüchtigem Wahn den Reitzen ihrer Damen das wiederholte regelmäßige Erscheinen des Jünglings zuschrieben; nur Alonzo's natürliche Feinheit, vereint mit dem Ausdruck eines männlichen Muthes, zog ihn glücklich dießmal aus einigen Wortwechseln, die für den Fremdling hier leicht gefährlich werden.

Auch von den Frauen konnte ein junger Mann nicht lange unbemerkt bleiben, der wie dieser sich vortheilhaft auszeichnete, und noch überdieß sich so ausschließend mit ihnen zu beschäftigen schien. Denn aus einem unerklärbaren Gefühl suchte Alonzo

in der That meist, wo er in den Kutschen die schönsten Frauen zu sehen glaubte, darin seinen Unbekannten, und es würde ihn keineswegs überrascht haben, das edle feine Antlitz an einem Platz zu finden, für den die Natur es zu bestimmen schien, da sie diesen sanften Zügen die zarte Mischung stolzer Würde zugesellte. Leicht erklärbar war das Aufsehn, das der fremde Jüngling gleich lebhaft bei beiden Geschlechtern erregte; denn seine etwas abweichende Aussprache machte ihn als einen Ausländer kenntlich, und sein regelmäßiges Erscheinen im Prado reizte die Neugier. Ueberdieß war Alonzo gemacht, um die Aufmerksamkeit eines jeden zu erwecken, der die Gestalt als den Spiegel der Seele zu betrachten gewohnt war. Gern verweilte auf seinen Zügen der geübte Blick, der das willkührliche Spiel der Natur von dem zu unterscheiden wußte, was aus den Tiefen des menschlichen Wesens sich über die Bildung verbreitet, und mit jenen Zufälligkeiten verschmolzen, die Geheimnisse des Innern in leisen Farben andeutet. So nehmen die stets bewegten Wellen den Farbenton des Erdreichs an, über dessen Untiefen das Gewässer eilend dahin flieht.

So wie überhaupt die Umrisse seines Gesichts nur in stärkern Verhältnissen die treffende Aehnlichkeit seiner Mutter, einer Andalusierin, zeigten, vererbten auch auf ihn jene dunkel blickenden Augen,

in deren Nacht man sich, wie in eine unendliche Tiefe verliert, um ein erneutes Daseyn darin zu finden. Ihr Feuer milderte ein Zug von Schwermuth, der über den scharfgezeichneten Augenbraunen schwebte. Aber mit klarer Besonnenheit faßte der beobachtende Blick jeden bedeutenden Gegenstand.

Die Gluth tiefer Empfindung schien, vereint mit dem heißern Himmelsstrich, von Alonzo's Wange das lebhafte Incarnat der Jugend verzehrt zu haben; ein blässeres Roth gab den sprechenden Zügen eine geistigere Anmuth, und ein schneller Wechsel der Farben ergoß sich oft wunderbar über das Antlitz, wie der Wiederschein einer unsichtbaren Glorie. Sein Wuchs, ohne zu den größern gezählt werden zu können, vereinte den Charakter der Kraft und Zartheit; und das vollkommenste Ebenmaaß der Glieder verbreitete Harmonie und Würde über diese reiche jugendliche Gestalt. In sich vollendet, wie ein seltnes Meisterstück der Kunst, wirkte er eben so auf das Gemüth; denn ohne sich dessen bewußt zu seyn, fühlte man, wie bei diesem, das reine Ergötzen, mit welchem unser Auge die Uebereinstimmung edler Formen betrachtet. — Aber dieß Gefühl wurde noch erhöht durch das stolze Wohlgefallen an der harmonischen Organisation eines empfindenden Wesens, das unserm Geist den Adel der menschlichen Natur darstellt.

Müde der neugierigen Blicke, die ihn belagerten,

und gleich geängstigt durch die Grüße der Frauen, die ihm freundlich aus den Kutschen entgegen flogen, wie durch die zudringlichen Fragen der Duegnen, flüchtete endlich Alonzo aus diesem Gewimmel bunter Gestalten. Wie die Bilder einer magischen Laterne schien sich dieses um ihn herum zu drehen, ohne ihm auch nur einmal das theure Angesicht zu zeigen, nach welchem er verlangte. Erschöpft kam er nach Hause. Er fühlte sich krank und außer Stand, die Gegenwart eines Menschen zu ertragen, mit dem er nicht von dem einzigen Gegenstand seiner Gedanken sprechen konnte.

Beatrix, die alte Magd, kam stillschweigend ihm Erfrischungen zu bringen, aber Anselmo erschien nicht. Der Alte zeigte sich überhaupt vollkommen unwissend über Alles, was zeither vorgegangen war. Wenn Alonzo ihn zeitiger als sonst verließ, fragte er nie nach der Ursache. Eben so stumm wurde ihm die Thür des Hauses geöffnet, wenn er in späten Stunden davor erschien. Seine Hausgenossen hatten das Ansehn, als ob sie gar keine Veränderung in des Jünglings Lebensweise bemerkten; allein hätte nicht eine Vorstellung so ausschließend Alonzo's Sinne beherrscht, so würde es ihm nicht entgangen seyn, daß man ihn nur darum niemals ausfragte, um ihn unbemerkt desto schärfer zu beobachten.

Die Glocken hatten schon zum Angelus geläutet, und die Dämmerung brach herein, als Alonzo sich des andern Tages im Prado einfand. Er war in seinen Mantel tief verhüllt, und schlich düster durch die bunten Menschenhaufen, ohne aufzublicken. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er nicht unter diesem lärmenden Schwarm seinen Freund wieder finden werde. Bald lenkte er seine Schritte der langen Allee zu, die er seitdem so oft durchwandelt hatte. — Schon hörte er das Plätschern der Fontaine, und Erwartung wechselte mit Furcht bei jedem Pulsschlage in seinem Herzen ab. Jetzt stand er in dem wohlbekannten, von Granatbäumen umfaßten Kreise, in dessen engem Raum, wie in einem magischen Zirkel, alle seine sehnsüchtigen Gedanken gebannt waren. Der Platz war leer, auch den Rasensitz fand Alonzo einsam; es war keine Spur rings umher zu entdecken, daß ein lebendes Wesen diesen Ort seitdem besucht habe.

„Hier oder nirgends mehr!" rief der Jüngling, indem er sich auf die Ruhebank warf. — Er wiederholte trübsinnig diese Worte, wie sie Antonio ihm beim Scheiden zugerufen hatte. „Hier nicht, — also nirgends mehr soll ich dich wieder finden, Antonio!" fuhr er im Selbstgespräch fort. — „Du willst — vielleicht kannst du nicht mehr diese stillen Schatten aufsuchen. Oder wärst du hier gewesen

in einer Stunde, da ich dich nicht vermuthete? — Hast auch du vergebens deinen Freund unter diesen Bäumen erwartet?"

Indem er dieß sagte, brach er eine der glänzenden weissen Trauben, welche die Zweige des Acacienbaums schmücken, und legte sie auf den Rasensitz, um seinem Unbekannten ein Zeichen seiner Anwesenheit zurück zu lassen, wenn er auch heute ihn hier verfehlen sollte. Noch beschäftigte sich Alonzo mit Allem, was er seinem jungen Freunde zu sagen sich heute vorgenommen; denn er fühlte dunkel, daß dieser Augenblick nur einmal so wiederkehren könne.

Noch hatte die Erwartung, die seit fünf qualvollen Tagen ihn täuschte, — auch jetzt noch ihn mit freundlichen Versprechungen hingehalten; aber als es immer später zu werden schien, und Alonzo sich noch allein sah, — fing er endlich an die Hoffnung aufzugeben, den Unbekannten je zum zweitenmal zu sehn, der ihn so seltsam angezogen, und der jetzt nur seiner zu spotten schien. Hastig verließ er diesen Platz, und eilte auf dem nächsten Wege der Straße zu.

Hier bemerkte der Jüngling, daß seine Ungeduld ihm einen heimtückischen Streich gespielt haben müsse; denn nach der kurzen Erfahrung, die er über Madrid zu sammeln Gelegenheit gehabt, sahe er nun, daß es so gar spät nicht seyn könne.

Er fand noch Alles in lebendiger Bewegung.

Lachende Mädchen trippelten am Arm ihrer zärtlichen Freunde vorüber, muntre Jünglinge zogen über den Platz, Puerto del Sol, und als unser Alonzo sich von dort der Straße zuwandte, die der alte Anselmo bewohnte, traf er dicht an dessen Hause eine Nachtmusik, um die sich müßige Zuhörer gesammelt hatten, und er sah hier die Unmöglichkeit, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, seine Wohnung zu erreichen, die er leicht um diese Stunde schon verschlossen finden konnte.

Mißmuthig kehrte er um, und überlegte bei sich selbst, wie er der schwärmenden Menge entgehen könne, deren sorglose Fröhlichkeit ihn nicht ansprach, ja vielmehr den Contrast mit seiner düstern Stimmung schärfer heraus hob. Doch wo sollte er Ruhe finden, wenn es nicht an dem Platz war, wo ihn zuerst, seit er die Heimath verlassen, ein milder Odem der Freiheit angeweht hatte? — Und er richtete ungesäumt, ob wohl langsamer, seinen Gang zu dem Prado zurück. —

Die Nacht war gestirnt, und der Mond ruhte noch hinter den Gebirgen. Desto heller schimmerten die tausendfachen Lichter der Nacht; diese begnügten sich jedoch den Himmel mit ihrem zitternden Glanz zu erheitern, ohne die umdämmerte Erde aus ihrer Ferne zu erleuchten.

Eine tiefere Dunkelheit herrschte in dem Garten, da, seit Alonzo ihn verlassen hatte, auch der letzte

dämmernde Schimmer verschwunden war, der, wenn die Sonne hinab sinkt, noch den Horizont im Westen erhellt. Aber dem Jüngling waren diese Gänge zu wohl bekannt, um auch in den tieferen Schatten sich nicht zu verirren.

Ein wohlthätiger Schauer ergriff ihn, und hemmte seine Schritte, als er die Allee herauf die leisen Töne eines Instruments zu vernehmen glaubte. Jeder Andre würde vielleicht diesen Klang für den Nachhall jener abwechselnden Melodieen genommen haben, die eben vielfach um ihn her erschollen; doch sein ahnender Sinn ließ ihn bei diesen fernen Lauten eine zärtere Hand und tiefere Bedeutung vermuthen.

Je näher Alonzo diese Töne vernahm, desto mehr bestätigten sich seine Ahnungen. Einzelne, nur durch die Harmonie unter einander zusammen hängende Accorde wurden mit so leiser Vibration der Saiten gegriffen, daß die schwebenden Finger eines ätherischen Wesens durch bisher noch unbekannte Tonleitern zu irren schienen.

Alonzo lauschte aufmerksam, ob kein Gesang sich mit den klagenden Saiten verbände, der ihm die theure Stimme kenntlich machte. Doch, als Alles stumm blieb, trat er näher hinzu, und sprach halb laut Antonio's Namen aus. — „Du hier, Alonzo!“ erwiederte sogleich der verhüllte Jüngling, und kam aus den dunklen Schatten seinem Freund ent-

gegen. „Endlich habe ich dich wieder!“ rief dieser freudig, „versuche es, dich vor mir noch einmal auf so lange zu verbergen!“ —

„Nicht ich, mein Freund,“ versetzte Antonio, „das Schicksal selbst zieht den Schleier um mich. — Und wie der Zufall auf einen Augenblick uns hier einander finden läßt, wird mich das ernstere Geschick bald auf immer vor dir verhüllen.“

„Ja, nur dem Zufall danke ich's,“ erwiederte Alonzo, „daß ich dich endlich wieder sehe, da mich nach langem Warten die Ungeduld schon von hier vertrieben.“ Nach einem kurzen Stillschweigen sagte Antonio: „Es ist spät: — denn bei einem Schmause aufgehalten, konnte Don Silvio nicht früher seine Freunde verlassen. Schon ist beinahe eine Woche verstrichen, seit du mich hier zuerst fandest, ich erwartete dich nicht mehr; darum nahm ich diese Gefährtin mit, um mit ihr von dir zu reden.“ — Bei diesen Worten drückte der schwärmerische Knabe die Lippen auf das Saitenspiel. — „Es ist so folgsam,“ setzte er hinzu; er griff einen wehmüthigen Accord und sagte: „Hörst du, wie die Saiten immer gleichgestimmt mit den Tönen hier erklingen?“ er zeigte auf die Brust. „Wie oft schlummre ich, das Haupt an ihren schlanken Hals gelehnt, ein, indeß die Finger wie im Traum durch die Saiten irren, deren Gelispel mich in Schlaf wiegt! Wie viel

habe ich ihnen seitdem von dir gesagt, indeß sie mir zu antworten schienen! — denn sonst darf ich es Niemand vertrauen, daß ich dich gefunden." — „Lieblicher Schwärmer," rief Alonzo „so vertraust du mir minder als deiner Laute, da du ihr Gefühle mittheilst, die mir ewig ein Geheimniß bleiben sollen. Auch in den Tiefen meiner Brust wohnt eine Saite der Harmonie, die dir rein den Anklang der deinen zurückgeben wird. — Sprich, warum konntest du jenem Don Silvio, den du deinen Gebieter nennst, nicht unser zufälliges Zusammentreffen mittheilen? — Glaubst du, daß auch heute, wie damals, mich dein gebieterischer Wink zurück halten werde, mich diesem jungen Mann zu nähern? — Nein, Antonio, du siehst mich entschlossen, die Auflösung eines Räthsels, das mich unaufhörlich seitdem beschäftigte, von ihm zu verlangen, da du es mir verweigerst. Eine ahnende Stimme sagt mir, daß ich deinem Schicksal eine andre Wendung zu geben bestimmt sey. — Du suchst umsonst den geheimnißvollen Drang aufzuhalten, der mich antreibt."

„Mein Schicksal ist geendet!" erwiederte Antonio mit feierlicher Trauer, — „und die Stimme, die dich irre führt, ist nur des Jünglings rasche Thatenlust, — nicht der Schutzgeist meiner Tage. Dieser hat das Buch schon geschlossen, indem er die gegenwärtige Stunde aufzeichnete; denn ich komme,

dir Lebewohl zu sagen." Mit peinlicher Ungeduld rief Alonzo, ihn unterbrechend: „Suche mir nicht auszuweichen! — Seltsames Geschöpf, — soll ich nie von dir die Stimme der Wahrheit vernehmen?" —

„Du solltest, wenn du sie verstehen könntest!" — sagte der Knabe nach einem kurzen Besinnen. — Zugleich setzte er sich auf die Rasenbank, und ergriff die Guitarre. Alonzo ging mit hastigen Schritten auf und nieder, indeß der andre anmuthig auf seinem Instrument präludirte, und endlich in eine bestimmtere Melodie überging, zu welcher er folgende Worte sang:

Was rauscht ihr, duftende Gesträuche?
Um mich in freudig reger Lust? —
Ihr wölbt die frei bewegten Zweige
Um eine kranke, öde Brust.
Den Busen kühlet euer Wehn,
Doch könnt ihr, was ihn quält, verstehn? —

Der grünen Schatten leises Weben
Verhüllet eurer Blüthen Pracht:
So birgt das jugendliche Leben
Ein dunkles Mißgeschick in Nacht.
Indeß es einsam, trüb verblüht,
Weiß Niemand, wie es heiß geglüht.

Auch hier durchbricht ein heitrer Schimmer
Die Dämmrung einen Augenblick;
Doch, wie er schnell erlöscht, auf immer
Sinkt Alles tief in Nacht zurück: —
So folgt dem einzig hellen Tag
Des Kummers düstrer Schatten nach.

Aus unbekannten Fernen wallen
Des Thaues Perlen still herab:
Wenn heiß vom Aug' die Tropfen fallen,
So trocknet mild der Freund sie ab.
Er sieht der Zähren stillen Schmerz,
Den tiefen Quell verschließt das Herz.

Drum segle hin! — wo sich die Welle
Dort an der Heimath Ufern bricht.
Du dringst in die verborgne Zelle,
Die bald mich eng umschließet, nicht.
Vergebens forscht nach ihr der Freund
Wo still um ihn die Treue weint.

Alonzo's heftige Bewegung schien nach und nach sich zu legen, so wie allmählich der Zauber der reinen Stimme auf ihn wirkte.

Seine Schritte wurden langsamer, endlich blieb er mit in einander geschlagenen Armen vor dem anmuthigen Sänger stehn.

Der Mond stieg eben über den Horizont herauf, und durch die hohen Pappeln erschien die leuchtende Silberscheibe so klar und nah, als rolle sie unmittelbar hinter den Bäumen im tiefen Blau vorüber.

Alonzo fühlte sich ruhiger, ungewiß, ob das Lied des Jünglings daran Schuld sey, oder das heitere Mondlicht, das in die dunkele Nacht, wie ein tröstender Gedanke in ein finsteres Gemüth, sanft belebend herein trat. — Noch hatten beide Jünglinge sich fast nur an der Stimme erkannt. Der Vollmond, wie er höher stieg, erhellte den einsamen Ort, ohne den geheimnißvollen Zauber dieser Stunde zu stören.

Unser Alonzo, im Anschaun seines lieblichen Freundes verloren, schien die Fragen vergessen zu haben, nach deren Beantwortung ihm vorhin so dringend verlangte. Er wußte nicht mehr als vordem; dennoch war er befriedigt, und seine vorige Unruhe machte einer stillen Wehmuth Platz.

„Du weisest die Hand des Freundes zurück," sagte der Jüngling, indem er Antonio schmerzlich betrachtete, „und lösest so das einzige Band, das mich an Spanien knüpfen konnte! Ja, ich werde zurückkehren nach St. Domingo; denn hier kann ich nicht bleiben, wo sich die Mauern erheben, die dich einkerkern sollen. O könnte ich dich doch in jene schöne Insel mit mir hinüber nehmen! — Mich dünkt,

du allein hättest mir dort gefehlt. — Laß mich diesen Don Silvio jezt erwarten, und wenn er ein Recht auf dich hat, sollen meine Bitten ihn gewinnen; wo nicht, so will ich das meinige mit dem Schwert gegen ihn behaupten."

„Wehe mir," unterbrach ihn Antonio unter Thränen, „du wirst mich durch deinen unbesonnenen Eifer verderben! — Genug sey es dir zu wissen, daß Don Silvio mich nur für diesen kurzen Augenblick der höheren Gewalt entzogen hat, welcher er selbst mit mir unterworfen ist. — Doch wie strenge bestraft das Schicksal diesen ersten Fehltritt! — er raubt meiner Jugend den Engel, der bisher mich schützend und trostreich im Unglück umgab — den Frieden des Gemüths. Der erste Genuß der Freiheit führt mich in ein Labyrinth des Irrthums. — Du weißt nicht, was du mir anbietest, edler Mann, — noch wie unwürdig deines Zutrauens das hülflose Wesen ist, dem du deinen starken Arm leihen willst, indem es dich selbst gezwungen hintergeht! Lebe du glücklich und frei! — ich bin geschaffen, um durch Fesseln gebunden zu werden, in deren Zwang die Menschheit trostlos verkümmert."

Alonzo hatte schweigend des Unbekannten Hand gefaßt, und legte sie stumm auf sein Herz, gleichsam als wolle er dem muthlosen Jüngling Kühnheit und Entschluß einflößen, indem er ihn den lebensvollen

Schlag desselben belauschen ließ. Sein Blick ruhte mit dem Ausdruck eines so innigen Gefühls auf dem jungen Freund, daß dieser, durchdrungen von Alonzo's Liebenswürdigkeit, einen Augenblick sein eignes Schicksal vergaß, um sich ganz dem Eindruck zu überlassen, den diese edle Gestalt auf ihn machte. Ergriffen von Wehmuth und Liebe, rief Antonio: „Herrlicher, herrlicher Mann! — der du, vollendet in aller Kraft und Schönheit, jetzt mit zärtlichen Blicken voll Antheil vor mir stehst, — dir soll ich zum langen Abschied die Hand bieten? — Nicht immer wirst du so rein und muthig bleiben! auch du wirst im Kampfe des Lebens ermatten, — du wirst untergehen in den Wogen der Zeit, — und mir bleibt nichts von dir zurück, als das Angedenken der einzig reichen Stunde, in der du mich liebtest! — Hinüber schwimmen wird das leichte Schiff zu dem Eiland, das du liebst, und wo Niemand meinen Nahmen kennt, — an diese Stunde wird dich nichts mahnen." —

„Glaubst du nicht, mein Freund," versetzte Alonzo, „daß wir in unsrer Brust allein die Erinnerungen der Liebe tragen? — Die äußern Gegenstände wirken nur so viel auf uns, als wir ihnen selbst zugestehen."

„Nein," rief der traurende Knabe, „ich fühle, daß es nicht ganz so ist. — Als mir die Mut-

ter starb, da ich noch ein Kind war, da hing ich mich trostlos an ihr erblichnes Antlitz, wollte die kalte Hand mit meinem heißen Odem erwärmen, und empfand schrecklich, als sie auf mein kindisches Schreien nicht antwortete, daß eine andre Welt zwischen uns lag. Aber bald entfernte man das schluchzende Kind von diesem Anblick; man brachte mich in ein andres Haus und in einen Garten, worin sie mir nie Pomeranzen gepflückt hatte. Hier fand ich zwar die Mutter nicht, aber ich vermißte sie weniger da, wo ich nicht gewohnt war sie zu sehen. Die Welt schien so einen neuen Kreis um mich zu ziehen, und wenn ich sie nicht sah, stand dennoch kein Platz hier leer, die sie sonst alle eingenommen hätte. Aufs neue hüpfte das Kind erheitert in diesem bunten Zirkel neuer Eindrücke umher. — Und bleiben wir nicht immer Kinder, Alonzo? — Wenn die Freude uns einen frisch geflochtenen Kranz reicht, fällt es uns wohl ein zu sagen: hier fehlt eine Blume, die ich liebte! — Nein, nur wenn wir die aufgelöste Kette halten, fallen unsre Thränen auf die Stelle, wo die LieblingsBlume heraus gerissen wurde." —

Antonio hatte, während er dieß sprach, beide Hände seinem Freund überlassen, und senkte selbstvergessen sich in anmuthiger Hinneigung gegen den Jüngling, der in dieser Stellung allein durch seine

Kraft den schlanken Körper des schönen Knabens aufrecht erhielt. — In diesem Augenblick hörten sie im nahen Kloster die Glocke, die zum Mitternacht Gebet ruft.

Ein tiefer Schauder durchbebte Antonio's Glieder. — „Vernimmst du diesen Laut, Alonzo?" fragte er leise, — „künftig werden diese Töne die einzigen seyn, die mich an das Leben erinnern; aber in dieser Stunde will ich stets für dich beten!" — Die Erschütterung dieses Moments war zu heftig für das zarte Geschöpf; seine Kniee wankten, und durch Alonzo's lebhafte Anstrengung, ihn aufrecht zu halten, zog er ihn an seine Brust, auf der das schöne Haupt gleich einer Lilie lag, über deren silbernem Kelch der glühende SolanoWind geweht hat.

Alonzo umfaßte die schlanke Gestalt mit seltsamer Beklemmung. Die zärtliche Besorgniß um den jungen Freund ließ ihm nicht Zeit, seine Gefühle bestimmt zu entwickeln, und so schlang er, selbst leise bebend, den Arm nur fester um den zierlichen Leib, indem er sich allein des Bemühens bewußt war, Antonio vor dem Fallen zu bewahren.

Eine feierliche Minute hatten beide schweigend gestanden, als plötzlich eine fremde Hand die zarte Umarmung der Unschuld mit rauher Bewegung trennte. Zugleich vernahm Alonzo die an seinen erschrockenen Gefährten gerichtete Worte: „Ha, klei-

ne Schlange! — so schlau wußtest du mich zu hintergehen? — Hinweg von hier, eh ich versucht werde, an dem verführerischen Buben die Schmach zu rächen, der du mich preis giebst!" Alonzo kehrte sich hier gefaßt gegen den Fremden, und indem er mit männlicher Kraft Antonio fest hielt, dessen sich der andre zu bemächtigen strebte, fragte er: „Was habt ihr mit diesem Knaben, Don Silvio? Bezeugen kann ich, daß er euch harmlos hier erwartete." Aber mit verbißner Wuth antwortete dieser: „Ihr seyd sehr schlau oder sehr vorwitzig, daß ihr mich zur Rechenschaft zu ziehn euch unterfangt. — Soll ich euch rathen, junger Mann, so überlaßt mir ohne weitern Streit ein Geschöpf, zu dessen Vertheidigung euch nichts berechtigt."

„Das Recht, ein wehrloses Wesen gegen Gewaltthätigkeit zu beschützen, ward jedem Mann, der Muth besitzt, sein Blut daran zu wagen, um den Uebermuth zu züchtigen." Indem Alonzo dieß sagte, zog er den Degen. — „Ha!" rief der Andre, ausser sich vor Zorn, Antonio zu: „so warst du schaamlos genug, einen Fremden gegen mich zu bewaffnen!" Antonio erwiederte bittend: „Besinnt euch, Silvio! — Eure Heftigkeit allein reitzt diesen Jüngling, der mich nicht kennt. — Ihr hört, daß er in mir nur euern Pagen sieht, und mich nur darum nicht

in eure Hände zurück geben will, weil ihr mir unhold begegnet." —

Ein bittres Lachen war Don Silvio's ganze Antwort. Er wandte sich hierauf zu Alonzo, und sagte gemäßigter: „Von euch erwarte ich, daß ihr nicht länger ein Weib in Schutz nehmt, das sich durch so niedre Lügenkünste jetzt in euren Augen so verächtlich zeigt, als es bereits in den meinen war." — In demselben Augenblick zog Alonzo den Arm zurück, mit dem er noch immer das zitternde Mädchen umfaßt hielt. —

„Künftig hin, junger Mensch," fuhr Don Silvio fort, da er diese Bewegung für ein Zeichen seiner Nachgiebigkeit nahm, „seyd weniger vorschnell mit euerm Beistand wie mit euerm Degen; beides könnte euch leicht gereuen."

„Nur dann könnte michs gereuen," rief Alonzo, indem er ihn zurück hielt," wenn ich diese Gelegenheit vorbei gehn ließe, ohne euern eiteln Stolz zu demüthigen. — Laßt uns einen Gang mit einander versuchen, damit ich zuerst hieran den Edelmann erkenne, den euer Betragen bisher nicht verrieth." — Mit mehr Feinheit, als des Fremden voriges Benehmen vermuthen ließ, kehrte sich dieser um, und antwortete: „Jetzt liegt mir die Pflicht ob, dieses Mädchen in Sicherheit zu bringen, da der Weiber Geschrei sich übel zum ernsten Kampfe schickt;

— morgen aber um dieselbe Stunde wird an mich die Reihe kommen, euch zu fragen, ob ihr euch mit Don Silvio de Almeres messen dürft?"

Als er dieß gesagt, und eben im Begriff war, mit dem verkleideten Mädchen den Platz zu verlassen, richtete sich diese mit edlem Stolz empor, — sie zitterte nicht mehr, und stand fest und frei. Aber indem sie mit einer raschen Wendung zurück trat, und gegen Alonzo die Arme ausbreitete, rief sie mit dem rührendsten Ton des liebenden Schmerzes: „Lebe wohl! — ich bin unschuldig!" —

Wie von unsichtbarer Hand getroffen, blieb Alonzo bewegungslos am Boden geheftet. Ein unerwarteter Lichtstrahl erhellte das Geheimniß seiner Seele; aber ein neues schreckliches Räthsel war zu lösen, und der furchtbarste Argwohn stieg, wie eine Gewitterwolke, düster vor des Jünglings Sinnen herauf, und bedeckte das reine Bild der Liebe.

Wer war dieser Don Silvio, daß er so kühn, als eigenmächtig verfahren durfte, und von welcher Art war der Betrug, dessen er das Mädchen beschuldigt hatte? — so fragte der Jüngling bei sich. War Eifersucht oder gekränkter Stolz die Ursache von des Fremden Zorn? — Beides zugleich schienen seine Aeußerungen zu verrathen. — Kein zartes Gefühl sprach aus seinen entflammten Zügen, ja, keines seiner Worte war einer milden Deutung fähig.

— Sie mußte eine Verworfene oder er ein Wahnsinniger seyn. — Doch selbst dieser letzte Fall war nicht denkbar. Ein genaues Verhältniß mußte durchaus beide verbinden; denn der Gehorsam, mit dem sie ohne Widerrede ihrem Begleiter folgte, zeugte von dem Recht, das dieser an sie hatte, so wie auch das Bestreben, Alonzo über ihr Geschlecht noch bis zum letzten Augenblick zu täuschen, als Don Silvio sie verrieth, eine besonnene Verstellung vermuthen ließ.

Alle diese Fragen und Zweifel kreuzten sich in des Jünglings Seele; kein Ruhepunkt war hier zu finden, — kein Leitfaden führte aus diesem neuen Labyrinthe. —

Wie sehr war sein jetziger peinlicher Zustand von dem verschieden, in dem er sich zeither befand! Inniger Antheil und liebende Ahnungen hatten sein Gemüth meist angenehm beschäftigt, und selbst die Unruhe der Erwartung nahm damals einen sanfteren Charakter an. Ein Augenblick hatte furchtbar zerstörend sein ganzes Wesen aufgeregt!

Jetzt sah er, wie durch einen Zauberschlag, seinen lieblichen Freund in ein reitzendes Geschöpf verwandelt, das in Alonzo's Brust zugleich die glühende Liebe und den quälenden Argwohn entzündete. So hatte sich die heftigste Leidenschaft seiner Sinne bemächtigt, ohne daß er ihr weder zuvorkommen, oder nur die Gefahr ahnen konnte, die ihn bedrohte.

Allein indem er glaubte, die Strafbarkeit dieses geheimnißvollen Mädchens als erwiesen annehmen zu müssen, — erklang in seiner Seele das letzte energische Wort, das sie ihm zugerufen hatte, — und sie stand wieder vor ihm in aller Herrlichkeit, wie sie sich aufrichtete mit jener Würde der Unschuld, die kein erniedrigtes Geschöpf nachzuahmen vermag. Alonzo fing allmählich an zu hoffen, es könne in dem Reich der Möglichkeit eine Verkettung der Umstände geben, welche das räthselhafte Wesen rechtfertige, von dessen Ruhm oder Schmach seine Ruhe abhing.

Aber was half ihm auch der Glaube an ihre Unschuld? Sie war ihm entrissen worden! und vollbrachte vielleicht schon morgen das traurige Opfer, das sie auf immer seinem Blick entzog. Verarmt und trostlos warf er sich jetzt auf den Platz, wo er sich so reich geträumt hatte, und barg sein bethräntes Antlitz in den AcacienBusch, dessen Blüthen nur eben das gelockte Haupt des allzugeliebten Mädchens liebkosend umwankt hatten.

---

Der Morgen dämmerte herauf, als Beatrix unserm Alonzo stumm die Thür öffnete. — Zerstreut fragte dieser, ob ihr Herr wach sey? — „Ey beileibe nicht!" versetzte die Alte. „Wie sollte der gute alte Herr sich des Morgenschlafes berauben, nach-

dem er gestern, um euch zu erwarten, zwei Stunden länger wach geblieben!" — Mit einem flüchtigen „So?" — verließ er die lauschende Alte, die, durch des Jünglings Anrede aufgemuntert, schon gehofft hatte, einen Theil seines Geheimnisses zu erbeuten, — und jetzt mißmuthig von jungen Leuten murmelte, aus denen Niemand klug werden könne.

Alonzo's Kummer wurde noch durch das quälende Gefühl vermehrt, daß er mit dem reinsten Herzen beschämt vor einem Mann, stehen müsse, der ihn mit so edlem Zutrauen behandelt hatte, und der durch sein scheinbar leichtsinniges Betragen zu einem demüthigenden Mißtrauen berechtigt war. Der Gedanke, daß Anselmo ihn mit zweideutigen Blicken messen könne, wie es so eben Beatrix gethan, jagte ihm alles Blut in die Wangen.

Kaum hatte Alonzo Zeit gehabt, sich in der Einsamkeit der ersten Morgenstunden zu sammeln, um über sich und die Mittel nachzudenken, die er als die einzigen erkannte, um den Frieden in sein Herz zurück zu bringen, das jetzt durch so streitende Leidenschaften bestürmt war: als Anselmo unerwartet in des Jünglings Zimmer trat. Der Greis grüßte freimüthig den verwirrten Alonzo. — Er war völlig angekleidet, und schien wie von einem Geschäft außer dem Hause zurück zu kommen. — „Ich muß dich heute besuchen, mein Sohn," sagte er im

halb scherzhaften Ton, „da ich dir Rechenschaft als Sachwalter abzulegen habe, — und ich glaubte dich um diese Stunde kaum wach; denn nach einer durchschwärmten Nacht, wie die gestrige, bedarfst du wohl der Ruhe, ehe diese Feste dir zur Gewohnheit werden.“

Alonzo, der diesen feinen Vorwurf verstand, antwortete mit Offenheit: „Ja, mein Vater, ich habe diese Nacht schlaflos zugebracht; aber die Begebenheiten derselben waren nicht von so heitrer Art, daß ich mich nun einem sorglosen Schlummer überlassen könnte.“ —

Der alte Mann versetzte: „Jüngling, ich werde irre an dir. — Seit wenigen Tagen sehe ich deine Lebensart umgewandelt, und dennoch scheinst du immer dir gleich zu bleiben, als ob dein besseres Selbst sich mit der Thorheit abfinden könne. Unthätig sieht man dich bei Tage unter dem Schwarm der Müßiggänger umher schweifen, und oft zeigst du dich an dem gastfreundlichen Thor, erst wenn die Sterne verschwinden. Ich habe dich scharf beobachtet, und mit Erstaunen sah ich dich in ein Nachdenken versunken, das ich noch nie als die Begleiterin eitler Träumereien gefunden habe.“

„Ich fordere keine nähere Erklärung hierüber; die bündigste, die du mir geben kannst, wird in der Antwort liegen, die ich, deinem Verspre-

chen gemäß, von dir zu erwarten berechtigt bin."

Des Jünglings Herz schlug voll banger Ahnung; — hell stand auf einmal Alles vor ihm, was er zu fürchten hatte.

Anselmo fuhr zu reden fort: „Endlich gestern gelang es mir, den Wunsch des schwachen Lorenzo, sich mit deinem Vater auszusöhnen, zum unwiderruflichen Entschlusse zu befestigen. Die feindseligen Absichten seiner Frau gebieten ihm, ungesäumt die bestimmtesten Maaßregeln zu ergreifen, um sein einziges Kind von der ewigen Gefangenschaft eines Klosters zu retten. Auch sein Stiefsohn, der ein leichtsinniger Verschwender, und zufrieden ist, seinen Aufwand fortsetzen zu können, ohne sich um die Mittel zu bekümmern, die ihn in den Besitz der ergiebigen Quelle setzen könnten, — auch dieser hat durch einige unbesonnene Schritte seinen lebhaften Antheil an der Schwester verrathen; und die Mutter sieht, daß sie nicht auf ihn, als die Stütze ihres Unternehmens rechnen kann. Daher verdoppelt sie ihre Aufmerksamkeit, und schon gelang es ihr, das jammernde Mädchen aus ihres Vaters Gegenwart zu verbannen. Aber der tückische Plan soll ihr dennoch mißlingen; denn dir, mein Sohn, ist es vorbehalten, ein holdes Geschöpf der Raubsucht zu entreißen. Zum voraus sagt sie Don Lorenzo als Braut dir feierlich

durch

durch mich zu; in der That, die angenehmste Bedingung für einen Jüngling, der, noch durch keine Leidenschaft eingenommen, hier den liebenswürdigsten Gegenstand derselben finden muß. Doch die Minuten sind kostbar; wir werden daher noch heute deinen Verwandten, der dich erwartet, besuchen."

Mit starrem Schrecken hatte Alonzo die Erzählung des Greises angehört, und noch eine Zeitlang stand er sprachlos diesem gegen über. Endlich rief er im Ton des schmerzlichsten Affekts: „Warum, o warum mußtet ihr bis heute diese Entdeckung mir verschweigen? — oder, warum muß ich vielmehr sie in diesem Augenblick vernehmen? — Doch was sag' ich! — konnte menschliche Vorsicht das Unvermeidliche abwenden? — und könnte Schonung das gegenwärtige Uebel mildern?" —

„Vergebt, mein Vater," setzte der Jüngling gelassener hinzu, „daß die Zerrüttung, die mein Wesen zu zerstören droht, euch einen Augenblick sichtbar wurde! — Noch mehr aber verzeiht das Schweigen, das ich mich gezwungen sehe über die Ereignisse der letzten Tage zu beobachten. Ich fühle allzu wohl, daß nur ich selbst die Harmonie in mir wieder herzustellen vermag, — die meinem Daseyn unentbehrlich ist. — Eine schwere Sorge würde ich auf eure Seele legen, und meine Brust wäre darum nicht leichter."

„Noch erwarte ich deine Antwort, mein Sohn," versetzte Anselmo mit Ernst. Denn du erwartest wohl nicht, daß diese schwärmerischen Träume dich in meinen Augen mit der Wirklichkeit abfinden sollen?" Alonzo fühlte selbst zu gut die seltsame Verwickelung seiner Lage, als daß er den Vorwurf seines alten Freundes ungerecht hätte nennen dürfen. Er erwiederte: „Wenn mich ein tieferer Bewegungsgrund veranlaßt, die Freiheit meines Willens im Widerspruch mit den Absichten eurer väterlichen Freundschaft zu behaupten: so legt auch das Gesetz der Ehre mir eine ernste Pflicht auf. Ein räthselhafter Vorfall verwickelte mich gestern in einen Streit, dessen Ausgang ich zu erwarten verbunden bin. Unmöglich kann ich ein Daseyn der Liebe darbringen, das vielleicht schon den Todesgöttern geweiht ist."

„Junger Mensch," sagte der Greis nach einer Pause, „die Erfahrungen eines ganzen Lebens scheinen sich seltsam bei dir in den engen Raum von einigen Tagen gedrängt zu haben. Ich muß das Schicksal walten lassen, das dich so wunderbar ergriffen hat, und den Ausgang abwarten. Nur eins verlang' ich von dir zu hören; denn gesichert will ich darüber seyn, daß kein Bube sich mit dir zu messen wagt. Kannst du mir deinen Gegner nennen?" — „Er selbst," anwortete Alonzo, „nannte sich Don Silvio de Olmeres."

„Don Silvio de Almeres!“ wiederholte der Alte einigemal mit lebhaftem Erstaunen. „Folge mir, mein Sohn!“ setzte er schnell hinzu: „mit diesem Gegner will ich dich gleich aussöhnen! — Ich glaube diesen jungen Mann zu kennen,“ fuhr er mit einer gesammelten Miene fort, als fürchte er zu viel zu sagen. „Leichtsinnig und verwegen, aber ein ächter Spanier an Feinheit der Sitte und Ehrgefühl, ist dieser Don Silvio gemacht dein Freund zu werden. Indeß bereite dich mich zu begleiten. Vielleicht führt uns das Schicksal früher deinen Feind als deine Braut entgegen? Ueberdieß verdient ein armes Mädchen, das eben lebendig begraben zu werden sich verurtheilt sieht, zum mindesten das Mitleid des spröden Ritters, der sie zu befreien verschmäht.“

Hier überließ Anselmo unsern trübsinnigen Freund seinem eignen Nachdenken. Die letzten Worte des Alten, obschon sie im Ton des Scherzes gesprochen wurden, ließen einen scharfen Stachel in Alonzo's Brust zurück. Jetzt erinnerte er sich an das verhüllte Schicksal seiner Unbekannten, und ob er gleich nach Allem, was seitdem vorgefallen, Ursache hatte, die Wahrheit der geheimnißvollen Erzählung zu bezweifeln, die sie ihm stückweise anvertraute, dennoch dachte er nicht ohne bange Besorgniß an die Möglichkeit, daß so viel Reitz und Zärtlichkeit in den Mauern eines Klosters ihr Grab finden sollte. Das Unglück

seiner Verwandtin erregte durch die Aehnlichkeit ihres Schicksals seinen Antheil, und da Alonzo sich zu fest entschlossen fühlte, um von einer Zusammenkunft etwas fürchten zu müssen, stand er nicht länger an, wenigstens hierin dem Wunsch seines alten Freundes zu willfahren, da er übrigens nur dem höheren Gesetz der Ehre in seiner Brust zu folgen gesonnen war. Der halb scherzhafte Ton, den Anselmo zuletzt gegen ihn angenommen, bestärkte ihn nur in diesem Vorsatz; denn, wenn die Jugend den spottenden Scherz des Alters über die Gefühle hört, die allein ihr ernst und heilig scheinen, dann verschließt sie sich oft mit verderblichem Starrsinn jedem Rath des kälteren Urtheils, so bald er ihr mit dem Ton der Ironie geboten wird. Aber nur zu oft rechtfertigt auch der leichtsinnige Jüngling den charakterlosen Wankelmuth und die berechnete Vorsicht der Selbstsucht mit der kalten Klugheit des Greises, wenn dieser nicht durch Ernst und Milde die Wärme der Empfindungen ersetzt, die vom kalten Hauch des Winters in seiner Brust erstarrten.

„Ja," rief Alonzo, und seine Thränen flossen, „nichts hält mich mehr an diesem Ufer auf, wo ich nur Täuschung fand, und nur Reue zurück lasse. Im Schooß der heimischen Insel sollen die Gefilde der glücklichen Kindheit mich tröstend auffangen, und die Natur wird mein Herz beruhigen, wie sie es einst entzündet hat."

„Dann wird Spanien wie das Land der Träume hinter mir liegen, in dem die Geheimnisse einer schöneren Welt sich auf Augenblicke vor uns zu entrollen scheinen, wo aber schreckende Larven bald rings um uns her erscheinen, die sich immer näher drängen, und den betäubten Sinn ängstigen, bis wir endlich auffahren, und noch zitternd uns besinnen, daß es ein Traum war.“

In dieser Stimmung und mit so festem Entschluß gewaffnet, ließ Alonzo sich stillschweigend von dem alten Anselmo leiten, der jetzt rüstiger und verjüngt neben dem Jüngling daher schritt. Bald befanden sie sich in einer der angesehensten Straßen der Hauptstadt, und vor einem pallastähnlichen Gebäude. Das Erste, was ihre Blicke beim Eintritt in den weiten Hofraum auf sich zog, war ein prächtig gezäumtes Pferd, das zu einem SpazierRitt geschmückt zu seyn schien, wie sich die jungen Spanier gern nnter den Balkonen ihrer Schönen zu zeigen pflegen. Aber wie groß war Alonzo's Erstaunen, als er an der Kleidung des Pagen, der den Zügel des ungeduldig stampfenden Rappen hielt, — dieselben Farben erkannte, die er bei Antonio's Gewand zu unterscheiden geglaubt hatte. Noch hatte unser Alonzo nicht Zeit gehabt, sich von dieser Ueberraschung zu erholen, als aus dem Innern des Hauses — Don Silvio hervor trat. Eben wollte dieser das Pferd besteigen, als Alonzo's unwillkührliche Ausrufung ihn aufmerken machte. Der Blick mit dem Don Silvio den Jüngling maaß, überzeugte diesen, daß auch er von seinem Gegner erkannt worden sey — und eine zürnende Röthe ergoß sich flammend über die Wangen der beiden Jünglinge. Der vorsichtige Anselmo kam dem drohenden Gewitter zuvor, indem er zwischen sie mit diesen Worten trat: „Don Silvio! hier stelle ich euch in Don Alonzo de Hiedra den Verwandten vor, den euer Vater erwartete,

wie ihr wissen werdet; und du, Alonzo, siehst in Don Silvio de Almeres den Sohn deines Vetters.

„Wer von euch hier eingeführt wird, ehrwürdiger Mann, versetzte ehrerbietig Don Silvio, darf sicher darauf zählen, nur Freunde in diesem Hause zu finden. Was euch betrifft, Don Alonzo," setzte er hinzu, indem er sich mit edler Feinheit gegen den Jüngling kehrte, — „so möchte ich wohl zürnen, daß die Gesetze des Gastrechts mir das stolze Vergnügen verbieten, meinen Degen mit dem euren zu messen. — Doch von einem so glücklichen Sieger erkenne ich mich ohne Kampf überwunden; denn fürwahr, ihr wurdet unter einem günstigen Gestirn geboren, da sogar meine Unbesonnenheit eurem Vortheil dienen mußte. Wenn ihr dieses bedenkt, so könnte mir wohl mein Leichtsinn eine seltene Frucht für die Zukunft tragen — eure Freundschaft." Mit diesen Worten verließ er den in Verwunderung verlornen Alonzo, um sich auf sein andalusisches Roß zu schwingen, das leicht und stolz mit ihm davon trabte.

Alonzo fand keine Zeit, seinen Begleiter um die Erklärung der zauberartigen Erscheinungen zu bitten, die ihn hier überrascht hatten; Anselmo stieg vor ihm die Marmortreppe hinauf, und Alonzo folgte mit der Ahnung, daß dieses Haus ihm noch mehr Wunder enthüllen sollte. Sein Führer trat jetzt mit dem Jüngling in Don Lorenzo's Gemach, den sie mehr träg, als krank auf seinem Ruhebett ausgestreckt fanden. — „Hier bring ich ihn dir, rief der fröhliche Alte seinem Freunde zu, „und wenn je Teufel Amor hier Unfug getrieben, so geschah es mit diesem Jungen da!" — Hier öffnete sich eine Seitenthür, — und vor Alonzo's schwindelndem Blicke stand im hellen Strahl des Tages und in aller Glorie der eignen Schönheit das holde Bild seiner Liebe, von dem weiblichen Gewand umflossen,

das ihre Reitze zu erhöhn, und durch den Ausdruck jungfräulicher Unschuld gleichsam zu heiligen schien. Bewegungslos starrten Beide einander noch an, als Anselmo der Eintretenden zurief: „Nun, schöne Antonie! empfangt ihr mit so wenig Merkmalen der Freude euren jungen Vetter Alonzo? den ein günstiger Wind uns von St. Domingo herüber führte, nur —

"Um dich zu finden," unterbrach ihn Alonzo, indem er zärtlich ihr entgegen eilte. — Aber die Freude wirkte auf das holde Geschöpf gleich lebhaft wie der Schmerz, und zum zweytenmal umfaßte Alonzo fest das zitternde Mädchen, um sie aufrecht zu halten. Doch mit wie ganz verschiedenen Empfindungen! Er war sich in diesem Augenblick seiner Liebe deutlich, wie seines Glückes bewußt, und wie die Sonne freundlich hier zum erstenmal die vereinten Liebenden umstrahlte, so erhellte sich vor seinen Augen jede Dunkelheit, die noch so kurz vorher ihm undurchdringlich schien; — denn der geheimnißvolle Knabe lag jetzt, in die ihm zugedachte Braut verwandelt, — an seiner klopfenden Brust.

Amalie v. Imhoff.

# Druckfehler.

Seite IV Zeile 25 statt: Organisirung, lies Organisation — S. 6 Z. 19 st. welcher, l. welchen — S. 17 Z. 8 st. noch, ohne l. noch ohne Z. 10 st. Gegenstande;. aufzufassen; l. Gegenstande aufzufassen; — S. 37 Z. 19 st. lebendige Liebe l. lebendige Macht der Liebe — S. 45 Z. 15 st. daß so viel l. daß es soviel — S. 48 Z. 8 st. Baurenstandes l. Bauernstandes — S. 60 Z. 24 st. vom l. von — S. 85 Z. 15 und 16 st. man, mißdeutend sie, zur Unzeit l. man mißdeutend, sie zur Unzeit — S. 87 Z. 14. st. umarme l. umarmet. — S. 91 Z. 8. st. heiligen l. heil'gen — S. 95 Z. 9 mit Sorgfalt auch, l. mit Sorgfalt, auch Z. 17 st. nah l. noch Z. 21 st. Blume l. Blumen — S. 100 Z. 14 st. auffaßt l. auf faßt — S. 107 Z. 13 st. ohnedem l. ohnedieß — S. 111 Z. 2 st. Hyginia l. Hygicia — S. 122 Z. 16 st. ine inen l. in jenen — S. 156 Z. 16 st. Unschuldiger l. Unschuldigen — S. 196 Z. 2 st. Bauermädgen l. Bauermädchen — S. 270 Z. 1 st. Dze l. Die — S. 275 Z. 17 st. Rausche l. Rauschen — S. 354 Z. 1 st. wisse l. wissen — S. 328 Z. 10 st. Raphael l. Rafael

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nr. 1358 Ausgang: März 1979
I. Schäden:
II. Behandlun

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stampeel, Nicolaus Peter, 1762-1810

Taschenbuch für die Verehrer der schönen Literatur und einer ausgewählten Lectüre

Berlin 1814

P.o.germ. 1442 ov
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121166-7